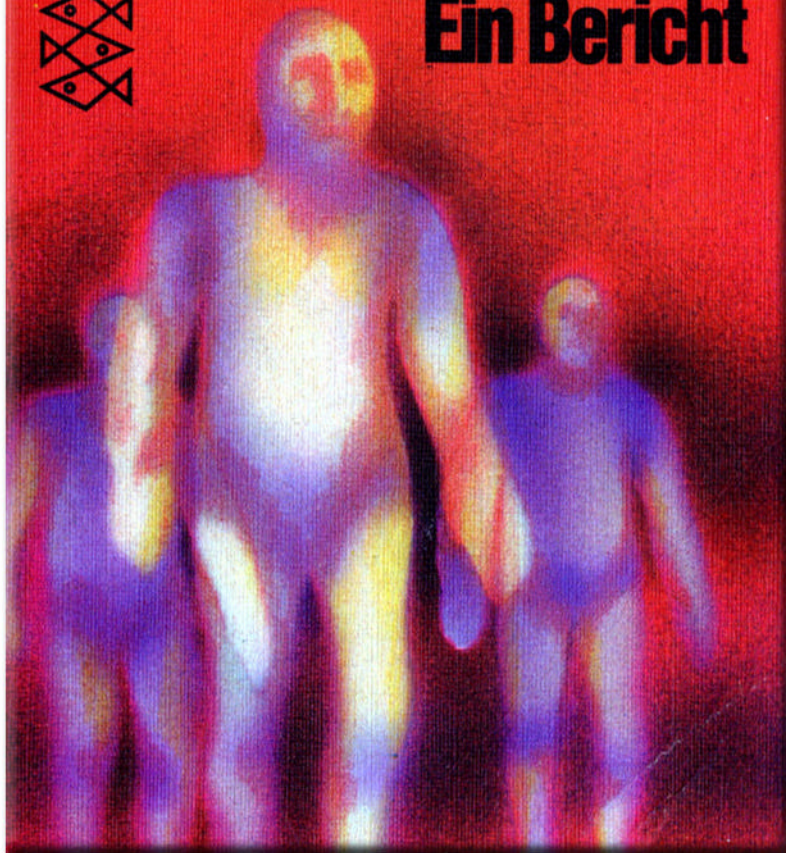


Fernseh-Kritikerpreis
»Die Goldene Kamera«

Fischer Orbit

Rainer Erlen Die Delegation

Ein Bericht



Rainer Erler

Die Delegation

Ein Bericht

Fischer Taschenbuch Verlag

Dieses Buch entstand nach dem Fernsehfilm ›Die Delegation‹
von Rainer Erlen, produziert von der Bavaria Atelier GmbH,
München, im Auftrag des Zweiten Deutschen Fernsehens.
Fischer Taschenbuch Verlag
Dezember 1974
Ungekürzte Ausgabe



Umschlagentwurf: Jan Buchholz / Reni Hinsch
Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des
C. Bertelsmann Verlages, München, Gütersloh, Wien
© Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH, 1973
Gesamtherstellung:
Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 3 436 02075 3

Zunächst scheint am Tode des Fernsehreporters Will Roczinski nichts Merkwürdiges zu sein. Ein Autounfall. Und dennoch gibt es Hinweise darauf, daß dieser Unfall nicht ganz zufällig geschah. Ein Kollege beginnt zu recherchieren, entdeckt Tonbänder, Fotos und Filme, trifft Leute, mit denen Roczinski kurz vor dem Tode sprach, und kommt zu der Überzeugung, daß der Tote einer ungewöhnlichen Sache auf der Spur war: »Außerirdische Lebewesen besuchen die Erde...« Haben etwa SIE etwas mit dem Tod des Reporters zu tun?

Das Universum beginnt
eher einem großen Gedanken zu gleichen
als einer großen Maschine.

Sir James Jeans
Englischer Physiker
und Astronom

Am 11. November stirbt der Fernsehreporter Will Roczinski. Er ist zweiundvierzig Jahre alt.

Sein Wagen stürzte von einer Brücke des San Diego Freeway, einer Autobahn südlich von Los Angeles. Fotograf, freier Reporter für Funk, später fürs Fernsehen, die letzten zwei Jahre fester Mitarbeiter des *aktuellen forums*, einer Magazinsendung des ZDF, das waren die Stationen seiner Arbeit.

Er stand nie in den Brennpunkten des Weltgeschehens, seine Berichte brachten keine Sensationen. Er war in gewisser Weise Feuilletonist, routiniert im Verkauf kritisch-ironischer Reportagen, schlagfertig, glatt. Dazu eine Portion Wiener Charme von der eisigen Sorte. Ein Gesicht, das zum Inventar des Fernsehens gehörte, das man ein halbes dutzendmal im Monat sah und sofort wieder vergaß. Das lag vielleicht auch an der getönten Brille, hinter der Roczinski seine Augen zu verstecken pflegte.

Er hatte keine Freunde, weder im Beruf noch privat. Keinen Kontakt zu Kollegen.

Will Roczinski – sein Name wurde in jede seiner Reportagen als Fußtitel eingblendet. Trotzdem fand ich keinen, der diesen Namen auf Anhieb fehlerfrei schreiben konnte.

1

Der Nachruf war kurz.

Ich hatte das Erste Programm eingeschaltet, die Tagesschau der ARD. Der Empfang der UHF-Kanäle des zweiten und dritten Programms ist hier wegen der Berge manchmal sehr schlecht. Vielleicht liegt das auch an unserem bayerischen Föhn. Der muß ohnehin für so vieles herhalten, was hier im Süden unerklärlicherweise nicht funktioniert. Logisches Denken am Montagmorgen zum Beispiel.

Die Aufnahmen vom Mond kommen vorzüglich herunter, nur die letzten acht Kilometer, die scheinen unüberwindlich! Heute liefen, zur Abwechslung, Jalousie-Schatten über den Bildschirm.

Es war bereits zehn nach acht. Nachrichten in Schlagzeilen: Ein Foto von Roczinski. Der Sprecher sagte etwas von langjähriger Tätigkeit für das deutsche Fernsehen und von einem Autounfall in den USA. Das war alles.

Das ging so vorbei, wieder einer tot, einer, den man nicht persönlich gekannt hat. Der anonyme Tod tut uns nicht weh. Als nächstes ein Bild von einem, der noch lebte, ein Jubilar. In Freiburg beging heute seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Roczinski wurde zweiundvierzig.

Um halb zehn läutete das Telefon: »Hallo, Sie arbeiten beim Fernsehen, ja?« Kein Name, keine Entschuldigung für den späten Anruf, ausländischer Akzent, wer war das?

»Ja, ich bin Autor und Regisseur, stimmt! Und Sie sind Schauspieler?«

»Schauspieler? Nein! Wie kommen Sie darauf?« Wie komme ich darauf? Es war das Nächstliegende. Schauspieler rufen hier

zu jeder Tages- und Nachtzeit an. Fremde und Freunde wollen sich in Erinnerung bringen; für den Fall, daß ich wieder mal einen Film zu besetzen habe... Gut, er war also keiner. Aber vielleicht war er Schriftsteller, Dichter, Drehbuchautor, Erfinder von Geschichten, der mir eine seiner Ideen andrehen will? Oder Teppichhändler. Das war die neueste Heimsuchung. Günstige Gelegenheit, Discountpreise. Direktimporte aus Persien.

»Ich bin nicht Schauspieler, und ich habe keine Teppiche, und ich erfinde auch keine Geschichten. Mir geht es um die Wahrheit, verstehen Sie! Ich bin Amerikaner. Ich bin nur wenige Tage hier in München. Mein Name ist Wingard.« Sein Deutsch war eigentlich ausgezeichnet. Den leichten Akzent hielt ich für Masche. »Ja, Herr Wingard, was kann ich für Sie tun?« Dummes Geschwätz. Ich hatte nicht die geringste Absicht, etwas für diesen unbekanntesten Amerikaner zu tun, der nachts um halb zehn bei mir anruft.

»Sie können gar nichts für mich tun! Haben Sie die Nachrichten gesehen, im Fernsehen, heute um acht?«

»Ja, warum?«

»Und was sagen Sie dazu?«

»Wozu?«

»Zu dem Autounfall!«

Was für ein Autounfall? Aber dann kam mir doch so eine Ahnung.

»Sie meinen diesen Reporter, diesen... diesen Roczinski?«

»Roczinski, ja! Sie sagen das so... so... Haben Sie ihn nicht gekannt?«

»Persönlich, nein! Leider.«

»Ich denke, Sie sind beim Fernsehen?«

»Ja, aber von denen, die für Tagesgeschehen oder Dokumentation arbeiten, kenne ich kaum jemanden. Ich bin diesem Roczinski nie begegnet. Wir haben uns nie gesehen.«

»Das ist dumm! Dann sind Sie für mich der falsche Mann!«

»Der ›falsche Mann‹ – wofür?«

»Die sprachen in den Nachrichten nur von ›Autounfall‹! Autounfall! – Das sagt doch gar nichts – oder? Ich habe angerufen bei denen. In Hamburg, bei der Tagesschau. Habe ihnen die Geschichte erzählt, was da wirklich los war, was da passiert ist am 11. November. Aber alles Ignoranten. Ich bin sicher, wenn *Sie* die Geschichte kennen und es denen plausibel machen... Irgendwann muß doch die Wahrheit ans Licht, finden Sie nicht?«

»Welche Wahrheit?«

»Die Wahrheit über Roczinski. Die Wahrheit, warum er sterben mußte, verstehen Sie! Roczinski wußte einfach zuviel. Er hat diese Leute verfolgt, sie wollten ihn los sein.«

»Welche Leute?«

»Roczinski starb, weil er einer außerirdischen Macht im Wege war.«

»Aha.«

»Ja, Sie haben mich richtig verstanden! Er hat Wesen verfolgt, die unsere Erde besuchten. Sie kamen irgendwoher. Von einem anderen Sonnensystem, von einem anderen Planeten. Abgesandte einer fremden Zivilisation. Er hat sie verfolgt. Sie fühlten sich bedroht. Sie haben ihn getötet. Ganz einfach!«

»Ganz einfach, natürlich...«

Also doch ein Mann, der Geschichten erfindet – verrückte Geschichten, Horror – Utopia – Science fiction... Ein Spinner, der nun gereizt wurde.

»Sie nehmen mich nicht ernst, was? – Hören Sie, ich kann Ihnen das beweisen! Ich besitze das gesamte Material. Es existieren sogar Fotos von diesen Wesen. Es waren mindestens vier. Eine Delegation!«

Wer läßt sich schon gern für dumm verkaufen? Der Grund, warum ich mich trotzdem mit diesem Wingard verabredete, war weniger seine blödsinnige Geschichte, als vielmehr der Umstand, daß er wirklich an diese Geschichte zu glauben schien.

Als hätte ich in meinem Job nicht schon mit genügend, allerdings sehr liebenswürdigen Verrückten zu tun! Ich habe ihn also nach Geiseltagesteig bestellt zu den *Bavaria-Ateliers*. In die Kantine von ›Europas schönster Filmstadt vor den Toren Münchens‹.

Es war bereits drei und der Mittagsrummel vorüber. Ein penetranter Fischgeruch schwebte noch im Raum und erinnerte mich daran, daß es gemäß einer bayerisch-katholischen Vereinbarung Freitag sein mußte.

Gleich neben der Tür saßen zwei Dutzend Kleindarsteller, Statisten also, Komparsen, wie wir sagen. Man hatte ihnen lange graue Bärte ins Gesicht geklebt. Sie warteten nun im Frack und Gehrock auf ihren Auftritt in einem der Studios. Ein aufmerksames ›Mahlzeit-Mahlzeit‹ kam mir entgegen. Einer sprang auf, begrüßte mich mit Handschlag. Ich kenne die meisten persönlich, aber die Maske dieses Mannes war zu perfekt. Schon aus diesem Grunde war es sinnlos, daß er mir vertraulich zuraunte, er habe nächste Woche nichts zu tun. »Schade, ich auch nicht! Ich drehe erst wieder im April!«

»Ach, erst im April...!«

Sie blickten mir nach, ein Raunen am Tisch: »Erst im April – im April...!«

Es war nicht sehr viel los zur Zeit. Es war seit Jahren nicht mehr sehr viel los für diese Leute. Keiner von denen hatte regelmäßig zu tun. Die achtzig Mark am Tag waren zwar nicht schwer verdient, aber wieviel Achtzig-Mark-Tage gab es denn noch im Jahr, seit die großen Spielfilmproduktionen eingestellt waren, seit jede Fernsehproduktion um jede Etat-Mark mit dem Sender feilschen mußte. Massenszenen waren da nicht mehr drin. Knapp fünfhundert ›Kleindarsteller‹ sind hier in München amtlich registriert. Viele von ihnen versammeln sich regelmäßig in einem Gasthaussaal zur ›Filmbörse‹. Da geht man dann durch die Reihen, muß Hände drücken, dem und jenem zuwinken, die meisten kenne ich seit zwanzig Jahren – und dann hat man von den vielen hundert Gesichtern nur zweiunddreißig oder sechsundvierzig für die nächste Produktion auszuwählen – für jeweils einen Tag...! Ehrlich gesagt, mir ging das immer sehr an die Nieren. Da gab es Operettensänger, denen die Münchner früher zugejubelt haben, Tänzerinnen mit Gicht in den Gelenken, ja, natürlich auch junge Modelle, Mannequins, Dressmen, viel Eitelkeit, auch Bequemlichkeit, denn besonders anstrengend war dieser Job ja nicht – und sehr viel Hoffnung, daß eines Tages die große Chance kommt, der Durchbruch, das Bild in der Zeitung, eine Hauptrolle, die glanzvolle Karriere. Ein Traum – fernab von jeglicher Realität. Also – bis zum April...

Ganz hinten in der Ecke, wo die Belegschaft sich selbst bedient, stimmte der ›Mailänder-Karl‹, ein Oberbeleuchter, mit bierseliger Stimme ein bayerisches Lied an. Die kehligen Laute gingen im Gelächter seiner Kollegen rasch wieder unter. Die hatten schon Feierabend; es war ja Freitag. Und auch in den Studios war nicht mehr viel los. An Original-Schauplätzen zu drehen, in echten Wohnungen, Büros, Restaurants, war nicht nur wesentlich billiger, das Ergebnis war auch überzeugender und authentischer. Es war deshalb keine

Modetorheit, es war ein Sprung in die Realität, wenn wir, wo immer sich das einrichten ließ, die Arbeit in den Ateliers, in den teuren, künstlichen Dekorationen vermieden.

Jetzt standen einige der großen Hallen von Europas schönster Filmstadt bisweilen leer. Vielleicht sang deshalb der ›Mailänder-Karl‹ seine traurigen Lieder, Lieder vergangener Tage, als ›Traumfabrik‹ noch ein Zauberwort war, als berühmte deutsche Kameraleute alten Schlages eine einzige Szene stunden-, am liebsten tagelang ›ausgeleuchtet‹ hätten. Denn das Belichten von Zelluloid war damals Magie, und der ›Mailänder-Karl‹ war fast so etwas wie ein Zauberlehrling, der nicht so recht begreifen kann, daß es heute ohne Hokuspokus gehen muß. Im Herbst wird er pensioniert.

Ansage über die Lautsprecher. Die Aufgerufenen, ein Schwarm bunter Schmetterlinge, wirbelten hoch: Ballett, grell geschminkt, in poppigen Kostümen.

An einem der Fenstertische machten zwei Redakteure einen Nachwuchsautor fertig. Ihn wird nun für die nächsten Jahre intensiver Fischgeruch an eine künstlerische Niederlage erinnern. Daneben trank einer Kaffee und las in einer klein zusammengefalteten Zeitung. »Herr Wingard?«

»Ja...« – Er versuchte aufzustehen, steckte dabei die Zeitung in die Innentasche seines Jacketts.

So sieht kein Irrer aus, dachte ich mir, kein Scherzbold, kein Spökenkieker, kein Hochstapler. Das Leben besetzt immer gegen den Typ, wie wir sagen. Verbrecher und Pastoren sehen in Wirklichkeit immer ganz anders aus als in unseren Filmen. »Behalten Sie doch Platz, Herr Wingard.« Ich bestellte mir Tee. Wingard war vielleicht Mitte fünfzig, untersetzt, fast kahl. Hinter einer randlosen Brille hatte er lustige Augen. Vielleicht fand er wirklich alles sehr lustig, zum Beispiel, daß ich auf ihn hereingefallen war, daß ich wirklich gekommen bin.

»Verrückte Geschichte, was? Hier ist meine Karte.« Leinen mit Goldrand. In Postkartengröße.

ROBERT J. WINGARD
WRECKER SERVICE
SANTA ANA, CAL.

Sechs Telefonnummern, vier Adressen. »Abschleppdienst, in Kalifornien?«

»Ja. Und dann noch Gebrauchtwagen, Schrott und so weiter. Ich habe drei Filialen. Übrigens, ich stamme aus Kattowitz. Was sagen Sie zu meiner Story?«

»Ihre Andeutungen am Telefon gestern abend klangen sehr... naja... seltsam...«

»Seltsam? – Sie glauben mir nicht? Ich dachte, ein Regisseur hat genügend Phantasie.« Wingard kramte in seiner Brieftasche herum. »Hier, das sind diese Leute!« Er schob mir ein Foto herüber. Amateuraufnahme, sechs mal sechs. Der breite weiße Rand war abgegriffen, die Aufnahme grau und unscharf. Sie war anscheinend aus einem Auto heraus geschossen worden, vom Fahrersitz durch die Windschutzscheibe nach vorn. Neben dem Scheibenwischer klebten Plaketten. Auf einer stand in Spiegelschrift *Canada* und noch irgendein Zusatz. Darunter das rote Ahornblatt, Kanadas Staatswappen.

Vor dem Wagen ein Stück Sandstraße, rechts davon felsige Hügel. Vier weiße Gestalten standen oben auf dem Kamm. »Hier, Fortsetzung...«

Wingard schob zwei weitere Fotos über den Tisch. Gleiches Format, gleicher Aufnahmepunkt. Die vier Gestalten liefen auf das Auto zu, sie steckten in weißen Monturen. Gesichter waren nicht zu erkennen.

Nächstes Foto: Sie waren herangekommen, näherten sich dem Wagen von der Seite, waren vielleicht noch zehn, zwölf Meter entfernt.

Letztes Bild: Es wurde unheimlich. Augen starrten mich an. Die Sonne glänzte auf kahlen Schädeln. Drei standen im Hintergrund, aber einer war dicht an das Seitenfenster des Wagens getreten. Sein Mund war halb geöffnet. Der Körper wirkte verschwommen, die Gesichtszüge waren unscharf, entstellt durch die Reflexe der Scheibe. Zerfließende Konturen, ein grobes, verwischtes Raster, körnig, zerfressen. Aber deutlich und scharf ein bohrender, stechender Blick aus tausendjährigen Augen. »Wer hat diese Fotos gemacht? Roczinski?«

»Nein. Kann man hier reden?« Wingard sah sich um. Die Redakteure am Nebentisch hatten dem Nachwuchsautor eine Atempause gegönnt, einen Augenblick der Besinnung. Taktik. Er blickte hinaus in den Park. Farbloses Grau in Grau. Zwischen kahlen Büschen verflüchtigte sich eine Illusion, eine Idee, der Glaube an das eigene Talent. »Nein, hier kann man nicht reden.«

Es hatte angefangen zu regnen.

Der Leihwagen war Mittelklasse, eng und stickig. Wir saßen in unseren Mänteln, Wingard rauchte hektisch, ich schnappte vergeblich nach Luft. Wenn man die Fenster öffnete, lief das Wasser herein und tropfte auf Knie und Schulter. Der Parkplatz vor dem Studio hatte sich geleert. Wir saßen da und schwiegen, und ich starrte immer noch auf diese merkwürdigen Fotos.

»Waren Sie mit Roczinski befreundet, Herr Wingard?«

»Nein, er war nur ein Kunde. Und ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen. Zu tun hatte ich allerdings zweimal mit ihm. Das erste Mal hat er einen Wagen bei mir gekauft. Neunundsechziger Chevi-Bel-Air, zweifarbig, sehr gut erhalten. Er zahlte mit Kreditkarte. Mach ich ungern, wegen der Prozente. Aber er war wohl nicht mehr flüchtig, Sie verstehen. Er meinte, die zehn Prozent, die sollte ich einfach drauf schlagen. Das hätte mich warnen sollen. Also gut, wir machten es rund: zwölfhundert Dollar.

Das zweite Mal, das war so zwei, drei Wochen später. Da wußte ich bereits, daß seine Kreditkarte ein fauler Apfel war, wie wir sagen. Gesperrt. Nichts mehr wert. Aber da war Roczinski schon tot, und was von ihm noch übrig war, das hatten die Cops schon weggebracht, in einer Zinkwanne. Auch die persönlichen Sachen, Koffer mit Kleidern, Tonbandgerät und so. Aber wie ich das Wrack auf meinem Hof stehen sah und wiedererkannte, da kam mir so 'ne Ahnung, das war reiner Instinkt. Ich wußte, da ist noch was drin. Und dann haben wir aufgeschweißt.«

»Und? – Was gefunden?«

»Steht hinter Ihnen!«

Auf dem Rücksitz lag eine alte, verschmutzte Reisetasche aus Leder. Einige Riemen waren abgerissen, ein Griff war angesengt. Ich hatte das ungepflegte Stück für Wingards Gepäck gehalten.

»Die gehört Roczinski?«

»Jetzt gehört sie mir!«

»Und was ist drin?«

»Der Beweis für meine Geschichte: Tonbänder, Fotos, Tagebücher. Und elf Rollen Film! Ich habe mir alles genau angesehen. Recorder hab' ich zu Hause, Filmprojektor hatte ein Freund. Glauben Sie mir, das Ganze ist eine Tragödie, nicht nur für diesen Roczinski – für uns alle!« Wingard holte die Tasche nach vorne und stellte sie mir auf den Schoß.

»Hier, die ist verkäuflich – samt Inhalt.«

»Sie können doch Roczinskis Tasche nicht verkaufen, Mister Wingard, die gehört Ihnen doch gar nicht!«

»Sie werden lachen, ich kann. Es war mein Wagen. Er hat ihn nicht bezahlt. Er hat ihn zu Schrott gefahren. Das Wrack war freigegeben. Wenn ich dann noch was finde, dann ist das meine Sache. Ich halte mich da an die Gesetze meines Landes!«

»Präsentieren Sie doch dem Fernsehen die Rechnung für den Wagen!«

»So schlau war ich auch. Aber die hatten Roczinski zwei Wochen vor dem Autokauf gefeuert und seine Kreditkarten gesperrt. Das waren nämlich Firmenkarten, nicht mal seine eigenen! Nein, beim Fernsehen war bis jetzt nichts zu holen. Der Weg zu meinem Geld, der geht nur über diese Tasche.«

»Also, wieviel wollen Sie haben? Zwölfhundert Dollar...?«

»Moment, Moment mal, ja? Ich bin mit dieser Tasche aus den Staaten angereist, nicht nur, um Ersatz für meinen alten

Wagen zu bekommen. Und seit ich gesehen habe, was drauf ist auf diesen Filmrollen, weiß ich auch, was die wert sind. Und ich habe inzwischen 'ne ganz andere Meinung von diesem Roczinski. Vorher hielt ich den für 'n ganz gewöhnlichen Gauner. Aber daß der sich an so was rangewagt hat – alle Achtung!«

Immer noch vermied ich es, diese Tasche, die schwer auf meinen Schenkeln lag, zu berühren. Diese dunklen Flecke, das war nicht Schmieröl, das war Blut. Roczinskis Blut, vermutlich. Was denn sonst.

Das war kein Nachlaß, kein Erbe, das war Grabschändung, war Leichenfledderei.

Wingard zog am Reißverschluß. Der verhakte sich an den Riemen. Aber dann hatte ich den Blick frei und faßte auch hinein. Das waren Filmrollen. Eine vertraute Sache. Sie steckten in Plastiktüten, wie üblich. Kopierberichte hingen noch dran. Entwickelt hatte ein Labor in Los Angeles. Es war Farbmaterial, Eastman-Kodak-EF-Umkehr, sechzehn Millimeter. Weiter unten lag ein Kuvert mit Fotos und losen Zetteln, Notizen, Adressen, Belegen, Rechnungen von Hotels und Restaurants. Ein dickes Notizbuch mit eingestecktem Kugelschreiber, sah aus wie eine Art Tagebuch. Und dann noch ein Plastiksack mit zahllosen Tonbändern.

»Was Sie da in der Hand haben, das ist eine Bombe! Eine Sensation. Wenn Sie die Tonbänder abgehört und die Filme gesehen haben, dann schlafen Sie drei Tage nicht mehr.« Wingard war ein guter Verkäufer. Gebrauchtwagen! Aber seine Bemühungen waren unnötig. Die schmierige Tasche und ihr Inhalt übten schon genug Faszination auf mich aus, auch ohne marktschreierische Werbung.

Außerdem: wenn ich Filmrollen in der Hand habe, will ich auch wissen, was drauf ist.

»Gut, Mr. Wingard, was soll der Spaß kosten?«

»Zwanzigtausend Dollar!«

Die Frühmaschine nach Frankfurt war proppenvoll. Sieben Uhr fünfundzwanzig. Das heißt: fünf Uhr dreißig von zu Hause weg. »Hallo, neben dir noch frei?«

Rüdiger M. war früher bei einer Frankfurter Zeitung gewesen, hatte dann zwei Jahre lang einen Job in München und war jetzt Redakteur beim Zweiten Deutschen Fernsehen in Mainz. Eine Zufallsbegegnung. Wir hatten uns seit über einem Jahr nicht mehr gesehen. Rüdiger packte seinen Mantel nach oben und fiel erschöpft auf den Sitz neben mir. »Unchristliche Zeit, was? Aber die anderen Maschinen waren alle ausgebucht. Was gibt's Neues? Machst du was für uns?« Wenn ich ihm erzähle, was ich vorhabe, kann ich meinen Laden zumachen. Regisseure dürfen ein gewisses Maß an Irrsinn nicht ungestraft überschreiten.

»Vielleicht, weiß noch nicht. Ich recherchiere erst mal.«

»Wie denn, auf eigene Rechnung? Ohne festen Auftrag?«

»Ein Flug nach Frankfurt ist gerade noch drin. Irgendwann muß man ja anfangen mit der Selbständigkeit.«

»Also los, erzähle...!« Rüdiger war widerlich wach um diese Tageszeit.

»Ein andermal – ungelegte Eier... Wo fährst du hin? Mainz oder Wiesbaden?«

»Wiesbaden. Auslandsredaktion. Kollege holt mich ab. Du kannst mitfahren. Und dann mit dem Senderbus weiter.« Die ZDF-Redaktionen waren damals noch über Mainz und Wiesbaden malerisch verstreut; das Sendezentrum Mainz-Lerchenberg war erst im Bau. Wiesbaden paßte mir

ausgezeichnet. Dort saß das *aktuelle forum*, für das Roczinski gearbeitet hatte.

Wir schwätzten weiter. Es war das übliche Blabla. Klatsch über Kollegen, über Intrigen, Politik, Proporzquerelen, Neues von Löwenthal, der Ärger mit ›oben‹, Etatprobleme. »Hast du Roczinski gekannt? Ich meine persönlich?«

»Natürlich!« – Rüdiger war ohne jedes Mißtrauen. »Was war da nun wirklich?«

»Was soll da gewesen sein? Doppelter Salto mortale, runter von der Autobahnbrücke. Aus. Weg vom Fenster.«

»Und sonst? Ihr habt ihn doch kurz vorher gefeuert, das stimmt doch? Warum?«

»Ja, stimmt. Der Bursche hatte durchgedreht. Der kurvte ein paar Wochen lang kreuz und quer durch Amerika, ohne sich zu melden, ohne Auftrag, ohne Berichte, ohne Ergebnis. Die Telegramme unserer Redaktion hat er ignoriert. Der Alte hat ihm zweimal ein Ultimatum gestellt und ihn zurückbeordert. Kam aber nur der Kameramann – und der hat dann ausgepackt. Ziemlich faule Sache.«

»Thema?«

»Gar keins! – Fixe Idee! Als er versucht hat, das ganze Material an die Konkurrenz zu verscheuern, da war natürlich der Ofen aus.«

»An die ARD?«

»Quatsch, nee. Drüben, an so ‘n Privatsender in Miami. Jetzt liegen die Filmrollen im sonnigen Florida, und keiner von uns kommt mehr ran. Die stellen sich tot.«

»Was vermutet ihr denn, was da so Sensationelles drauf ist, auf diesen Filmen?«

»Du, da hab’ ich eigentlich gar nichts mit zu tun. Hab’ das alles immer nur so am Rande mitgekriegt.« Rüdiger fing an, auszuweichen. Langsam faltete er seine Zeitung auseinander.

»Und wenn ich euch die Rollen besorge, was meinst du, wieviel ist das der Redaktion wert?«

Ich nahm wirklich nicht an, daß Rüdiger ›Zwanzigtausend Dollar‹ sagen würde.

Er fragte auch nur beiläufig: »Wieso? Fliegst du irgendwann rüber?«

»Könnte sein, wenn sich's lohnt!«

Rüdiger winkte ab: »Du, laß das! Soviel ich weiß, hat da keiner mehr Interesse bei uns. Wir haben doch selber ein Büro in Washington, da könnte leicht einer runterfliegen nach Miami. Aber schade ums Geld. Nee, vorbei, vergessen!« Das klang ehrlich. Es war wohl doch kein Geheimnis dahinter. Ich hätte mir den Flug nach Frankfurt sparen können. Zehn Minuten am Telefon hätten zum gleichen Ziel geführt. Wingard und seine ›Bombe‹! Für 'ne Flasche Whisky hätte er mir vielleicht eines der Tonbänder vorgespielt. Und ich Idiot falle auf diesen Bluffer herein – Gebrauchtwagen! Zwanzigtausend Dollar! – Und steh' um halb fünf Uhr auf.

»Glaubst du an UFOs?« Rüdiger stopfte seine Zeitung in das Netz – hinter die Instruktion für den Ernstfall.

»UFOs?«

»Unidentifizierbare Fliegende Objekte, Fliegende Untertassen. Hier war wieder so eine Meldung aus Österreich, und ich dachte schon, der Spuk sei endgültig vom Tisch. Das war übrigens auch das Thema von Roczinskis letzter Reportage. Hast du sie gesehen?«

»Nein, wann lief die?«

»Vor 'n paar Monaten. Da war ein Kongreß in Mainz von diesen Leuten, so 'ne Art Sekte, die an diese Dinger glauben. Roczinski hat die einfach reden lassen. Hinterher hat er sie fertiggemacht.«

»Seine übliche Masche!«

»War echt komisch – und außerdem der Grund, warum er nach Amerika flog. Fortsetzung, zweiter Teil oder so. Das Thema weiterführen. In den Staaten ist dieser Wahn ja wesentlich populärer als bei uns. Aus Washington und aus Kanada hat er noch Material geschickt.«

»Und?«

»Nichts. Unsinn. Die üblichen Augenzeugen, aber keine Information, keine Beweise. Keine grünen Marsmännlein vor Mikrofon und Kamera. Vielleicht war's das, was ihn nicht mehr schlafen ließ. Reporterehrgeiz. Na ja, Friede seiner Asche!«

»Genügt eine halbe Stunde?«

Ein blondes Pferdeschwanzmädchen mit hauchdünnem Pulli über einem fabelhaften Pillenbusen öffnete die Tür zu einem nachtschwarzen Verlies. Leuchtstoffröhren blinkten auf und verlöschten wieder. Bis auf einen dezenten Schimmer über weinrotem Samt blieb der Raum im Dunkel. »Eine halbe Stunde ist fast zuviel!«

Die Länge des Films betrug nur neun Minuten und sieben Sekunden. So stand es auf dem Karton: *Spuk am heiteren Himmel – aktuelles forum 2496/03/08. Laufzeit: neun-strich-nullsieben. 16 mm/Farbe/Magnetrandspur.*

»Darf ich?« – Sie lächelte verführerisch, es war nicht einzusehen, weshalb, und nahm mir den Filmkarton aus der Hand.

»Also dann...«, sagte sie noch, und »bis später, ja!« – und ging. Ein Jammer. Ich saß also allein in dem kleinen Vorführraum im ZDF-Sendezentrum Wiesbaden Unter den Eichen. Man war mir von allen Seiten entgegengekommen: Offene Türen bei der Redaktion, bei der Technik, bei der zentralen Disposition, die Studios und Vorführungen einteilte. Keinerlei Vorbehalte. Keinerlei Mißtrauen gegen meine Neugierde in Sachen Roczinski.

Ein Terminplan wurde umgestoßen, ein Farbfilmabtaster für sechzehn Millimeter wurde frei gemacht und jene besonders hübsche Pfadfinderin abgestellt, mich durch dieses Labyrinth zu lotsen.

Der Raum verdunkelte sich noch weiter. Über den Schirm des Vorführgerätes, über den Monitor, huschten Lichterspiele,

Zahlen, Kreuze, Balken blitzten auf, das Startband, der ›count down‹ für Will Roczinskis letzte Reportage: 5 – 4 – 3 – 2 – 1 – zero...

Radarantennen. Rotierende Schalen Gigantische Parabolspiegel, Gitter, Spiralen an der Küste, auf Klippen, auf Bergen, hoch über den Wipfeln arktischer Wälder. Darüber eine Stimme – Will Roczinski: harte Dramatik, ein wenig gespielt, technisch verfremdet, wie durch einen Telefonfilter verzerrt:

»Neunter September, null Uhr zwanzig Greenwich-Zeit.

In New York ist es achtzehn Uhr zwanzig.

Sechzehn Uhr zwanzig im westlichen Kanada.

Das Frühwarnsystem der Vereinigten Staaten registriert von Alaska bis Kalifornien, von Neufundland bis Florida drei unbekannte Flugobjekte, die sich aus großer Höhe dem nordamerikanischen Kontinent nähern.

Null Uhr dreiundzwanzig.

Das Rechenzentrum der SAC in Omaha kommt zu dem Schluß, daß keine Aggression vorliegt – der Alarm wird abgeblasen.«

Fotos werden eingeblendet. Das SAC-Hauptquartier. Das rote Telefon. Die riesige Weltkarte mit den Positionen der Langstreckenbomber, die Silos der Interkontinentalraketen, die Polarisflotte – das ganze Arsenal des Gegenschlages.

»Denn die georteten Objekte verharren in einer Höhe von etwa siebentausend Metern, bleiben etwa sechs Minuten regungslos stehen.« Die Parabolspiegel der Radarantennen senken sich zum Horizont:.

»Dann kommen sie langsam herunter: südwestlich der Hudson Bay, nordwestlich der Großen Seen – also über kanadischem Gebiet.«

Will Roczinski kommt ins Bild.

Er steht vor einem riesigen Radarturm, das Tonbandgerät umgehängt, in der einen Hand das Mikrofon, in der anderen ein breites, zwei Meter langes Band, zusammengeklebte Großfotos, Radarplots: schwarzer Grund mit weißem, kreisförmigem Raster. Der Beam, der radiale Elektronenstrahl, wischt mit seiner nachschleppenden Leuchtspur über den Schirm. Drei weiße Punkte glühen auf: die erfaßten Objekte.

»Ja, und dann, meine Damen und Herren, passiert etwas Seltsames: Das Radarecho der drei dicht zusammenstehenden Objekte, bisher gestochen scharfe Leuchtpunkte auf den Schirmen, beginnt zu verfließen, löst sich auf, ist verschwunden! Gegen null Uhr dreißig ist nichts mehr zu erkennen.

Was bleibt, sind: Radarfotos, Fotoplots von dieser Erscheinung – und einige vage Theorien, es könne sich um Satelliten-Müll handeln, um sogenannte Boosters, ausgebrannte Trägerraketen, die beim Wiedereintritt in die Atmosphäre verglühen.«

Langsam schwenkt die Kamera über die einzelnen Radar-Totos. Die Leuchtpunkte wandern, Phase um Phase. Die einkopierte Uhrzeit ändert sich – um Sekunden – um Minuten. »Das SDC, das Space-Defence-Center in Colorado-Springs, das von sich behauptet, es habe alle Objekte, die sich auf Umlaufbahnen befinden, katalogisiert, gab dazu allerdings keinerlei Kommentar.

So wurde dieses Phänomen unter der Nummer 1674 von der US-Air-Force als unbekanntes Flugobjekt zu den Akten gelegt.«

Szenenwechsel: Ein Schriftband an einer roten Sandstein-Fassade:

INTERNATIONALER WELTKONGRESS DER UFO-FORSCHER.

Anfahrt der Teilnehmer vor einem Kongreßgebäude in Mainz. Händeschütteln.

Roczinski hat sich mit Kamera und Mikrofon auf der anderen Straßenseite aufgebaut.

»So weit, so schön! Solche Geschichten machen natürlich die Runde und heizen die Phantasie an. Bald spukt es nicht nur am Himmel, sondern auch in den Köpfen mancher Zeitgenossen. In Argentinien sollen die ›fliegenden Untertassen‹, um diesen Spuk wieder einmal beim Namen zu nennen, in letzter Zeit derartig häufig aufgetreten sein, daß man täglich mit einer Invasion der Extraterresten, der Außerirdischen, der Besucher aus dem All, rechnet.« Roczinski blättert argentinische Zeitungen auf: Fotos einer gaffenden Menge. Hoch oben am Himmel schwebt eine glänzende, diskusähnliche Scheibe.

»Die Zeitungen dort sind voll von sensationellen Berichten. Die kosmischen Zwerge oder die unvorstellbaren Supermänner vom anderen Stern – über die Größe dieser Wesen konnten sich die verlässlichen ›Augenzeugen‹ noch nicht recht einigen – verwirren nicht nur Radarexperten und Militärs, sondern auch Hausfrauen, Verkehrspolizisten und Farmer. Und dann entschweben sie wieder mit ihren Raumschiffen, leider stets, bevor es unser einem gelingt, sie vor Kamera und Mikrofon zu bringen.

Figuren einer Comic-Strip-Serie, abstruse Ausgeburten der Phantasie, die nun ausgezogen sind, den braven Bürger das Gruseln zu lehren.«

Die Tür des Vorführraumes öffnete sich. Ein mir unbekannter Mann trat in den schwach erleuchteten Raum.

Er winkte mir kurz zu und nahm zwei Reihen weiter hinten Platz.

Szenenwechsel auf dem Monitor:

Foyer der Kongreßhalle. Große Stellwände zerteilen den Raum.

Sie sind beklebt mit Zeitungsausschnitten, Plakaten und Fotos. Eine Bücherschau. Weit über hundert deutsche und englische Titel. Fliegende Untertassen auf Buchumschlägen und Zeitschriften.

Dichtes Gedränge, alle Altersgruppen scheinen vertreten zu sein, alle sozialen Schichten. Darüber liegt die Stimme Roczinskis:

»Die Hilfstruppen haben sich in Mainz versammelt, beim internationalen Weltkongreß der UFO-Forschem. UFOs, das sind unbekannte Flugobjekte. Achthundert Teilnehmer aus dreiundzwanzig Ländern tauschen nun ihre Erfahrungen mit den Weltraumbesuchern aus: Wissenschaftler, Journalisten, Okkultisten. Ihnen gemeinsam ist der feste Glaube an das Unwahrscheinliche.« Quer über die Bühne ein Spruch:

**INTERNATIONALE VERSTÄNDIGUNG • GLOBALER:
UND UNIVERSALER FRIEDE • INTERPLANETARISCHE
FREUNDSCHAFT – KOSMISCHE KONFÖDERATION**

Am mit zahlreichen Mikrofonen bestückten Rednerpult hängt ein blauer Wimpel mit Silberschrift: VERITAS VINCIT – »Die Wahrheit siegt«. Darunter DUIST – DEUTSCHE UFO-IFO-STUDIENGESELLSCHAFT.

Der erste Sprecher: Ruhig, seriös, randlose Brille. Künstlerkopf mit grauer Mähne. Ein Titel wird eingeblendet: KARL L. VEIT – PRÄSIDENT DER DUIST.

»Die Deutsche UFO-IFO-Studiengesellschaft dient der Allgemeinheit durch Beobachten, Fotografieren, Berichterstaten, Erforschung und Auswertung von realen Landungen und telepathischer, technisch erwiesener, radio- oder radarmäßig sowie menschlich direkter Annäherung und Freundschaftsbekundungen von Bewohnern anderer Planeten. Sie steht auf dem Boden christlich-geistiger Gotteserkenntnis, des Glaubens an die Wiederkunft Christi und dient dem Weltfrieden und der Völkerverständigung.« Beifall.

Der Unbekannte hinter mir räuspert sich, ein kurzes Lachen, dann mischt er sich ein, beugt sich vor:

»Passen Sie auf, jetzt kommt Oberth, Professor Oberth, der deutsche Raketenpionier, Lehrmeister von Wernher von Braun. Schlauer Fuchs, legt sich nicht fest.«

Titeleinblendung:

PROFESSOR HERMANN OBERTH Weiße Locken, baltischer Akzent.

Es ist nicht das erste Mal, daß mir dieser Nestor der Raketentechnik auf einem Fernsehschirm begegnet. Zum letztenmal hatte ich ihn gesehen, wie er im Studio die erste Mondlandung verfolgte.

»Ich bin kein Propagandist für eine, und sei es auch noch so nützliche Weltanschauung. Ich fühle mich einfach als Vorscher, der die Wahrheit ergründen möchte, der die Wahrscheinlichkeit der Annahmen gegeneinander abwägt, jederzeit kritisch und jederzeit bereit, dem abzuschwören, was er gestern noch geglaubt hat, wenn sich eine bessere Erklärung dafür finden sollte, und, um ein drastisches Wort

Friedrich Hebbels zu gebrauchen: jederzeit bereit, den Holofernes von gestern dem Holofernes von morgen zu fressen zu geben. Unter anderen Voraussetzungen kann man die Wissenschaft nicht fördern. Für die Forschung gibt es keinen Schmutz, sondern nur Forschungsobjekte, und es gibt für uns auch nur ein einziges Axiom: »Je besser jemand eine Gegend kennt, desto weniger wird er sich verirren, und je mehr die Menschheit weiß, desto geringer ist die Gefahr, daß sie in die Irre geht.«

Was nun die UFOs sind, das wissen wir, genaugenommen, noch nicht ganz sicher. Aber angesichts der Tatsachen scheint die Hypothese, es könnten Raumschiffe von anderen Welten sein, am allerwahrscheinlichsten. Diese Hypothese konnte bis jetzt noch nicht widerlegt werden!« Beifall.

Ein älterer, zierlicher Mann tritt ans Rednerpult. Untertitel: Dr. WILHELM MARTIN, NATURWISSENSCHAFTLER, MANNHEIM.

»Liebe Freunde, warum sind die UFOs noch so ein großes Problem für viele Menschen, insbesondere auch für militärische Stellen? Sie zeigen unglaubliche Fähigkeiten, die weit über das hinausgehen, was irdische Technik zuwege bringt. Sie weisen nicht nur Geschwindigkeiten auf, die die unserer irdischen Flugzeuge und Raketen weit übertreffen, sondern sie haben auch die Fähigkeit des fast plötzlichen Anhaltens oder gar Wendens und Umkehrens aus solch hohen Geschwindigkeiten heraus, was jedes irdische Konstruktionsmaterial wegen der ungeheuren Trägheitswirkung, die dabei auftritt, zerreißen würde. Ferner zeigen sie oft merkwürdige Licht- und Leuchterscheinungen mit Farbwechsel sowie ein noch rätselhafteres Verschwinden, Unsichtbarwerden und Wiedererscheinen. Das alles ist wissenschaftlich bis heute nicht erklärbar. Aber wir können diese Fähigkeiten kennzeichnen mit dem geistlichen Wort:

Überwindung der Trägheit oder Selbstüberwindung!« Wieder rauscht Beifall der achthundert auf. Auf der Bühne steht nun eine schlanke Suffragette in mittleren Jahren. Fern vom Rednerpult verliert sie mit missionarischer Emphase ihren Text.

Eingeblendeter Fußtitel: ILSE VON JACOBI, MÜNCHEN.
»Jetzt erwarten die Militärbehörden in der ganzen Welt die wichtigste und siebente Phase, nämlich die offene Landung außerirdischer Raumschiffe vor vielen Menschen. Erst wenn diese großen Kontaktnahmen stattgefunden haben, hat unser Planet Aussicht, in die Föderation der Planeten unseres Sonnensystems aufgenommen zu werden, um mit Hilfe älterer Menschheiten in ein neues Zeitalter des Friedens und Glücks hineinzuwachsen.« Großer Beifall.

Wieder im Foyer. Gedankenaustausch nach den Referaten. Die Teilnehmer ergehen sich zwischen den Ausstellungsvitrinen. Im Vordergrund interviewt Roczinski den Kongreßleiter Karl L. Veit:

»Als Herausgeber der monatlich erscheinenden UFONACHRICHTEN, Herr Veit, sind Sie sicher informiert über die neuesten Sichtungen. Gibt es weichein Deutschland?«

»Ja, wir haben im Laufe der letzten drei Jahre über dreihundert UFO-Sichtungen genau registriert und auf dieser Karte mit Nadeln markiert.«

Auf einer Karte der Bundesrepublik häufen sich die Nadeln im Gebiet Rhein-Ruhr, im Rhein-Main-Dreieck, sie fehlen fast völlig im Bayerischen Wald.

Professor Oberth signiert gerade einige Exemplare seines Buches »Katechismus der Uraniden« für jüngere Kongreßbesucher. Als die Kamera ihn erfaßt, hält er inne: »Vor einigen Jahren ist in Green Bank, in den USA, eine Konferenz zusammengetreten – sie nannten sie ›Projekt OZMA‹, nach der Prinzessin des Märchenlandes OZ, einer

abgelegenen, schwer zu erreichenden Insel, bevölkert von seltsamen Wesen. Da trafen sich nun Astronauten, darunter der Deutsche Otto Struve, eine Weltkapazität, leitender Direktor des Observatoriums, dann Biologen, Physiker und so weiter.

Und die sind nun zu dem Ergebnis gekommen, daß es außer der Erde wahrscheinlich noch mindestens zehntausend, vermutlich aber weit über hundert Millionen bewohnter Planeten gibt, die eine Art ›Menschheit‹ wie die unsere hervorgebracht haben.

Und alle diese ›intelligenten Zivilisationen‹, so nimmt man an, sind wesentlich fortgeschrittener als wir.« Ein hagerer, älterer Herr vor einer Stellwand mit UFO-Fotos. Eingebledeter Titel:

ALFONSO D'AUBERT, ING. VDI, SANTIAGO DE CHILE.

»Im Süden Chiles gibt es fast täglich UFO-Sichtungen, die natürlich im großen und ganzen von der Regierung geleugnet werden. Es ist bereits so weit, daß die Kinder im Süden Chiles sagen: Was denn, heute ist gar kein UFO gekommen? – Weil sie so daran gewöhnt sind.«

Ein unersetzter Typ, der keinen Widerspruch duldet, doziert anhand seines Buches »Strategie über dem Abgrund« die Geschichte des Zweiten Weltkrieges in kosmischer Sicht. Herausgegeben im Selbstverlag.

Fußtitel: A. WÖRNER, STEUERBEVOLLMÄCHTIGTER, KOBLENZ.

»Als ehemaliger Soldat und Offizier konnte ich das am besten herausfinden, aus der Kriegsliteratur und aus meinen eigenen Erlebnissen, daß der Zweite Weltkrieg, wie auch der Erste, von außerirdischen Raumfahrzeugen überwacht worden ist, wo also außerirdischer Einfluß wirksam wird und damit praktisch nicht etwa der Hitler den Krieg inszeniert und verloren hat,

sondern eben nur ein Werkzeug war außerirdischer Kräfte – und so die ganze Weltgeschichte gesteuert wird...«

Auf der Straße, vor der Fassade der Liedertafel in Mainz, interviewt Roczinski noch einige Kongreßteilnehmer, die gerade das Gebäude verlassen.

Eine freundliche Hausfrau stutzt, bleibt stehen, denkt über Roczinskis Frage kurz nach, dann antwortet sie in hessischem Dialekt:

»Warum isch hier war beim Kongreß? Ha, des is doch alles so herrlich unheimlich...!«

Roczinski wendet sich um zur Kamera. Getonte Brille, ein ironisches Lächeln um den Mund:

»Unheimlich – in der Tat! Diese Mischung aus Wissenschaft und sanftem Gruseln, eine Mischung, die sich übrigens glänzend verkauft, zumindest in der Presse: SUDBURY STAR, Kanada. Dieser Bericht geht hier von Hand zu Hand. Sensationelle Fotos, aufgenommen von einem Landwirt, der zufällig eine Kamera bei sich trug: Am 9. September, kurz vor 17 Uhr, wurden bei Sudbury, im nördlichen Teil der Provinz Ontario, drei fliegende Untertassen gesichtet. Sie brachen mit hellem, orangefarbenem Schein durch die tiefhängende Wolkendecke und verschwanden rasch und geräuschlos am nordwestlichen Horizont.« Die Kamera hat sich der Zeitung genähert. Wir lesen die Überschrift, sehen die Fotos, den Farmer im Porträt, die drei hellen Scheiben über dem Holzhaus, über dem Weideland.

»9. September! – Ich könnte bei diesem Kongreß viel Beifall ernten für eine Information: Denn dreißig Minuten vor diesen Amateurfotos entstand dieses Radarbild von unbekanntem Flugobjekten, registriert von der US-Air-Force unter der Nummer 1674.«

Wieder, wie zu Beginn der Sendung, entrollt Roczinski die zusammenhängenden Radar-Plots:

Drei Leuchtpunkte auf dem kreisförmigen Raster des Schirms: drei Objekte. In der Ecke ein Stempel, eingetragen Code, Chiffrierung, zwei Unterschriften, Datum: 9. Sept. Ortszeit: 4.20.47 pm – und die Nummer 1674!

Die Leuchtstoffröhren blinkten auf. Der Unbekannte kam nach vorn: »Mein Name ist Kufner, guten Tag.«

»Ach ja, herzlichen Dank für die Gastfreundschaft.« Kufner war leitender Redakteur des *aktuellen forums*. Er lächelte verbindlich:

»Wenn Sie uns schon mal die Ehre geben... Was haben Sie vor? Einen Film über UFOs oder einen über Roczinski: ›Ein Reporterschicksal<...?«

»Vielleicht beides in einem – vielleicht! Vorläufig bin ich nur neugierig. War das alles authentisch?«

»Hundertprozentig! Der Kongreß hat drei Tage gedauert, und wir sind im Material erstickt. Wir hätten einen Drei-Stunden-Film draus machen können.«

»Holen Sie's doch nach!«

»Danke, nein. Ist auch bei unserem Sonntagnachmittag-Magazin nicht drin. Faustregel: kein Beitrag über zehn Minuten. Die Auswahl ist uns allerdings schwergefallen.«

»Ja, sie kommt mir ein wenig einseitig vor. Ein bißchen kurios.«

»Die wirklich komischen Statements und Interviews haben wir unter den Tisch fallenlassen. Da waren Dinge darunter, die hätte uns keiner abgenommen. Allerdings gebe ich zu: Roczinski hat gern Jagd auf bunte Vögel gemacht. Und Ironie war nun einmal seine Stärke.«

»Seine Stärke oder seine Schwäche?«

»Ironie verkauft sich gut! Wenn vor der Kamera einer fertiggemacht wird, dann jubelt der kleine Mann zu Hause vor

seinem Fernsehgerät und fühlt sich der großen Welt gewaltig überlegen.«

»Also kein objektiver Kongreßbericht, eher ein reichlich tendenziöses Feuilleton. Die Erfinder kurioser Theorien, die bei solchen Veranstaltungen naturgemäß auftauchen, mit Leuten wie Professor Oberth in einen Topf zu werfen und dadurch ein Phänomen in Frage zu stellen – nur weil man bisher keine Erklärung dafür gefunden hat: ich finde das ärgerlich!«

»Harte Kritik!« Kufner schmunzelte. »Und wieso überhaupt ›Phänomen‹? Die Universität von Colorado hat im Auftrag der amerikanischen Regierung nach jahrelangen Recherchen festgestellt, daß es keine unbekanntes Flugobjekte gibt!«

»Hm – im Auftrag der amerikanischen Regierung...?«

»Ja, stand in allen Zeitungen! – Wir müssen hier leider raus. Die Vorführung ist belegt. Kommen Sie, wir gehen rauf zu mir.«

Auf dem Flur stand das Busen-Mädchen und überreichte Kufner den Karton mit dem Film. Gleichzeitig lächelte sie mich wieder unverschämt an. Jetzt trug sie die Haare offen. Eine ungeheure Löwenmähne – in neun Minuten und sieben Sekunden meisterlich toupiert. Vermutlich hatte sie erfahren, welches Handwerk ich ausübe. Der Traum, auf dem Flur eines Studios von einem Regisseur als Weltstar entdeckt zu werden, ist offenbar nicht auszurotten. In der Tür zum Filmgeberraum – BETRETEN AUSNAHMSLOS UNTERSAGT – drehte sie sich noch einmal um, zog den Pulli stramm und ließ die Zähne blitzen. Wir wanderten zurück durch das Labyrinth der Administration: Chefredaktion – Hauptabteilung Tagesgeschehen – Hauptabteilung Politik und Zeitgeschehen – Dokumentation...

»Glauben Sie eigentlich an UFOs?« Ich hatte keine Lust, mich einem Verhör zu stellen. »Ist das eine Glaubensfrage?«

»Ich fürchte ja. Und sogar ausschließlich! Schlagen Sie nach bei dem Schweizer Psychologen CG. Jung: › Ein moderner Mythos‹. Heilserwartung! Die alten Götter haben versagt, die Menschheit hofft auf neue: Hyperzivilisationen, Wesen, die uns Jahrtausende oder gar Jahrmillionen überlegen sind. Solche Super-Lebewesen – warum sollen sie nicht irgendwo existieren? – müßten dann eine phantastisch hohe Stufe der Intelligenz, der Zivilisation und der wissenschaftlichen Entwicklung erreicht haben.

Und nun breitet sich die Hoffnung aus, die werden kommen und uns aus dem Dreck ziehen, werden uns den Frieden bringen, das Glück, den Wohlstand ohne Reue, das Paradies auf Erden. Und so weiter. Kein Zweifel: eine neue Religion. Dem Zeitalter der Raumfahrt durchaus angemessen. Hier geht's rein!«

Zwei Damen saßen im Vorzimmer mit seiner stereotypen Standardeinrichtung. In einer öffentlich-rechtlichen Anstalt entwickeln sich zwar hierarchische Strukturen, die Entfaltungsmöglichkeit für repräsentativen Luxus jedoch ist gebremst. Zumindest vorläufig. »Kaffee oder Tee?«

»Tee, bitte. Keine Angst, ich störe nicht mehr lange, ich muß weiter.«

Kufner war wohltuend frei von Hektik: »Keine Eile, Sie stören nicht. Wir hatten gestern Sendung. Jetzt läuft die Maschine erst langsam wieder an. Das sind die Vorteile eines Sonntagnachmittags-Magazins.

Um auf Jung zurückzukommen: Nehmen wir den Fall: Tausende sehen gleichzeitig eine fliegende Untertasse über ihrer Stadt. Eine Kollektiv-Vision! Tausende haben ja auch zur gleichen Zeit die heilige Jungfrau von Fatima erblickt. Sofern Sie der Überlieferung glauben wollen. Das sind in meinen Augen analoge Fälle!

Und die silberglänzenden, diskusförmigen Gebilde: ›Mandalas‹. Ein Begriff aus dem Sanskrit: die absolute Einheit eines Körpers, Geschlossenheit einer göttlichen Form. Mythologie – und sonst nichts.«

»Und eine sinnvolle Konstruktion unter dem Gesichtspunkt der Aerodynamik«, fügte ich nüchtern hinzu. »Luftwiderstand gibt es nur in der Gashülle von Planeten. Im freien Raum des Universums ist Aerodynamik gegenstandslos.«

Aber ich gab nicht auf: »Dort gibt es Widerstände anderer Art, die bei extrem hohen Geschwindigkeiten problematisch werden. Kleinste Materie-Partikel. Interstellare Wolken ionisierten Gases. Wasserstoffatome. Ich bin kein Physiker, aber es heißt, auch der sogenannte ›leere Raum‹ sei voller Materie. Und das andere Problem: Halten sich Radargeräte auch an die These von C. G. Jung über die Kollektiv-Visionen? Sind sie psychologisch beeinflussbar?«

»Ganz bestimmt nicht«, räumte Kufner ein. »Das ist der springende Punkt, nicht nur bei Jung, der in diesem Fall jede weitere Aussage verweigert. Das war auch der springende Punkt bei Roczinski. Er war immer Skeptiker, zumindest Realist. UFOs, also das war kein ernsthaftes Thema für ihn. Er fand diese Veranstaltung hier in der ›Liedertafel‹ einfach lächerlich. Aber dann erwachte der Instinkt des Reporters. Dieser Zeitungsbericht aus Kanada mit den Amateurfotos eines Landwirts, die Radar-Plots, echte Aufnahmen, die ihm ein Kollege aus den USA direkt von der SAC besorgte – und zwar Fotos vom gleichen Tag, fast von der gleichen Stunde, das war für ihn nicht nur Zufall, das war ihm einfach ein Zahn zuviel. Er holte sich den Segen von oben – ich selbst hab' mich natürlich auch bei der Chefredaktion abgesichert –, na, und dann flog er eben los. Zuerst nach Washington D. C. zu unserer dortigen Redaktion und dann weiter nach Kanada.«

Der Tee kam. Auf den Zuckerstücken stand *Zweites Deutsches Fernsehen*. Ein autarkes Gemeinwesen.

»Wie ist das – darf ich das Material aus Kanada mal sehen?« Kufner hatte drei Stück Zucker genommen, sie in Ruhe ausgewickelt, nun rührte er langsam und bedächtig in seinem Tee. Dann fischte er sich, ohne hinzusehen, noch eine weitere Zigarette aus der Packung – eine qualmte bereits frisch angeraucht auf seinem Aschenbecher. Er schob mir die Packung über den Tisch. Vor einer Minute hatte ich ihm erzählt, daß ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr rauche... Das Zündholz flammte auf, dabei sah er mich wieder an und inhalierte den Rauch zwischen den einzelnen Sätzen:

»Warum nicht? – Natürlich können Sie das Material aus Kanada sehen! Vorausgesetzt, die Damen im Schneiderraum haben Zeit, die Rollen herauszusuchen. Es ist schon einige Wochen her, da sammelt sich allerhand an.« Er rührte weiter in der Tasse und beobachtete interessiert den Zerfall des ZDF-eigenen Zuckers. Er wählte eine Nummer – es war besetzt –, auch der zweite Versuch schlug fehl. »Die Mädchen quatschen wieder. Wir müssen selber hin. Aber erst, wenn Sie ausgetrunken haben – ganz in Ruhe, bitte, ja – und wenn Sie dann immer noch ernsthaft darauf bestehen und sich was davon versprechen...«

Ich hätte sagen können: »Nein, lassen wir das!« und »So wichtig ist es ja auch wieder nicht!« aber...

»Unmöglich! – Tut mir leid! Sie sehen doch selbst!« Das waren keine höflichen Ausflüchte. Das war ehrlich und deutlich. Die Hektik im Schneiderraum sieben war echt. Frau Beilke, die Cutterin, wimmelte uns kommentarlos ab, ohne sich auch nur umzusehen. Wir standen hinter ihr in der Tür. Die Dame saß vor ihrem Schneidetisch, drei Männer hatten sie eingekreist: zwei Redakteure und ein Regisseur. Die musterten Kufner und mich ausgesprochen feindlich. Andere Abteilung. Außerdem hatten sie einen Termin! Deshalb starteten sie alle wieder auf die Mattscheibe des Schneidetisches, auf der nichts zu sehen war, gar nichts! Denn der Tisch gab keinen Laut, die Filmrollen bewegten sich nicht. Nur die Finger von Frau Beilke trommelten nervös auf die Platte, soweit die brennende Zigarette das zuließ. *Rauchen verboten!* Das Schild war dreißig mal vierzig, die Buchstaben feuerrot und acht Zentimeter hoch!

Im Hintergrund durchwühlten zwei verstörte Mädchen ergebnislos die Kartons mit den Filmresten und Bildausschnitten. Offensichtlich war eine wichtige Szene verschwunden. Diese, Pantomime kenne ich doch.

Cutterinnen bekommen in solchen Situationen immer einen ganz schmalen Mund, an dem man sich schneiden könnte. Auch Frau Beilke. Sie war nur von hinten zu sehen, aber man konnte es hören: »Na, was ist...?«

Keine Antwort der Mädchen. Filmstreifen wurden gegen das Fenster gehoben, gegen das Licht, wurden abgerollt, aufgerollt, Zahlen wurden geflüstert. Hysterie breitete sich aus, Panik! Immer noch starteten vier Augenpaare – unsere nicht

mitgerechnet – auf ein nicht vorhandenes Bild. Um sechzehn Uhr war Abnahme, die letzte und endgültige Vorführung vor der Sendung. Es mußte sich wohl um etwas Hochaktuelles handeln. Und es war bereits kurz nach zwei. »Na, was ist...?« – die zweite und vorletzte Warnung. Aber das gewünschte Stückchen Film war wirklich weg, hing unauffindbar und unerkant zwischen tausend anderen Schnipseln an einem der über hundert Nägel der zahlreichen Körbe, lag vielleicht unter dem Tisch, befand sich, falsch einsortiert, in einer von fünfhundert Dosen, in einem der deckenhohen Stapel schwarzer Kartons, zusammengerollt unter vielen zigtausend Metern Film.

»Kann man den Nixon nicht später einsetzen. – oder einfach ganz weglassen?«

»Ich hab' hier erst vierzehn Sekunden – wir brauchen mindestens sechzehn!«

»Aber wir müssen doch weiter. Ich mach' das einfach mit Text...!«

»Der Nixon kommt rein!«

Frau Beilke beteiligte sich bereits nicht mehr an der Diskussion zwischen Redaktion und Regie. Sie ließ die Rollen wieder rotieren; die Mattscheibe flimmerte, sie fuhr vor und zurück, zeichnete an, schnitt heraus, setzte ein, kürzte, verlängerte, und schließlich entdeckte sie die fehlende Szene: Die hing zusammen mit einem Dutzend anderer Streifen um ihren Hals. Ein beliebtes Versteck.

»Da ist ja der Nixon!« – Einer hatte ihn erkannt. Frau Beilke war überführt worden, als sie gerade versucht hatte, den Streifen einzuschmuggeln. Aber sie nickte nur. Die Mädchen hatten davon nichts mitbekommen, wurden auch nicht weiter informiert, wühlten immer noch erfolglos in Körben und Kartons, verzweifelt, ängstlich, vielleicht sogar den Tränen nahe, wer weiß! »Worauf warten Sie denn noch?« Frau Beilke

hatte sich umgedreht zu uns. So sah sie also aus. Gar nicht unnett – nur eben völlig kaputt, müde, vom ständigen Termindruck verschlissen. »Ich habe Ihnen doch gesagt, es geht nicht! Worauf warten Sie denn noch?«

»Auf Ihre Antwort!« Kufner lächelte mit Anstrengung. »Ich habe Sie doch vorhin etwas gefragt...«

Frau Beilke wendete sich ab, arbeitete weiter; möglich, daß sie den Kopf geschüttelt hat.

»Ich habe vorgeschlagen: Während der Abnahme um sechzehn Uhr könnten Ihre Damen doch unten im Archivbunker suchen. Oder müssen die dabeisein?«

»Die finden doch nichts... finden doch nie was!« Die Mädchen standen wie verschreckte Rehe bis zum Knie im Farbfilm und nahmen die Witterung einer neuen Katastrophe auf. Sie rührten sich nicht. Es sah aus, als hielten sie sich an ihren brennenden Zigaretten fest.

»Also was nun?« – Aber Frau Beilke schwieg, klebte weiter zusammen, fuhr den Film vor und zurück. Das Bild flimmerte, aber es war nichts zu erkennen. Vier feindliche Rücken deckten es ab.

»Achtzehn Sekunden – Scheiße, wieder zu lang!« Einer der Redakteure schmiß seine Stoppuhr auf den Tisch. »Okay«, sagte Kufner, »wir kommen also um sechzehn Uhr dreißig!« Und knallte die feuersichere Tür hinter uns zu. Kufner mußte zu einer Besprechung, den hatte ich auch schon genügend behelligt, da gab's auch nichts weiter zu bereden zwischen uns, zumindest nicht im Augenblick. Die Redakteure von der Hauptabteilung Fernsehspiel und Film, mit denen ich sonst zu tun hatte, die hockten drüben in Mainz und waren über meinen unangemeldeten Besuch nicht so sehr glücklich gewesen.

Kufners Sekretärin buchte also liebenswürdigerweise meinen Rückflug nach München für die Abendmaschine – das einzig Sinnvolle, das mir einfiel. Und genau dies war sinnlos und

voreilig, wie sich bald herausstellen sollte. Den Weg zum Filmgeberraum fand ich diesmal allein. Die neuen ›Farbfilmabtaster‹ waren eindrucksvoll, zugegeben, und vermutlich sehr teuer. Und das Busenmädchen hatte wohl seinen Traum von der glückhaften Karriere für heute begraben. Kein unverschämtes Lächeln war ihr mehr abzugewinnen. Und aus der Löwenmähne waren inzwischen Zöpfe geworden.

Vielleicht war die Anwesenheit ihrer Kollegin daran schuld. Die war brünett und noch wesentlich attraktiver. Die erzählte von sich, sofort und unaufgefordert. Sie hatte vier Jahre intensiven Ballettunterricht genommen, alle hatten ihr eine große Zukunft prophezeit, und nun war sie hier gelandet, nach einer Ausbildung am Rundfunktechnischen Institut. Das fand ich sehr vernünftig!

Sie sprach jenes dezente Stuttgarter Schwäbisch, wie es einem in der großen, weiten Welt immer wieder begegnet. Besonders, um nur ein Beispiel zu nennen, in der *Bavaria*, in der bayerischen Filmstadt. Dort ist Schwäbisch gewissermaßen zur Amtssprache geworden – wie Englisch einst im kolonisierten Indien.

Hermann Höhn, ein alter Freund und Bekannter, Hauptabteilungsleiter für Produktion, war nicht auffindbar. Schade. Wir hatten uns seit... na ja, fast zehn Jahre werden's wohl sein, nicht mehr gesehen. Als mich der Regisseur Rudolf Jugert ein paar Tage nach meinem Abitur als Regieassistent verpflichtet hatte, war Hermann Höhn Produktionsleiter bei Eric Pommer gewesen und hatte in dieser Funktion meinen allerersten Vertrag unterschrieben. Fünfundzwanzig Mark in der Woche. Halt, nein: Als der alte Pommer erfuhr, daß ich direkt von der Schulbank kam, daß ich erst mal lernen wollte, wie man Filme macht, und daß mir das Geldverdienen noch

nicht so sehr am Herzen lag, wie zum Beispiel heute, da meinte er, zwanzig Mark in der Woche würden es wohl auch tun. Und dabei blieb es dann. Und da heißt es immer, beim alten deutschen Film hätten die mit Gagen nur so um sich geschmissen. Das ist nun auch schon zwanzig Jahre her. Zwanzig Jahre Film und Fernsehen – und immer noch die Scheu, in ein fremdes Studio zu gehen, wenn man dort nichts verloren hat. Das sähe so aus wie Neugierde, Werkspionage, und ist deshalb ein ›Tabu‹ unter Kollegen.

Aber hier gab es eigentlich niemanden, der mich kannte, ich war hier draußen zum erstenmal, wozu also Hemmungen?

Das Studio III war nicht übermäßig groß, nicht übermäßig modern. Der Generalablauf der *Drehscheibe* sollte beginnen. Ein Rotlicht flammte auf, als ich gerade eingetreten war, eine Stimme brüllte: *Ruhe – alles stehenbleiben!* Die Tür fiel hinter mir zu – die Falle war zugeschnappt, der Rückweg versperrt, ich blieb also weisungsgemäß stehen. Fernsehen – live! – das ist in den Augen von uns Filmemachern in erster Linie Leistungssport! Beunruhigend, nervenzerfetzend! Unfaßbar, daß es Kollegen gibt, die solches freiwillig tun. Und sogar Spaß daran haben. Live – eine teuflische Mischung aus Theaterimprovisation und, zwangsläufig, technischer Präzision. Ein gigantischer Apparat muß da bewegt werden, der von allen Mitarbeitern roboterhafte Zuverlässigkeit verlangt und der natürlich extrem störanfällig ist. *Ruhe – alles stehen bleiben!* Schon wieder! Aus dem Lautsprecher kam nun die Stimme des Regisseurs, der oben in einem Glaskasten residierte: ›His masters voice‹ – ›master next god‹. »*Verdammt noch mal, wann geht es endlich los?*« Daraufhin ging es los:

Ein Wirbelwind wehte durchs Studio. Die Mitarbeiter schienen sich durch Zellteilung zu vermehren, aus allen Ecken und Winkeln kamen sie heraus: fünf – zehn – fünfzehn – zwanzig Personen...

Alle hatten sie Funktionen, waren Spezialisten. Sie schoben die monströsen elektronischen Farbkameras vor sich her, schleppten Kabel hinterdrein und Monitore. Fünfundzwanzig – dreißig...

Bühnenarbeiter, Szenenbildner, sie bauten auf und um. Fünfunddreißig – vierzig...

Beleuchter schwärmten aus, Scheinwerfer wurden montiert, Lampen gedreht, das Licht wurde verändert, gemessen. Fünfundvierzig – fünfzig...

Graphiken wurden aufgestellt und angestrahlt, Sprecher kamen herein, Schauspieler, gefolgt von Maskenbildnern, Garderobiers. Fünfundfünfzig – sechzig... Und erst die im Hintergrund: Tonmeister mit Assistenten, die Mädchen am Bildmischpult, am Filmgeber, die Cutterinnen, der Produktionsstab, die Aufnahmeleiter – und über allem: der Regisseur. Siebzig – neunzig – einhundertundsieben... Ich übertreibe? Ja, natürlich! Dadurch erreicht man immer eine gewisse Anschaulichkeit. Und anders funktioniert so ein Laden ja auch nicht. Besonders nicht ›live‹. Wenn ich da an unser kleines Team denke: sechs bis sieben Leute, Kollegen, Freunde, eine Handkamera, ein Tonbandgerät – aus! Damit fahren wir rund um die Welt, ohne Studio und ohne *Ruhe – alles stehenbleiben*: Jeder packt mit an, und so drehen wir unsere Filme.

Wenn ich daran denke und diesen Alptraum hier betrachte, dann bekomme ich schöne und zufriedene Gedanken. »Du siehst so unverschämt glücklich aus. Warum?« Hier muß man sich also treffen, ausgerechnet. Dabei sind wir fast Nachbarn – Guido Baumann und ich. Wir wohnen beide am Fuß unserer bayerischen Berge, dort, wo unsere Republik am schönsten und am schwärzesten ist. Allerdings liegen drei Flüsse zwischen uns.

»Ich sehe glücklich aus, weil's mir gruselt. Und was machst du hier?«

Er hatte eine Marathonbesprechung hinter sich. Eine neue Sendereihe für das Nachmittagsprogramm wurde geplant. Jetzt hatte man kurz unterbrochen, einer der Gesprächspartner wirkte hier bei der *Drehscheibe* mit.

Guido Baumann ist vielen nur als der Schweizer Ratefuchs bekannt. Aber seltsame Berufe zu erraten, das ist nur sein Hobby, sozusagen ein Hobby mit Pensionsberechtigung, das kann er auch noch mit siebzig.

»Der Lembke hält noch dreißig Jahre durch, das ist kein Problem.«

Aber eigentlich ist der Guido ein Erfinder, ein kreativer Mensch, wie man heute sagt; er entwirft Sendungen, ist Drehbuchautor und Ideen-Produzent. *Ruhe – alles stehenbleiben.*

Wir flüchteten ins Freie, spazierten einmal rund um die Studios, es hatte angefangen zu regnen. Wir schwätzten über dies und das. Zum Beispiel über unsere Katzen, bayerische Landkatzen, Bauernkatzen. Guidos Katze heißt Sambo, die vorige hieß Doktor Murke – nach Böll.

Er verkehrt mit ihnen auf einer intellektuellen Basis. Er spricht zu den Tieren, und sie verstehen ihn. Telepathie zwischen Mensch und Tier? Man sollte endlich mal eine Sendereihe über Parapsychologie in Erwägung ziehen! »Und was macht dein neuer Film, wann geht es los?« fragte Guido.

»Welcher Film?«

»Dein nächstes Projekt – deswegen bist du doch hier!«

»Das ist noch kein Projekt. Hast du etwas gehört?«

Guido schüttelte den Kopf: »Nein, nichts gehört. Ich hab' nur so das Gefühl, du planst einen Film über UFOs!«

Und er grinste mich provozierend an.

Taxi nach Wiesbaden-Schierstein.

Das Ehepaar Veit erwartete mich in seinem Drei-Etagen-Haus nahe dem Rheinufer. Sie waren, zusammen mit einem größeren Kreis von Freunden und Gleichgesinnten, die Begründer der DUIST, der DEUTSCHEN-UFO-IFOSTUDIENGESELLSCHAFT e. V. So stand es am Tor – darunter stand *Ventla Verlag*.

»Wieso *Ventla*, was bedeutet das?« – Ich dachte an die indische Mythologie.

Herr Veit gab mir recht: »Ein Wort aus dem Sanskrit. *Ventla*, das sind die Strahlschiffe, die Raumfahrzeuge der Extraterresten. Und in diesem Verlag haben wir über vierzig deutschsprachige Titel der über dreihundert Titel umfassenden internationalen UFO-Literatur herausgebracht. Seit 1956 erscheint außerdem monatlich unsere Zeitung *UFO-Nachrichten*, die auch in sechsundsiebzig Länder verschickt wird.«

»Und wie viele Mitglieder hat Ihre Gemeinschaft?«

»Tausende!«

Karl L. Veit, der Präsident der DUIST, der Initiator des UFO-Kongresses in Mainz, hatte nun schon gut ein halbes Tausend Lichtbild- und Filmvorträge hinter sich. Die letzten Stationen waren Hamburg, Berlin, Hannover, Kassel, Kiel und Mallorca.

»In Hamburg allein waren es an der Universität an einem Abend über achthundert Zuhörer, in Kiel, im Auditorium maximum, fast tausend. Jetzt stehen wieder Flensburg und München auf dem Programm, anschließend geht es nach Frankreich und Holland.«

Wir waren nach oben, gegangen, in die Privaträume. Antikes Mobiliar, geschmackvolles Arrangement. »Mein Mann war früher auch Innenarchitekt«, erklärt mir Frau Veit. Aber das Besondere, das waren die Bilder. Bilder, wohin man blickte, in den Zimmern, im Flur, überall und in mehreren Reihen übereinander. Landschaften, Stilleben, Porträts. Etliche gelungene Kopien alter Meister sind darunter, der Mann mit dem Goldhelm, die Mona Lisa, die Nachtwache.

Den Rahmen einer Rhein-Landschaft ziert ein kleines Messingschild: »UFOs über Wiesbaden-Schierstein«. Sie stehen leuchtend und hellglänzend über dem Strom. »So habe ich sie damals beobachtet.«

Karl L. Veit ist nicht nur Verleger und Journalist, Schriftsteller und Privatdozent, Präsident und Organisator – er ist auch Kunstmaler. »Ja, zehn Semester Kunstschule in Mainz und Städel'sches Kunstinstitut in Frankfurt.« Ein kleines Bild, Ölkreide vermutlich, hängt an exponierter Stelle neben den Bücherwänden der Bibliothek. Menschen blicken zum Himmel. Über ihnen hängt eine rotglühende Scheibe. Daneben stehen zwölf Unterschriften und das Datum: 4. Februar 1961.

»Das war in den USA, in Santa Monica, Los Angeles. Ein denkwürdiges Erlebnis. Es war während eines Privatvortrages von mir im Hause des Ehepaares Waltz, ich zeigte gerade Dias von außerirdischen Flugobjekten – da erschien ein UFO direkt über uns und verharrte dort über fünf Minuten. Es war ein mondgroßes Objekt, ich habe den Vorfall skizziert, und alle zwölf Gäste des Abends haben als Zeugen dieses Dokument unterschrieben, darunter der US-Radio- und TV-Kommentator John Otto, Chicago.«

Daneben, unter Glas, ein Farbfoto. Ein Redner steht auf einem Podest vor dem »Giant Rock«, einem gewaltigen Felsen, der, mitten in der Wüste gelegen, Raum für einige hundert Menschen unter sich birgt und der eine wichtige Rolle zu

spielen scheint beim Kontakt mit fremden, fernen Welten. In das Negativ von diesem Bild haben sich, unbemerkt für den Fotografen, geheimnisvolle Leuchtpunkte eingezeichnet, die ein ›Pentagramm‹ bilden, einen fünf zackigen Stern, das alte Symbol der Magie.

»Ohne Zweifel ein Signal der Außerirdischen.« Dann eine weitere Skizze: In Vogelflugformation nähern sich einander zwei ›UFO-Geschwader‹ über Rom. Sie treffen sich genau über dem Vatikan, dort bilden die beiden ›V‹, die mit der Spitze zusammengetroffen waren, ein weithin sichtbares griechisches Kreuz.

»Der UFO-Forscher Konsul Dr. Alberto Perego, der auch unseren Kongreß 1965 besuchte, hat diesen bemerkenswerten Vorfall selbst beobachten können. Das Kreuz war ungefähr eine Minute lang deutlich zu erkennen.« Material gab es hier in Fülle. Berichte, Fotografien. »Hat der Fernsehreporter Roczinski Sie hier einmal besucht?«

»Nein, der war nur auf dem Kongreß.«

Ich verschwieg seinen Tod. Sehr gut zu sprechen war man ohnehin nicht auf ihn. Sein bissiger Kommentar war noch gut in Erinnerung.

Frau Veit wechselte das Thema: »Was wir betreiben, ist ein faszinierendes Ringen um eine neue, universelle Weltanschauung an der Schwelle des dritten Jahrtausends. Der Mensch schickt sich an, ein bewußter Bürger des Kosmos zu werden...«

»Und was war das Ergebnis des Kongresses?«

»UFO-Proklamation und Resolution. Eine Petition an die Nationen. Eine Globalaktion: Einhunderteinunddreißig eingeschriebene Briefe an alle Staatsoberhäupter, an Papst, Kaiser und Könige, Königinnen, Staatspräsidenten, Generalstäbe, Luftwaffen, wissenschaftliche Akademien, Generalsekretariat der UNO, Zentralverwaltung der UNESCO

und so weiter. Wir haben sämtlichen Mitgliedstaaten der UNO vorgeschlagen, ein internationales UFO-Institut auf exterritorialem Boden zu gründen, zur globalen Kontrolle und Kontaktaufnahme mit den Erkundungsfahrzeugen aus dem Weltenraum.«

Mit einer Flut von Informationen beladen, verließ ich das Haus. Das alles war neu für mich und etwas verwirrend. Beiläufig hatte ich noch erfahren, daß die DUIST einem halben Dutzend internationaler Institute angeschlossen ist, sie ist auch Mitglied der AIAA, des ›American Institute of Aeronautics & Astronautics‹ in New York und der ›Hermann-Oberth-Gesellschaft‹ in Hannover. Die deutsche Forschungs- und Aufklärungsarbeit in Sachen UFO gilt, so wird mir erklärt, auch bei ausländischen Forschern als die umfassendste und reicht weit über die Grenzen Europas hinaus. Beim Abschied warf ich noch einen Blick auf die Galerie und machte Herrn Veit Komplimente über die gekonnten Bilder: »Malen Sie noch?«

Veit schüttelte den Kopf. »Leider nein. Dafür läßt mir meine heutige Tätigkeit keine Zeit mehr!«

Frau Veit ergänzte: »Mein Mann sagt, später hat er immer noch genügend Zeit, um zu malen!«

Veit lachte: »Später, ja, im Jenseits!«

Aber er meint das, glaube ich, nicht nur im Spaß.

Sechzehn Uhr dreißig.

Der Sturm im Schneiderraum sieben hatte sich gelegt. Die Bänder aus den USA und aus Kanada waren eingespannt. Hinten das Bild, vorne zwei Tonbänder. Auf dem ersten war der Originalton, also das, was Roczinski aufgenommen hatte, auf dem zweiten Band lag die deutsche Übersetzung; diesen Text konnte man nach Wunsch über die englischen Texte einblenden.

»Kann's losgehen?« Frau Beilke sah sich um. Jetzt wirkte sie entkrampft und etwas friedlicher. Die Abnahmevorführung war wohl erfolgreich verlaufen. Ich nickte. Kufner sah auf die Uhr und verschwand.

Auf der kleinen Mattscheibe des Schneidetisches erscheint eine Hand mit der Klappe: Eine schwarze Holztafel, gewissermaßen das Etikett für diese Szene: ›aktuelles forum / Rolle 33‹. Roczinski vor dem Pentagon in Washington: Massig steht der Bau in der grünen Parklandschaft. Roczinski legt die Klappe weg, wirft seine Zigarette ins Gras, greift zum Mikrofon, stellt sich in Positur.

»Am 12. September wurden über Arizona drei unbekannte Flugobjekte geortet. Zwei Jagdflugzeuge vom Typ Phantom stürzten bei dem Versuch einer Verfolgung ab. Die Piloten fanden den Tod.

Wer Antwort auf gewisse Fragen sucht, auf unbequeme Fragen, zugegeben, der findet hier im Pentagon, im Verteidigungsministerium der Vereinigten Staaten, nur

verschlossene Türen. Schriftliche Anfragen kommen ohne Kommentar zurück.

›Wer weiß, schweigt.« Hinter dieser brahmanischen Philosophie verschanzt sich das Pentagon in Sachen UFO. Wieviel Berechtigung zum Schweigen besteht, wieviel man in diesem Gebäude tatsächlich weiß und welche Erklärungen man bereithält für das UFO-Phänomen, das hoffe ich von einem Oberst zu erfahren, einem alten Bekannten, der hier bei der Luftwaffe eine nicht unwichtige Position bekleidet.« Roczinski geht hinüber zur Straße. Ein dunkler Wagen hält neben ihm. Roczinski öffnet die hintere Tür für den Kameramann – er selbst steigt vorn ein. Am Steuer sitzt ein Offizier, ein Oberst der Air-Force in Uniform. Vermutlich ist es kein Zufall, daß sein Gesicht stets im Dunkeln bleibt. »Hallo, Colonel!«

»Hallo, Will! – Nice to see you!«

Der Wagen setzt sich in Bewegung, stoppt kurz an einem Rotlicht, biegt rechts ab in die Independent Avenue. Deutlich zu erkennen: links das NASA-Gebäude, rechts der pittoreske Ziegelbau des Art Industries Museum mit der Luftfahrtschau, den Apollo-Kapseln und dem ersten Mondstein. Roczinski beginnt das Verhör:

›Herr Oberst, was ist Ihre Meinung – gibt es überhaupt UFOs? What's your opinion, Colonel, are there any UFOs?«

›Well, why don't believe the Colorado-Report...?«

Die Cutterin dreht den zweiten Tonkopf auf. Die Originalstimme des Offiziers wird nun von einem deutschen Sprecher überlagert.

›Warum halten Sie sich nicht an den Colorado-Report, den Bericht der Universität Boulder, Colorado? Die sammeln seit fünfzehn Jahren Material und kommen nun plötzlich zu dem

Schluß: Es gibt keine UFOs, alles Einbildung! Spiegelungen, Kugelblitze, runde Wolken, Wetterballons und so weiter. Machen Sie sich's leicht: Glauben Sie diesen Leuten, und Sie sparen sich eine Menge Ärger!«

»Damit rennen Sie bei mir offene Türen ein, Oberst! Ich glaube nicht an die UFOs!«

Roczinski scheint zufrieden. Er hat die Ironie des Colonels nicht bemerkt, der nun fortfährt:

»Das ist sehr gescheit! Es gibt keine unbekanntes Flugobjekte. Es gibt überhaupt nichts Unbekanntes und Unerklärliches. Unsere Piloten und unsere Radarspezialisten, die diese Dinger laufend orten, verfolgen und registrieren, sind offensichtlich alle nur Idioten und Psychopathen und blind dazu – wenn es nach der Universität von Colorado geht. Es gibt schon deshalb keine UFOs, damit unser Weltbild bleibt, wie es ist, und sich keiner zu beunruhigen braucht...«

Der Wagen biegt nach links ab, fährt über die hochgelegene 10th St. Mall Street hinunter zum Washington Channel, zum Potomac River.

»Sie sind also beunruhigt, Oberst? Das Pentagon weiß also mehr! Was weiß das Pentagon wirklich über die UFOs?«

»Nothing! – Nothing in comparison to the facts, we need to know... – Nichts im Vergleich zu den Tatsachen, die wir wissen müßten! Wir wissen, daß Objekte existieren und daß diese meist in Formation fliegen, in jeder Höhe stehenbleiben können und innerhalb von Sekunden Geschwindigkeiten bis zu fünfundvierzigtausend Stundenkilometern erreichen. Wir wissen, daß sie etwa einhundert Fuß, das sind dreiunddreißig Meter, Durchmesser haben und daß sie ihre Farbe mit steigender Geschwindigkeit verändern, von Rot über Orange bis Weiß. Wir wissen also eine ganze Menge, hauptsächlich, daß sie uns in jeder Hinsicht überlegen sind – aber ansonsten haben wir keine Ahnung!« Roczinski blickt zur Kamera, dann

setzt er sein Verhör fort: »Und was ist nun Ihre persönliche Meinung, Oberst? Was wollen diese UFOs und wo kommen sie her?«

»Get yourself a copy of the Keyhoe-Report... Besorgen Sie sich den Keyhoe-Bericht, der steht in jeder größeren Bibliothek.

Als vor einigen Jahren das Gerücht umging, die Dinger kämen von den Russen, da hielt es der ATIC, das ist unser technischer Geheimdienst, für das beste, die Karten offen auf den Tisch zu legen, also: die Protokolle der Piloten und Radarstationen, die Fotos, die Filme und dazu die Untersuchungsergebnisse des ATIC. Und Major Keyhoe hat das Ganze verarbeitet und publiziert, und in der offiziellen Stellungnahme des Pentagon heißt es wörtlich... hier...« Der Oberst entfaltet ein Schriftstück, eine Fotokopie: Dienstsiegel, Wappen, DEPARTMENT OF DEFENSE – die Kamera schwenkt auf den Schlußsatz:

»The only explanation left is the interplanetary answer. – Unterschrift – Air Force Press Desk.«

»Als einzige Erklärung bleibt die interplanetarische Herkunft dieser Objekte.« Szenenwechsel: Roczinski steht vor dem weißen Kuppelbau des Capitols.

»Eine klare und sachliche Teststellung. Leider ist dieses Schreiben bereits fünfzehn Jahre alt.

Inzwischen sind wir auf dem Mond gelandet, und unsere interplanetarischen, unbemannten Sonden haben Mars und Venus untersucht, mit dem Ergebnis, daß höher entwickeltes Leben dort scheinbar nicht möglich ist. Andererseits: die technisch größte Militärmacht der Erde ist offensichtlich nicht in der Lage, das UFO-Phänomen befriedigend aufzuklären.

Eine Schlappe für das amerikanische Selbstbewußtsein. Und so senkt sich der Vorhang der Geheimhaltung wieder über die »unbekannten Flugobjekte«.

Das gab den Spekulationen neuen Auftrieb, die Phantasie wurde angeheizt, die religiösen Visionen der Vergangenheit haben die dem Zeitalter der Raumfahrt entsprechende Version gefunden.«

In einem fahrenden Taxi. Stark belebte Straßen im Farbigenviertel von Washington. Musik aus dem Autoradio. Negergruppen an den Bushaltestellen. Kinder laufen neben dem Auto her. Gedränge an einer Kreuzung.

Szenenwechsel:

Roczinski steht nun auf der Straße neben dem Taxi. Auf der Motorhaube hat er verschiedene Zeitungen ausgebreitet. Darin wiederholt: das Foto eines farbigen Ehepaares neben einem alten Wagen.

Auf der anderen Straßenseite: zweistöckige Reihenhäuser, rote Ziegelbauten, Porches, Veranden mit weiß und rot lackierten Säulen. Eiserne Treppen zu einer Art Hochparterre, Zäune um winzige Vorgärten.

Roczinski ist umringt von Neugierigen, ausnahmslos Schwarze, überwiegend Kinder.

»Eine unglaubliche Geschichte. Sie ist hier in verschiedenen Zeitungen nachzulesen: Das Ehepaar Mailer – es wohnt in diesem Haus im Farbigenviertel von Washington – ist mit dem Wagen unterwegs nach Cleveland. Der Mann will dort eine neue Stellung antreten.

Was nun wirklich geschah, daran wollen sich die Mailers beim besten Willen nicht mehr erinnern können. Tatsache ist: Man findet ihren Wagen auf dem Freeway kurz vor Cleveland, er steht quer, ist leer, der Zündschlüssel steckt, der Motor läuft noch, die Türen stehen offen, von den Mailers fehlt jedoch jede Spur.

Drei Stunden später greift man sie auf, aber nicht in der Nähe von Cleveland, nein, bei EL PASO, auf einem weiten,

öden Gelände jenseits der mexikanischen Grenze. – Sie sind zu Fuß unterwegs. Und sie sind 3000 Kilometer Luftlinie von ihrem Wagen entfernt!«

Roczinski steht mit seinem Mikrofon nun unterhalb der Eisentreppe, steigt langsam nach oben. Die Schar der Neugierigen ist gewachsen. Kinder springen hoch, um ins Bild zu kommen. Sie winken ins Objektiv.

Auch neben der Treppe haben sich Schwarze versammelt, sie mustern den weißen Reporter mit Mißtrauen, vielleicht sogar mit Haß. Die Situation wirkt nicht ungefährlich.

»Die Mailers sollen unter Hypnose – unabhängig voneinander – berichtet haben: Astronauten hätten ihren Wagen gestoppt, hätten sie zu einem Raumschiff geschleppt, hätten sie dort vermessen und untersucht.

Man hätte ihnen Blut abgezapft und sie dann irgendwann wieder laufengelassen.

Dieses Abenteuer soll sich am 11. September zugetragen haben. Seine neue Stellung hat Mr. Mailer gar nicht erst angetreten. Na ja, er lebt vorläufig recht anständig von dem, was ihm die publizistische Auswertung dieser Geschichte einbringt.« Szenenwechsel:

Ein düsteres, enges Treppenhaus.

Roczinski steigt die schmale Treppe hoch. Auf den oberen Absatz münden drei Türen. Radiomusik dringt aus den Zimmern, Geschrei von Kindern, man hört den Sprecher eines Fernsehprogramms. Zögernd geht Roczinski von einer Tür zur andern. An der letzten klopft er, öffnet schließlich selbst. Ein Schwarzer in mittleren Jahren springt auf, verstellt ihm den Weg. Roczinski, höflich:

»Beg your pardon, Sir, are you Mr. Mailer? I want to meet Mr. Mailer. We are from the German Television...« Weiter kommt Roczinski nicht, trotz aller Höflichkeit. Der Mann wehrt ab, drängt Roczinski zurück, versucht, die Tür zu schließen.

Eine Frau hinter ihm reißt sie wieder auf, schiebt ihn beiseite, dringt auf Roczinski ein, will ihm das Mikrofon entreißen.

Alle Türen öffnen sich. Neugierige, ängstliche Blicke der Alten. Junge Leute drängen nach vorn. Afrolook, bunte Hemden, Stimmengewirr voller Aggression. Handgemenge. Roczinski weicht zurück – mit ihm die Kamera. Die Handlampe wird heruntergerissen, pendelt durchs Bild, zerschellt an der Treppe.

Roczinski taumelt rückwärts, prallt gegen das Geländer, flieht nach unten.

Etwa zwanzig Schwarze versuchen nun, das Fernseheteam in die Flucht zu schlagen. Das Stimmengewirr ist gewaltig. Die Kamera stürzt auf der schmalen Treppe. Roczinski rutscht rückwärts über mehrere Stufen, schlägt hart am Treppenabsatz auf. Die Kamera dreht sich um sich selbst, stößt gegen die Wände, landet auf dem Boden, wird wieder hochgerissen. Die Flucht geht weiter. Durch die Haustür kommt Verstärkung. Roczinski schlägt sich frei. Ruft dem Kameramann etwas zu, schiebt ihn ins Freie.

Rückzugsgefecht auf der Eisentreppe vor dem Haus. Roczinski fängt sich im letzten Augenblick. Flucht über die Straße – zum Wagen – in das Innere des Taxis. Die Verfolger bleiben hart an der Kamera, entreißen Roczinski das Tonbandgerät. Es fällt zu Boden. Er hebt es wieder auf, steckt Schläge ein, schiebt Kameramann und Kamera in den Wagen, springt hinterher.

Der Ton hat ausgesetzt.

Roczinski zieht die Wagentür zu – der Wagen fährt an. Einige rennen noch hinterher. Dann ist Ruhe. An einer Straßenecke:

Die Kamera filmt durch die Frontscheibe des Wagens. Roczinski steht draußen neben zwei schwarzen Polizisten. Die hören sich ungerührt und teilnahmslos seine Geschichte an. Dann verlangen sie seinen Paß, Arbeitserlaubnis,

Presseausweis. Stumm und uninteressiert blättern sie in den Papieren.

Eine Koppelstelle. Hier waren zwei Rollen aneinandergeklebt. Frau Beilke stoppte den Tisch, kontrollierte die Synchronität der Bänder.

Dann griff sie zu ihren Zigaretten. »Stört es Sie, wenn ich rauche?« – Auf Routinefragen wie diese erwartet man keine Antwort.

»Offen gesagt, sehr! Wenn Sie mich schon fragen.« Warum sollte ich heucheln und husten? Schade, daß der feuergefährliche Nitrofilm aus dem Verkehr gezogen worden ist. Seit nichts mehr in die Luft fliegen konnte, hatte die feuerpolizeilich geforderte Disziplin in den Schneideräumen stark nachgelassen.

Und Frau Beilke hatte ich frustriert.

»Dann müssen Sie auf meine Anwesenheit leider ein paar Minuten verzichten. Der Tisch läuft auch ohne mich. Sie wissen ja, wie's geht.« Sie ging, ich war allein und fuhr, wie man sagt, weiter.

Eine imponierende, souveräne Gestalt! Der schwarze Bart umrahmt ein schwarzes Gesicht. Ein hochmütiger Blick in die Kamera.

Er sitzt hinter seinem Schreibtisch, einer gigantischen Louis-XVI.-Imitation aus Mahagoni. Neben ihm eine schwarze Schönheit mit geklebten Wimpern, Langhaarperücke und Minirock. Seine Sekretärin?

Auf dem Schreibtisch: Bilder der Familie im Goldrahmen, ein Foto von Martin Luther King. Überall eine Spur zuviel Eleganz, zuviel Zierat, zuviel Gold.

Roczinski sitzt in einem tiefen Besuchersessel, wendet sich um zur Kamera:

»Mr. Bird ist Rechtsanwalt, hier in Washington, er residiert genau an der Grenze zwischen dem weißen und dem schwarzen Stadtteil. Er ist, beauftragt und ermächtigt, die Mailer-Story zu verbreiten.«

Roczinski nickt Bird zu – der nickt zurück und lächelt – ein Flair von Arroganz. Er beginnt zu sprechen – dazu das beredte Spiel der Hände: Die Finger zeichnen Raumschiffe in die Luft, Flugbahnen, Ellipsen, Spiralen. Ein afrikanischer Märchenerzähler.

Die Sekretärin nagt an ihren Lippen, blickt irritiert in die Kamera, wendet sich ab, versucht vergeblich, den Rocksaum tiefer über die nackten braunen Schenkel zu ziehen. Eine Gazelle. Bird fährt fort:

»Appearing just above the hill was a hovering spot-light, sparkling, glittering over the highway...« Über Birds englischer Erzählung liegt nun Roczinskis Kommentar:

»Die mysteriöse Geschichte geht dem Rechtsanwalt Bird so flüssig von den Lippen wie ein eingelerntes Gedicht. Er beschreibt sogar die modischen Details der Raumanzüge, die Schweigsamkeit der Astronauten, ihre Kahlheit. Die Schilderung des Raumschiffes, insbesondere der Inneneinrichtung, erinnert stark an alte Illustrationen zu Jules Vernes Zukunftsromanen: Plüsch mit Dampfmaschinenromantik.«

Bird verstummt – ein Blick zur Sekretärin und auf seine Uhr. Sie hängt an einem Kettchen. Er zieht sie aus der Brusttasche seines Jacketts: Die bezahlte Zeit ist um! Er erhebt sich. Roczinski erhält von der Sekretärin einen Zettel mit einer Notiz und legt Geldscheine auf den Tisch.

»Ich habe mir die Adresse des Hypnotiseurs geben lassen, der dem Unterbewußtsein des Ehepaars Mailer die Lösung des Rätsels und all diese blumigen Beschreibungen entlockt haben will.

Das kostete noch einmal hundert Dollar, und damit verabschieden wir uns von Mr. Bird. – Thank you, Mr. Bird...« Bird reicht Roczinski die Hand, er überragt ihn um Haupteslänge. Zum Abschied eine majestätische Geste. Hannibal entläßt den Gesandten Roms...

Die Rollen waren durchgelaufen, die freien Enden peitschten um die Teller. Ich stoppte den Tisch. Die Cutterin kam aus einem dunklen Nebenraum, zog den Vorhang zur Seite und machte Licht.

Hinter mir saß Rüdiger.

»Na, immer noch auf der Jagd nach den UFOs?«

Ich hatte ihn nicht gehört, als er kam.

»Du kostest unserem Sender viel Geld. Überstunden für Frau Beilke.«

»Letzte Rolle, nur noch sechs Minuten!« Sie spannte die Bänder in den Tisch. Diesmal war es nur ein einziges Tonband zum Bild. »Überstunden gehören bei uns zur Tagesordnung, die sind sozusagen mit drin. Ich bin nur froh, daß meine Damen weg sind. Die kleinen Mädchen ziehn immer Gesichter, wenn's mal ein bißchen länger dauert. Aber ich sitze hier oft bis zwölf, eins... So, fertig!«

Roczinski auf einer Couch. Er spricht in sein Mikrofon:

»Dr. Samuel Goldstone ist Psychotherapeut. Er wünscht nicht, mit Mikrofon und Kamera interviewt zu werden. Er hat dafür Gründe, die ich respektiere.

Wir hatten ein langes Gespräch, ich darf Ihnen das Wichtigste daraus berichten:

Er hält die Eheleute Mailer für absolut zuverlässig. In der Hypnose, so sagt er, mogelt keiner. Ob allerdings ein Patient die von ihm geschilderte Situation tatsächlich erlebt oder ob er sie sich nur lebhaft vorgestellt hat, das zu entscheiden ist oft sehr schwierig, wenn nicht unmöglich.« Am Schreibtisch sitzt

Dr. Goldstone, etwa sechzig Jahre, kahle Stirn, ein kurzer, grauer Bart, randlose Brille. Ein bißchen die Klischeevorstellung vom jüdischen Intellektuellen. An den Wänden einige Asiatica, japanische Rollbilder, persische Holzdrucke. Und, auf einem kleinen gerahmten Foto: der Vater der Psychoanalyse, Sigmund Freud. Ein Fenster zum Hof, die obligatorische Feuerleiter. Eine Bodenvase mit getrockneten Disteln und Ähren. Den Rest des winzigen Raumes nimmt eine Bücherwand ein. Goldstone lauscht konzentriert, fast lauernd, dem Statement von Roczinski:

»Da aber die Mailers beide exakt das gleiche berichten konnten, hält Dr. Goldstone den Tatbestand im Grunde für erwiesen. Mr. Bird, der Rechtsanwalt, ist nun im Besitz der Tonbänder. Freilich – was dieser so alles erzählt, sagt Goldstone, sei zum größten Teil Unsinn. Ja...« Dr. Goldstone unterbricht:

»Don't forget the communications... die communications nicht vergessen. Ja!«

Goldstone spricht deutsch. Das Deutsch eines Emigranten, der über Jahrzehnte seine Muttersprache aus gutem Grund verleugnet hat. Roczinski nimmt das Stichwort auf:

»Ja, also das, was Dr. Goldstone am wesentlichsten erscheint, ist die Art der Kommunikation, also der Verständigung dieser ›Leute‹ untereinander und mit Dritten – also mit uns. ›Diese Leute‹, das wären also die Besucher aus dem All – und mit ›communication‹ ist hier gemeint: eine Verständigung ohne die Brücke der Sprache. Ist das richtig, Dr. Goldstone?«

»The most important thing is the comprehension of transmitting ideas...«

Roczinski versucht, in Stichworten zu übersetzen:

»Ja. Gemeint ist also die Übermittlung von Begriffen...«

»... from mind to mind – von Kopf zu Kopf – ohne Sprache.«

»Eine Art Telepathie...«

Goldstone widerspricht: »O no! nicht präzise – vielleicht ungefähr...«

»Dr. Goldstone sieht in diesen Astronauten, oder wie immer man diese Besucher nennen will, eine Art wissenschaftlicher Delegation. Abgesandte einer Hyperzivilisation...«

»One hundredthousand years of evolution means nothing – ist nichts in die universe...«

»Selbst wenn sie uns einhunderttausend Jahre in der Entwicklung voraus wären, biologisch, technisch, kulturell, vielleicht auch moralisch – so wäre das immer noch eine lächerlich geringe Zeitspanne, gemessen am Alter des Universums... ja?«

Goldstone nickt. Roczinski fährt fort, hin und wieder blickt er auf seinen Notizzettel:

»Eine Entwicklung der Intelligenz sieht Dr. Goldstone in dieser Richtung: Weitgehender Verzicht auf Sprache durch Vereinfachung der Begriffswelt. Gehirne wirken wie Sender und Empfänger und übermitteln sich Begriffe auf kürzere, aber auch auf größere Entfernung.«

Goldstone wendet sich an Roczinski, verläßt seine abwartende Haltung, wird lebhafter:

»Wie es geschieht, sometimes, manchmal auch hier bei uns... Oh, it is not easy to explain...«

»Und diese Art der Kommunikation vermutet Dr. Goldstone, wenn die Mailers von ›schweigenden Wesen‹ berichten, deren Befehle und Wünsche sie trotzdem klar verstanden haben wollen. – Sie glauben also an Telepathie, Dr. Goldstone. An Gedankenübertragung. Sie selbst hypnotisieren. Ist es dabei nicht möglich, daß Sie von einem Patienten genau das zu hören bekommen, was Sie gerade selbst denken, also das, was Sie hören wollen?«

»Sie sind sceptic? Are you?«

»Ich glaube nur, was ich sehe!«

»Was wir sehen, ist wenig – ist nichts. Just nothing. Wir sind... we are still very limited in our capacities...«

»... beschränkt...«

»Yes, ja, sehr beschränkt, auf diesem Planet, auf diese Erde. Wir sind noch etwas primitiv...!« Eine nachdenkliche Pause.

Dann läuft das Ende des Ulms aus der Kameraspule. Eingestanzte Zeichen springen über das Bild. Licht fällt ein, färbt den Film rötlich, orange, blendet über in Gelb, in Weiß.

Wieder peitschten die Rollenenden über die Teller des Schneidetisches.

»Aus – das war's!«

Kufner stand in der Tür und hielt seine Hand mit der brennenden Zigarette nach draußen in den Gang. Er mußte mit gutem Beispiel vorangehen, er war Abteilungsleiter.

»Zufrieden?«

»Ja, herzlichen Dank. War ganz informativ. Ich wüßte natürlich gerne, wie's weitergeht...«

»Das wissen Sie doch bereits!« Kufner hatte so ein hinterhältiges Lächeln für mich. »Nein, wieso?«

Rüdiger warf Kufner einen Blick zu – die beiden hatten wohl ein Komplott gegen mich geschmiedet? – und fragte: »War Mister Wingard nicht bei dir?«

Ich hatte Wingard mit keinem Wort erwähnt. Das hatte ich ihm versprochen, das war meine Gegenleistung dafür, daß er mir eine Woche Bedenkzeit gab. Ich hatte im Augenblick keine sehr große Hoffnung, innerhalb einer Woche einen Interessenten zu finden, der bereit wäre, für den höchst zweifelhaften Nachlaß des Herrn Roczinski zwanzigtausend Dollar auf den Tisch zu blättern.

»Freitag nachmittag habe ich ihn gesprochen. Stimmt. Woher wißt ihr das?«

»Wir haben uns das ausgerechnet!« Rüdiger grinste. »Und woher kennt ihr ihn?«

»Er war auch bei uns. Schon Donnerstag früh. Am Abend hat die ARD dann diesen verspäteten Nachruf auf unseren Roczinski gebracht. Wir hatten das alles so schön verschummelt. Also war er vermutlich auch bei denen.« Frau Beilke hatte die Rollen im Schnellgang wieder auf Anfang

gerollt. Jetzt nahm sie ihren Mantel vom Haken. Das war eine sehr effektvolle Geste, die sie meisterhaft beherrschte: das war mehr als ein Signal zum Aufbruch, das war ein Hinauswurf.

Auf dem Gang rückte Kufner näher an mich heran. »Wieviel haben Sie ihm bezahlt? Oder ist das indiskret?«

»Nichts. Hören Sie mal – Sie überschätzen Regisseure! Wo soll ich zwanzigtausend Dollar hernehmen?«

»Von uns hat er dreißigtausend verlangt. Er wird also billiger. Ich habe ihn einfach rausgeworfen. Allerdings erst nachdem ich ihm die Unterschiede zwischen dem kommerziellen Fernsehen in den USA und unseren öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten klargemacht habe. Bei uns prüft der Bundesrechnungshof, jede Mark muß voll verantwortet werden – aber das hat er, glaube ich, gar nicht kapiert.

Jetzt liegt der Fall bei unserem Justitiar. Denn den größten Teil des Materials, das Wingard uns verhöckern will, hat Roczinski schließlich als Angestellter unseres Senders gedreht. Nach seiner Kündigung hat er Rohmaterial belichtet, das unser Eigentum war. Unsere Redaktion in Washington hat ihm das mitgegeben.

Ich würde also vorschlagen: Finger weg! Im übrigen: Wenn das Material für uns irgendeinen Wert hätte, läge es bereits in meinem Archiv. Dann könnte Herr Wingard gegen uns klagen, der Fall des betrügerischen Autokaufs würde dann geklärt werden – aber nicht auf diese Weise! – Die Tasche ist keine hundert Dollar wert.«

»Hat Wingard Ihnen das Material aus der Tasche gezeigt?«

»Nein!« sagte Kufner.

»Woher wissen Sie dann, daß es wertlos ist?«

»Wertlos für *uns*! Ich weiß, was auf den Rollen drauf ist – zumindest auf den ersten sechs.«

»Woher?«

»Raten Sie mal.«

»Wahrscheinlich besitzen Sie Kopien. Das Material wurde doch in den USA entwickelt. Das Labor hat Ihnen eine Kopie gemacht.«

»Falsch. Es ist ein Farb-Umkehr-Original, das Material in der Tasche. Soviel wir wissen, existieren keine Kopien.«

»Gebe auf...«

»Ganz einfach: Als Roczinski sich nicht mehr meldete, haben wir seinen Kameramann zurückbeordert, das war Gerd Hanniek. Der hat dann genaue Protokolle der gedrehten Szenen angefertigt – am liebsten hätte er uns die Rollen mitgebracht, aber Roczinski hatte sie weggeschlossen.«

»Kann man die Protokolle mal lesen?«

»Bedaure, streng vertraulich. Liegt bei der Chefredaktion und bei der Rechtsabteilung. Auf diesem Protokoll basierte nämlich die Entlassung von Roczinski. Übrigens fristlos.«

»Kann man mit diesem Hanniek mal sprechen?«

»Sicher. Er dreht gerade in Sambia.«

»Wann kommt er zurück?«

»Keine Ahnung. Andere Abteilung.«

Wir standen wieder vor Kufners Büro. Er machte keine Anstalten, mich hineinzubitten. Es brannte auch kein Licht mehr im Vorzimmer. Aber eine Frage hatte ich noch: »Warum wurde das Material, das ich eben am Tisch gesehen habe, nicht gesendet?«

»Das wurde nach Rücksprache mit der Chefredaktion entschieden. Es liegt nicht in unserem Interesse, den UFO-Glauben weiter anzuheizen. Die Kongreßreportage, gut, das war ja eine runde Sache, die war schon raus. Roczinski rief zwar von Kanada aus an, mehrmals sogar, wollte die Sendung stoppen, er habe da ungeheure Dinge gefilmt, die müßten da noch mit rein und so weiter. So hat der Ärger mit ihm angefangen. Aber diese zwei Rollen nun noch irgendwann nachzuschieben? – Dann hängt doch alles so in der Luft.« Ich

mußte ihm recht geben. Ein herzlicher Händedruck von Kufner:

»Also dann, ich hab' mich gefreut, Sie mal persönlich kennengelernt zu haben. Tut mir leid, daß wir nicht mehr für Sie tun konnten.«

»Danke, Herr Kufner, Sie haben schon genug getan.«
Zumindest im Augenblick.

Anruf in München:

»Bedaure, Mister Wingard ist bereits abgereist.«

»Das ist nicht gut möglich, Zimmer 316.«

»Mister Wingard ist nicht mehr im Hause.«

»Hat er eine Nachricht für mich hinterlassen?«

»Ich verbinde mit der Reception.« Keine Nachricht. Auch der Portier bedauerte. »Wissen Sie, wohin er abgereist ist – ich meine, ist er zurück in die Staaten...?«

»Das ist möglich – aber er hat nichts hinterlassen. Er hatte für sechzehn Uhr dreißig ein Taxi zum Flughafen bestellt.« Hatte er erfahren, daß ich zum Sender fuhr, nach Mainz? Vielleicht hatte er hier Verbindungsleute?

Ziemliche Pleite, dieses Unternehmen, zumindest bis jetzt. Vielleicht sollte ich das Ganze besser vergessen, einfach hinschmeißen? Meine persönlichen Investitionen waren im Augenblick ja noch gering. Oder hatte ich mich nicht doch schon sehr für diese Sache engagiert?

War es mehr als nur Neugierde? Ließen sich die Informationen über Roczinski, über ›UFO oder Nicht-UFO‹ in irgendeiner Weise verwenden, zu einem Stoff umfunktionieren, zu einer Geschichte verarbeiten? Ohne das Material des Herrn Wingard wohl kaum. Alles, was ich bisher zu sehen bekommen hatte, war ja nur Vorgeschichte. Wingard spricht von einer Tragödie, Kufner von einer läppischen Sensationsmacherei.

Selbst wenn es mir gelingen würde, die Sache in den Griff zu bekommen: der Fall Roczinski war für diese Kollegen kein Thema, war unverkäuflich, also wertlos. Nur aus Taktik hatte

man die Türen für mich so weit aufgemacht: ›Schau her, überzeug dich selbst, mehr ist nicht drin in der Kiste!‹ Vielleicht war wirklich nicht mehr drin. Vielleicht durfte auch nicht mehr drin sein...? Was kostet ein Flug nach Sambia?

Wo auf dieser Welt wandert nun Wingard herum mit seiner schmierigen Tasche, mit seiner ›Bombe‹? ›Nicht mal hundert Dollar wert...‹

Kann man von einem politischen Redakteur Phantasie erwarten? Muß er dem Phantastischen, das in unserer aufgeklärten Welt immer mehr Raum für sich beansprucht, nicht mit konsequenter Feindseligkeit begegnen? Muß er nicht das Irrationale, Unerklärliche, Unfaßbare in Bausch und Bogen ablehnen?

Und ich? Was ich im Augenblick anzubieten habe, das ist keine Story, das sind nur Vermutungen, Empfindungen, Ahnungen.

Drei, vier deutliche Bilder aus einem langen Traum, der sich wieder in die unzugänglichen Wirrnisse des Unbewußten zurückgezogen hat.

Bochum, Oskar-Hoffmann-Straße 34.

Ich versuchte, die Namensschilder unter den Klingelknöpfen zu entziffern, stieg dabei immer höher in diesem schmalen, düsteren Treppenhaus.

Vierter Stock. Nach dem zweiten Klingeln näherten sich schließlich Schritte, die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Ich stellte mich vor.

›Weiß mein Mann, daß Sie hier sind?‹

Sie war rothaarig, ein intensives, leuchtendes Rot, wie man es nur in Irland zu finden glaubt oder in den späten Filmen von John Ford. Vermutlich auch in den frühen, aber das ist schwer nachzuprüfen, die waren schwarz-weiß.

»Ja, natürlich! Ich habe ihm Bescheid geben lassen, im Studio.

Er muß vor mir in Wiesbaden abgefahren sein. Wundert mich, daß er noch nicht hier ist...«

Nichts wußte Hanniek. Gar nichts! Es sollte eine Überraschung werden. Ich hatte ihn überrumpeln wollen!

Durch Zufall hatte ich mitbekommen, daß die Reise eines Redakteurs nach Sambia auf Freitag verschoben worden war. Wie man eben so etwas hört, wenn man in einem Vorzimmer wartet, in dem die Arbeit weiterläuft, die Sekretärin telefoniert Sambia? Nach Sambia sollte auch Gerd Hanniek fliegen, der Kameramann von Roczinski.

Es war Dienstag früh, ich wartete auf Kufner. Ich hatte eine Liste mit Fragen für ihn vorbereitet, und nun telefonierte die Sekretärin in meiner Gegenwart, organisierte, schmiß den ganzen Laden, war clever und tüchtig, und ich saß dabei, hörte alles, eine Indiskretion, zugegeben, aber es war weder Absicht noch böser Wille: »Anweisung an die zentrale Disposition. Die Kameras für Herrn Hanniek müssen Freitag früh bereitstehen. Abholung acht Uhr. Abflug Frankfurt 11 Uhr 45 nach Lusaka. Ja, über Douala. Carnet ist vorhanden, liegt bei der Spedition. Die Liste muß noch rauf, die ist dringend, ja, für den Zoll. Objektiv- und Gehäuseummern der Kameras müssen da rein. Wenn Rückfragen sind... bitte? Nein, das muß er selbst entscheiden. Tut mir leid, ja. Gut, Herr Hanniek kommt bei Ihnen vorbei, ich sage ihm Bescheid!«

Wie denn nun? Hanniek war hier in Wiesbaden? War noch gar nicht in Sambia? Was für ein Spiel spielte Kufner mit mir? Ich versuchte, Hanniek am Kameralager abzufangen, suchte ihn bei seinen Kollegen, in Redaktionszimmern, bei der *Ortszeit*, beim *Länder Spiegel*, wieder oben bei Kufner, in den Vorführungen, im Kopierwerk, im Schneiderraum bei Frau Beilke. Dort lernte ich Holger Stachwitz kennen, Hannieks

Assistent. Der hatte die technischen Vorbereitungen der Abreise zu organisieren. Ich versuchte, ihn auszuhorchen, aber er war Hanniek erst seit kurzem zugeteilt, kannte Roczinski überhaupt nicht und hatte nur beiläufig von dieser Geschichte gehört. »Von welcher Geschichte, Herr Stachwitz?« – Ich stellte mich dumm.

»Daß Hanniek schuld war, daß man Roczinski gefeuert hat!«

»Wie hat er das fertiggebracht?«

»Hat eben ausgepackt, der war ja ohnehin überfällig, da hat's nicht mehr viel gebraucht, die haben ja hier nur auf irgendeinen Grund gewartet, und den hat Gerd ihnen geliefert, detaillierte Berichte, Aktennotizen, jeden Tag eine. Wenn einer einen Kollegen killen will, dann nur immer fleißig Aktennotizen nach oben, die Arbeit zahlt sich aus, irgendwann haut das dem die Füße weg.« Wie recht er hat!

Während wir rumstanden und quatschten, war Hanniek abgerauscht, Stachwitz sah seinen Wagen gerade noch durchs Tor flitzen. Wohin? Nach Hause, nach Bochum. Stachwitz gab mir seine Adresse.

Und ich Idiot fuhr hinterher. Zweieinhalb Stunden Autobahn und Zubringer mit dichtem Verkehr.

Und nun war Hanniek nicht da, noch nicht, und er schien auch nicht zu kommen, seine Frau wußte wenigstens von nichts. Auch kein Anruf von ihm. Vielleicht wollte er sie überraschen; schnell noch mal drei Nächte zu Hause vor der nächsten längeren Auslandstournee. Vielleicht war er aber auch bei einer Freundin, irgendwo, wer weiß, wo ich da reingetappt bin, was ich da jetzt angerichtet habe mit meinem unangemeldeten Auftauchen.

Frau Hanniek war unruhig. Sie ging auf und ab und rauchte, schaute wieder minutenlang unbeweglich durch feingesteckte Gardinen hinaus auf einen widerlichen Hof.

Es ging auf Mittag. Sie machte Licht. Man sah sich ja kaum noch. »Düsternis fiel über das Erdreich.« – »Blauer Himmel über der Ruhr!«

Sie kam näher, blieb vor mir stehen: »Sind Sie sicher, daß er noch kommt?«

»Ich habe ihn so verstanden!«

Da saßen wir nun und schwiegen uns an. Das rote Haar leuchtete im Licht der rosa Stehlampe. Wie alt mochte sie sein? Ende zwanzig, Ende dreißig? Ihre Haut war blaß und schlaff. Kam das vom Smog hier in der Stadt oder von dieser gierigen Zigarettenpafferei bei geschlossenen Fenstern? Sie lehnte sich zurück auf dieser scheußlichen Couch, Sitzgarnitur, starrte mich sekundenlang geistesabwesend an, bis es ihr selbst auffiel, sie lächelte verlegen und sah wieder weg. Wieso hatte sie mich in die Wohnung gelassen, in diesen düsteren Altbau im dritten Stock, förmlich hereingebeten, ja, überredet dazu, ich hatte ja woanders warten, irgendwann wiederkommen wollen, zwischendurch mal anrufen, in Ruhe Essen gehen, Tee trinken, die Fotos ansehen im Foyer des Theaters nebenan, das Plakat mit dem Spielplan. Vielleicht war ein Schauspieler dabei, den ich gut kannte, der gerade probenfrei war, Stefan Orlac zum Beispiel, der würde mir schon helfen, die Zeit totzuschlagen, während ich auf einen wartete, der nicht hier und nicht in Sambia war. »Sie sind ein Kollege von meinem Mann?« Sie hatte inzwischen für die Kinder das Essen zubereitet, die mußten gleich aus der Schule kommen, nun stand sie wieder in der Tür, wischte ihre Hände an einer bunten

Schürze ab und versuchte, die Bänder aufzuknoten. »Kollege? Ja, doch, in gewisser Weise, ich bin Regisseur.«

»Dann sind Sie sicher auch viel unterwegs?«

»Es geht eigentlich. Ich schreibe oft viele Monate im Jahr, an Manuskripten und Drehbüchern. Das mach ich natürlich zu Hause. Aber irgendwann müssen diese Bücher ja realisiert werden, man muß die Filme drehen, und das dauert Wochen oder Monate, und da ist man dann eben auch viel unterwegs, je nachdem wieviel Außenaufnahmen man hat... Sie haben sicher schon Filme von mir gesehen?«

Immer diese Eitelkeit. Vielleicht erinnerte sie sich aber doch an Titel und Themen oder einzelne Szenen. Ich will, daß man sich erinnert, daß man im Kopf behält, was ich gedreht habe: ein sinnloser Wunsch, denn jede Fernsehsendung schlägt die vorhergehende tot. Wer weiß denn noch, was gestern abend lief, vorgestern, letztes Jahr? »Wir haben kein Fernsehgerät!«

»Das gibt's doch nicht! Ein Kameramann...?«

»Es ist wegen der Kinder!« – Immer dieses verlogene Argument!

»Das läßt sich doch steuern. Da wählt man eben aus. Es gibt inzwischen ausgezeichnete Sendungen gerade für Kinder, die bekommen einen weiteren Horizont, erfahren eine Menge über uns und unsere Welt. Sicher, es gehört Disziplin dazu, man muß im rechten Augenblick auch mal nein sagen können und hart bleiben. Wie alt sind Ihre Kinder?«

»Das ist eigentlich nicht das einzige Problem. Es ist schwer zu erklären. Vielleicht verstehen Sie mich auch nicht...« Nein, ich verstand sie nicht. Auch Autos sind gefährlich, elektrische Herde, Gasöfen, Flugzeuge, Steckdosen. »Sind Sie nicht daran interessiert, die Filme Ihres Mannes zu sehen?«

Das war der Punkt. Sie schaute mich verblüfft an, ertappt. »Sie finden auch, ich sollte mich dafür interessieren... ja?« Endlich hatte sie die Schürze abgenommen, hatte sie verlegen

wie ein Schulmädchen um die Hand gewickelt und sich wieder hingesetzt, vorn auf die Kante.

»Nein, ich will das nicht sehen. Ich will nicht sehen, was er tut. Ich will nicht sehen, wo er war.«

Das beste wäre gewesen, jetzt aufzustehen, schnell das Glas mit diesem süßen Zeug leerzukippen, irgend etwas zu sagen und zu gehen. Mir wäre schon was eingefallen. Und sie hätte vielleicht meinen Namen vergessen, bis er kommt – wenn er kommt. »Da war einer da, ein Kollege von dir, ein Regisseur, ich weiß nicht, was er wollte, er hat drei Stunden gewartet oder sogar vier, und dann ist er plötzlich aufgestanden und gegangen. Nein, er hat nichts hinterlassen.« Ich kenne den kurzen Blick, das Wegschauen, wieder ein Blick, wieder weg, ich kenne das von Interviews, wenn man Leute ausfragt, aushorcht, und irgendwann geht es los, da packen sie aus, da kommt die Geschichte. Ich war ja gewarnt. »Früher haben wir in Mainz gewohnt, mein Mann und ich, er war ja von Anfang an dabei, seit der Gründung des ZDF, von Anfang an. Und die haben uns sofort eine schöne Wohnung besorgt, in einem Neubauviertel, ein ganzer Block, da wohnten wir dann alle. Seine Kollegen und Redakteure mit ihren Frauen, das war sehr günstig, sehr nah zu den Büros, nicht weit zum Studio, war auch eigentlich sehr hübsch gedacht, wir hatten Kontakt miteinander – aber eigentlich war es die reine Hölle.

Wir waren ja von überallher gekommen in diese Stadt, die uns fremd war, wir hatten alle Bindungen aufgegeben, Freundschaften, Bekannte, Verwandtschaft. Und da saßen wir nun und waren aufeinander angewiesen. Und er – na ja, er hatte es gut: Er nahm einfach seine Kamera und zog los. Im ersten Jahr war er nur sechs Wochen zu Hause, im zweiten drei, das war sein Jahresurlaub. Er war immerzu unterwegs, Jahr für Jahr. Mitreisen ging nicht, er flog immer, das war zu teuer für uns, festangestellte Kameraleute verdienen nicht sehr

viel, längst nicht soviel wie freischaffende, und ich hatte ja auch die Kinder.

Manchmal kam ein Telegramm: Rückkehr aus... aus... Mombasa am zwanzigsten. Dann war man glücklich. Und am neunzehnten kam ein Anruf: Du, das klappt leider nicht, wir fliegen gleich weiter nach Teheran – aber anschließend bleibe ich dann ganze vier Wochen zu Hause. Ach woher, das war doch nicht wahr, das wurde doch wieder nichts. Ja, sicher, eine Nacht mal oder zwei, ein Wochenende. Das war's dann schon.

Man wartet, man freut sich – aber irgendwann wagt man auch das nicht mehr, es wurden ja doch immer nur Enttäuschungen daraus.

Für ihn ist das alles kein Problem, er liebt seinen Job, kommt rum in der Welt, Südamerika, Afrika, Asien. Er findet das toll! Und plötzlich hat es mich nicht mehr interessiert, wo er war, wann er kommt, ob er kommt. Ich wollte auch nicht mehr sehen, was er gedreht hat.

So ging's nicht nur mir, allen ging es so, allen im Haus. Ein ganzer Wohnblock voll unzufriedener, aggressiver... ja, was denn nun – was sind wir eigentlich? – grüne Witwen? Nein – die haben wirklich keinen Grund, unzufrieden zu sein, der Mann kommt abends heim – eher Seemannsfrauen, und die Männer trampen um die Welt.

Und wir waren alle zusammengesperrt, mit den gleichen Problemen, den gleichen Enttäuschungen, Frustrationen nennt man das wohl heute, ja? Das war wie in einem Getto.« Die Kinder nebenan hörten eine Hit-Platte nun schon zum viertenmal. Sie trank wie ich von diesem klebrigen Zeug und rauchte und rauchte.

Warum erzählte sie mir das? Hatte sie niemanden sonst, der sich das anhörte? Dachte sie im Ernst, das sei alles neu für mich? Ich kenn' doch den Laden, das muß sie doch wissen. »Ja, und irgendwann, das war vor etwa anderthalb Jahren, da

zog ich hierher, also wir, wir zogen hierher in die Wohnung seiner Mutter, die war gestorben, hier in Bochum bin ich aufgewachsen, hier hatten wir uns kennengelernt, hier leben meine Eltern noch, Schulfreundinnen, hier ist das alles einigermaßen zu ertragen.«

Eine Pause. Auch nebenan war nun Ruhe, vielleicht machten sie Schulaufgaben.

»Sind Sie ganz sicher, daß er heute noch kommt?« Sie sah mich wieder an. Sagte nichts. »Ich werde jetzt gehen...!«

»Bleiben Sie noch! Bitte! Soll ich Ihnen ein Brot machen und Tee? Sie haben ja gar nichts gegessen.«

»Danke, nein. Wirklich nicht. Nicht nötig. Zwanzig Minuten werde ich noch warten. Wenn es nicht so wichtig wäre...« Es war kurz nach vier. Mir kamen berechtigte Zweifel. »Er hätte doch sicher bei Ihnen angerufen, hätte sich gemeldet, hätte Bescheid gesagt, daß er noch mal kommt. Und wann er kommt.«

»Das tut er nicht. Ich weiß nicht, wann er kommt, wie lange er bleibt, wohin er fährt.

Letztes Jahr war er zweimal in Vietnam. Das hab' ich auch nur durch Zufall erfahren, ja, wirklich. Wenn der Briefträger hochkommt und läutet – ich erschrecke jedesmal zu Tode, irgendwann bringt er ein Telegramm mit schlechten Nachrichten, ich weiß das. Er selbst meldet sich nicht mehr, keine Briefe, keine Postkarten, ich habe ihn darum gebeten, wenn er kommt, dann kommt er eben, dann ist er einfach da, und alles ist in Ordnung...!«

Sie stand schnell auf und ging hinaus.

Er kam tatsächlich noch. Es war kurz vor fünf. Er schloß auf, seine Frau war wohl in der Küche, sie war nicht mehr hereingekommen zu mir. Sie fing ihn ab, sie flüsterten draußen auf dem Flur, das ging endlos lange, ein Getuschel, nur er wurde manchmal laut.

Als er hereinkam, drückte er die Tür langsam und betont hinter sich zu. Das Haar so lang zu tragen, gilt als kreativ und jugendlich-dynamisch, auch wenn einer schon zu alt dafür ist. Er lächelte auch nicht, er sagte nur: »Ja, bitte?« Ich stellte mich vor, wir waren uns ja nie begegnet, und dann verhandelten wir im Stehen.

Seine Frau war draußen geblieben. Ich bekam sie nicht mehr zu Gesicht, auch nicht im Flur, als ich ging, nicht an der Wohnungstür. Ich bestellte schöne Grüße, Empfehlungen an die Gattin, sagte man wohl früher. Hanniek nickte, schloß die Tür hinter mir, ich ging die drei Treppen hinunter und war so klug wie zuvor.

Nichts. Kein Kommentar. Wozu dieses peinliche Warten, diese unerträglichen Stunden in dieser verräucherten Wohnung? Für diese fünf Minuten ohne Ergebnis? Warum nehme ich das alles auf mich? Für eine fixe Idee? Nach Hanniek zu urteilen, war das alles nur Mumpitz, die Sache mit Roczinski und seiner ›Delegation‹. Kein Geheimnis, ›hoax‹ – Quatsch also. Dementsprechend ließ er mich abfahren.

Das war er nun, der ganze, lange Tag.

Ich hatte keine Lust mehr, zurückzufahren, nahm mir in Bochum ein Hotelzimmer, es war nachmittags halb sechs, machte die Vorhänge dicht, in der irrigen Hoffnung, sie

könnten den Straßenlärm dämpfen, verließ das Zimmer nicht mehr, versuchte nachzudenken, auch das ohne Erfolg. Kufner war in Wiesbaden nicht mehr zu erreichen. Ich hinterließ die Nummer meines Hotels. Wozu? Von dieser Seite war wirklich nichts mehr zu erwarten. Die Verwirrungen waren perfekt, die Probleme hatten sich verflüchtigt, die Hennessy-Flasche war halbleer. Zu allem Überfluß schluckte ich noch Valium und wunderte mich über die Stimme von Rüdiger am Telefon. Ich preßte den Hörer ans Ohr und machte Licht. »Hörst du mich nicht? Hallo!«

Ich hörte ihn, der Taschenwecker lag auf dem Boden, es war halb neun. Halb neun Uhr früh? Licht hinter den Vorhängen, Licht hinter dem Kathedralglas des Badezimmers. »Ich wollte dir nur sagen, du machst dir hier keine Freunde mit deiner Rumschnüffelei. Gerd Hanniek hat sich vorhin bei mir beschwert. Du wolltest ihn aushorchen. Er sagte, es war wie ein Verhör. Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, ihn zu Hause aufzusuchen?«

»Ihr habt gesagt, er sei in Sambia. Das war gelogen. Da steckt doch was dahinter.«

»Er fährt übermorgen. Das Projekt wurde verschoben, ist das so wichtig? Du siehst hinter allem etwas. Glaub mir endlich, in dieser Geschichte ist nichts drin .!«

»Bleib eine Sekunde am Apparat.«

Ich legte den Hörer aufs Bett. Dieses Zwielight machte mich rasend. Ich zog die Vorhänge auf. Es war wirklich Tag! »So – ich höre wieder. Ich wollte dir nur sagen, dieser Hanniek ist ein Riesenarschloch. Wieso ist der bei euch fest angestellt?« Vielleicht ließ sich Rüdiger provozieren. »Nicht mein Problem. Ich kenne ihn nicht näher. Vielleicht ist Hanniek nur anderer Ansicht als du. Außerdem hat er sicher bestimmte Weisungen. Ich nehme das nur an – es wäre denkbar. Und es

wäre wunderschön, wenn der Fall Roczinski für uns endlich erledigt wäre. Du könntest uns helfen.«

»Wie?«

»Wingard ist aufgetaucht.«

»Wo – bei euch?«

»Nein. Dann würde ich dich nicht anrufen. Beim NDR. Das heißt: persönlich erscheint er dort erst heute nachmittag um fünfzehn Uhr. Er ist verabredet mit einem Kollegen von mir, Name tut nichts zur Sache. Und der wäre nicht gerade böse, wenn Wingard ihn versetzt und gar nicht erst erscheint.«

»Du hast deine Drähte überall, was?«

»Hat damit nichts zu tun. Wir wollen keine Interessenkollisionen, solange unsere Justitiare noch über den Fall nachzudenken geruhen. Rede mit Wingard, biete ihm zweitausend Dollar. Mal hören, was er sagt. Und vielleicht kann man aus dem Material wirklich noch was machen. Geh höchstens bis zwofünf. Kannst du das auslegen?«

»Nein. Natürlich nicht.«

»Dann halte ihn wenigstens hin. Ich meine, bis du das Geld von uns bekommst. Wir haben noch keine Kostenummer dafür.«

»Warum fährst du nicht selbst nach Hamburg?«

»Du bist ein freier Mensch, er wird dein Angebot akzeptieren...«

»Zweitausend – das ist ein Zehntel der Summe, die er gefordert hat. Der Mann ist doch kein Idiot.«

»Darüber gehen die Ansichten auseinander. Wenn was schief läuft, ruf mich an. Und betrachte den Fall als ›vertraulich‹.«

»Ich werde mich bemühen...«

Rüdiger war nun sauer, vermutlich die ganze Redaktion, Hanniek hatte sich beschwert, hatte mich angeschwärzt, dort

war nichts mehr zu holen – aber jetzt hatte ich wieder ein Ziel: Hamburg. Wingard in Hamburg. Und vertraulich, bitte, ja!

Als Rüdiger aufgelegt hatte, ließ ich durch den Portier eine Verbindung mit München herstellen.

Hans Gottschalk, Produktionschef der *Bavaria*, gibt sich stets den Anschein, als betrachte er Gespräche über Geld als Zumutung. Ich erreichte ihn telefonisch bei seinem morgendlichen Frühstück in der Kantine. Es war zwanzig vor neun. Aber diesmal ging es nicht um persönliche Honorare, um Gagenwünsche kapriziöser Künstlernaturen, deren gesundes Erwerbsstreben und kaufmännische Argumentation ihm unheimlich sind. Es ging um eine alte Ledertasche, mit Blutspuren dran. Vielleicht keine hundert Dollar wert, vielleicht eine Bombe.

Es ging darum, einem cleveren Gebrauchtwagenhändler aus Kattowitz und Kalifornien elf Rollen Film abzujagen, die für uns sensationell sein könnten – oder auch nicht, wer weiß. Eine Spekulation.

Und darin ist ein freier Produzent flexibler als eine öffentlich-rechtliche Anstalt.

Kurz vor neun buchte mir der Portier einen Flug von Düsseldorf nach Hamburg – diesmal nicht auf meine private Rechnung.

Norddeutscher Rundfunk. Fernsehstudio Lokstedt. Es war zehn vor drei, als Wingard vom Besucherparkplatz zum Casino ging.

Ich fing ihn ab. Er war verwirrt. Die üblichen Floskeln: »Auch in Hamburg? So ein Zufall. Wie geht es ihnen? Hatte nicht erwartet, Sie hier zu treffen.«

Er war nicht sehr einfallsreich, wollte sich sofort wieder verabschieden, er sei verabredet. »Ich weiß, um fünfzehn Uhr.«

Ich versuchte, ihm klarzumachen, daß er mit mir verhandeln müsse. Er zögerte, sah sich mißtrauisch um. »Wo ist Dr. B.? Ich hatte mit ihm telefoniert.« Nun wußte ich wenigstens den Namen, den mir Rüdiger aus gutem Grund verschwiegen hatte.

»Der ist verhindert. Er läßt sich entschuldigen. Irgendeine wichtige Sitzung. Wir werden ihn aufsuchen, wenn wir uns einig sind. Haben Sie die Tasche im Wagen?« Wir gingen langsam zurück zum Parkplatz. Wingards Pläne waren durcheinandergeraten; er redete Unsinn: »Ich wollte Sie noch anrufen... hab' Sie leider nicht erreicht...«

»Sie hatten mir eine Art Option eingeräumt, Mr. Wingard, eine Woche Bedenkzeit. Nach zwei Tagen waren Sie bereits abgereist, ohne Nachricht, ohne Entschuldigung.« Mit unendlich traurigen Augen sah er mich an. Ich hoffte, die Situation wäre ihm peinlich. Das würde die bevorstehenden Verhandlungen etwas vereinfachen.

»Ich hätte Sie angerufen, bestimmt, Sie müssen mir das glauben, nach Ablauf dieser Woche hätte ich mich gemeldet. Ich hatte Ihnen das ja zugesichert!«

»Und inzwischen haben Sie hier mit dem NDR verhandelt. Sie versuchen offenbar, einen gegen den anderen auszuspielen! Aber wir sind hier nicht in den USA. Wenn es ums Geld geht, sind sich unsere Rundfunkanstalten untereinander sehr schnell einig. Wo haben Sie die Tasche?« Er stand immer noch wie festgefroren.

»Kommen Sie mit, im sechsten Stock ist ein Schneiderraum frei. Dort werden wir jetzt gemeinsam und in Ruhe das Material von Roczinski sichten.« Ich ging weiter, er packte mich am Arm:

»Ansehen? Die Filme? Das kommt nicht in Frage. Sie kennen meinen Standpunkt!« Er zierte sich wie eine alte Jungfer. »Herr Wingard, glauben Sie allen Ernstes, irgend jemand kauft die Katze im Sack? Sie bieten eine Ware an, die niemand sehen darf? Verkaufen Sie so auch Ihre Autos? Haben Sie etwas zu verbergen? Sind das am Ende doch nur Kopien, die Sie da anbieten? Liegen die Originale noch im Labor, in den USA? Vorgestern hat man mir beim ZDF einige Rollen vorgeführt, die Roczinski aus den USA und aus Kanada geschickt hatte. Außerdem existiert ein Gedächtnisprotokoll über jedes Bild, das Roczinskis Kameramann gedreht hat. Vielleicht haben Sie in Ihrer Tasche wirklich nur Dubletten!« Studioarbeiter kamen vorbei. Wingard blickte ihnen nach und flüsterte geheimnisvoll:

»Ich schwöre Ihnen, das Material ist einmalig. Ich habe das Original. Niemand außer mir hat es je gesehen. Sie müssen mir das glauben!«

Wie will dieser Mann ein Umkehr-Original von einer Kopie unterscheiden?

»Ich werde das feststellen. Wenn das Material interessant für uns ist, dann erhalten Sie zweitausend Dollar – dazu Ihre Auslagen für das Flugticket USA hin und zurück, Touristenklasse, plus Spesen für Ihren Aufenthalt in

Deutschland, nach den hier üblichen Sätzen. Wenn sich außerdem herausstellen sollte, daß wir aus der Sache einen sendefähigen Film machen können, dann erhalten Sie weitere dreitausend Dollar, und zwar am Tag der Sendung. Das ist dann zusammen mehr, als ein Autor bei uns für ein komplettes Drehbuch erhält, an dem er ein halbes Jahr schreibt!«

Wir verhandelten weiter im Wagen, redeten immer im Kreis herum. Dazwischen rief ich noch zweimal in München an. Der Mann war, stur. Von dem konnte man was lernen. Gebrauchtwagen...!

Kurz vor sieben hatte ich ihn schließlich oben, samt Tasche und Rollen, Schneiderraum 46.

Monika T. die in München schon etliche Filme für mich geschnitten hatte, war vor einigen Jahren hier beim NDR gelandet. Sie hatte den Tisch auf sechzehn Millimeter umgestellt und ein kleines Tonbandgerät besorgt, damit wir die Schmalbänder abhören konnten. Dann war sie diskret verschwunden.

Wir saßen die ganze Nacht.

Das Material war unbearbeitet, ungeschnitten. Es *war* das Original! – Das Bild war stumm, der Ton war auf separaten Rollen, und im Augenblick war es unmöglich festzustellen, wie das alles zusammenpaßte. Auch die Reihenfolge war unklar. Die Schauplätze waren nicht bezeichnet; wir durchblättern das Tagebuch nach entsprechenden Hinweisen. Nur langsam kam ein gewisser Sinn in das Chaos. Als wir das Gebäude verließen, wurde es hell. Wir waren uns einig: Ich hatte die Tasche mit dem Material, Wingard hatte das Geld, das noch am späten Nachmittag telegrafisch aus München überwiesen worden war. Am Parkplatz erhielt er noch eine handschriftliche Vereinbarung. Der Abschied war kurz.

Mit seinem gemieteten Wagen verschwand Mr. Wingard fürs erste aus dieser Geschichte.

Ob das Material in dieser Tasche tatsächlich eine Bombe war, das mußte sich erst noch erweisen. Aber in einem Punkt hatte er recht. Nach all dem, was ich in dieser Nacht gesehen, gehört und gelesen hatte, war an ruhigen Schlaf für die nächste Zeit nicht zu denken. Ich wartete auf ein Taxi.

Der Himmel färbte sich langsam orange, dann gelb wie das auslaufende Ende einer Filmrolle. Ich ertappte mich dabei, daß ich nach UFOs ausschaute, nach den drei silberglänzenden Scheiben, nach dieser ›Delegation‹ von einem fernen Planeten. Hat Roczinski versucht, uns alle zum Narren zu halten? War er verrückt geworden? War er einem Phantom nachgejagt, kreuz und quer durch Nordamerika bis hinunter nach Peru? Waren die Augenzeugen vor seiner Kamera bestochen, die erschreckenden Ereignisse inszeniert?

Ist nicht alles, was man vor die Linse einer Kamera bringt, in irgendeiner Weise manipulierbar?

Das Taxi bog um die Ecke. Die Scheinwerfer brannten noch und spiegelten sich in einer Fassade aus schwarzem Glas. Waren sie gelandet, waren sie hier? Wo sind sie jetzt? Auf dem Rückweg? Lichtjahreweit?

Eine kalte Wintersonne lag über der Stadt und ihrem Hafen. Wir stiegen höher, tauchten in Dunst, stießen hindurch in einen stahlblauen Himmel.

Ich hatte die große Tasche von Roczinski mit in die Maschine genommen, trotz des Widerspruchs der Stewardess. Jetzt stand sie eingeklemmt an meinen Füßen und nahm mir jede Möglichkeit, mich zu bewegen. Bombe an Bord? Einen Spalt breit konnte ich sie öffnen. Ich zwängte meine Hand hinein, fühlte die Plastiktüten mit den Rollen und Tonbändern, das Kuvert mit den Fotos, angelte mir das Tagebuch:

Ein dickes Schreibheft in abgegriffenem Plastikeinband, vorn ein eingeklebter Kalender mit Terminen, dann die Eintragungen: Daten, Abrechnungen, Auslagen, Adressen und Telefonnummern, gestoppte Zeiten einzelner Interviews, Beschreibung von Szenen, Notizen, Stichworte, Informationen, Pläne, Tagesberichte mit Filmverbrauch, Abfahrtszeit und Rückkehr, Namen der Mitarbeiter, Filmnummer und Nummer der Rollen, Tonberichte.

Das alles stand links: knappe, sachliche Vermerke. Rechts dagegen wurde Roczinski privat. Überlegungen, Kommentare, Empfindungen. Da sprach er sich aus, schrieb sich von der Seele, was ihn beschäftigte.

Je knapper der linke Teil, je weniger Roczinski tat, also drehte, desto üppiger wucherten seine Beschreibungen des ›Warum‹ und ›Weshalb‹. Dann hatte er wohl Zeit gehabt, über Sinn und Zweck seiner Unternehmung nachzudenken. Ich blätterte. Zugegeben: eine Indiskretion. Denn was da in fahrigter Schrift konzipiert war, diese Gedanken, diese Fragen, diese Zweifel, das war nicht für Außenstehende bestimmt. Das war aufgeschrieben worden von einem, der mit sich selbst ins reine kommen wollte.

8. Oktober

Ist das, was ich annehme, absurd und verrückt? Ist nicht vielleicht jene Idee absurd und verrückt, daß wir, die Bewohner dieses Planeten Erde, wir halb zivilisierten Barbaren, die einzigen ›intelligenten‹ und bewußt lebenden Wesen in diesem unermesslichen Universum sein sollen?

»Dieser Gedanke ist nicht sehr neu. Giordano Bruno wurde dafür verbrannt.«

Wir saßen in der *Bavaria*, in Gottschalks Büro.

Walther Riedel war gekommen, gewissermaßen als Berater. Er war als Diplomingenieur bis Kriegsende Direktor für Entwicklung und Konstruktion in Peenemünde gewesen; außerdem Stellvertreter Wernher von Brauns, dort und später in den USA.

Als Senior Project Engineer der North-American-Aviation auf dem Gebiet der ›Strahltriebwerke‹ gilt er als einer der Väter einer ganzen Reihe von Großraketen mit flüssigen Treibstoffen, die ihren vorläufigen Höhepunkt mit der SATURN V erreicht hat. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er technischer Vorstand einer Fünftausend-Mann-Firma und las an der Technischen Hochschule Braunschweig einige Jahre lang Raketentechnik aufgrund eines Lehrauftrages des Kultusministers von Niedersachsen. Und – er hatte einen Film gedreht über das UFO-Phänomen!

»Stimmt, aber das ist einige Jahre her und war auch nur so eine Art Diskussionsbeitrag.

Heute wittert jeder, wenn er was von UFOs hört, kleine grüne Männer, und die sind dann meistens unserer Zivilisation feindlich gesinnt. Das war nicht immer so! In dem großen indischen Sagenbuch ›Mahabharata‹ – Mächtiges Indien –, dem heiligen Buch der Hindus, um 1000 vor der Zeitrechnung erstmals niedergeschrieben, und in den ›Upanishaden‹, die zwischen 900 und 400 v. d. Z. Gestalt annahmen, werden rätselhafte Himmelserscheinungen beschrieben, wie sie auch

der Prophet Hesekiel aus dem achten Regierungsjahr Nebukadnezars im Alten Testament dramatisch schildert.

An anderer Stelle dieser indischen Riesenwerke der Literatur wird der Schnelltransport über große räumliche Abstände mit der gleichen Selbstverständlichkeit erwähnt, mit der man heute einen Polflug von Kopenhagen nach Tokio schildert. In den Kriegen der Römer gegen die Karthager wurden kämpfende Truppen durch ›Fliegende Schilde‹ in Furcht und Schrecken versetzt – wie übrigens auch Besatzungen von Royal-Air-Force-Kampfflugzeugen im Zweiten Weltkrieg während ihrer Feindflügen Osten von ›foe-fighter‹ genannten Leuchterscheinungen im Wirbelfeld hinter Tragflächen und Rumpf gejagt wurden.

In den leider extrem seltenen Fällen, wo eine optische UFO-Beobachtung durch synchrone Radar-Anzeige bestätigt wurde, entfallen natürlich Erklärungen, die sich auf Autosuggestion und Halluzination beziehen. Aber auch dann ist immer noch die Verwechslung mit an sich bekannten Flugobjekten möglich. Jahrzehntlang haben NASA und Air-Force im geheimen und auch halböffentlich versucht, Ordnung in die Unzahl von Beobachtungsmeldungen zu bringen.«

»Also gut, Herr Riedel, was sind die UFOs wirklich?«

»Unter *wirklich* stellt man sich etwas Greifbares, Dreidimensionales vor. Auch der Kugelblitz ist mit Sicherheit ›wirklich‹, wenn auch seine naturwissenschaftliche Erklärung sich auf einige widersprüchliche Hypothesen beschränkt. In Spannung und Leistung fast naturgetreu simulierte Blitzentladungen im Hochspannungslabor sind altbekannt. Aber einen Kugelblitz hat noch kein Labor ›fabriziert‹. Mit Recht kann man daher den Kugelblitz ebenfalls als UFO, als unidentifizierbares Objekt, bezeichnen, wie auch singuläre Plasmaballungen, also dichte, ionisiertes Gas.

Warum soll es also nicht noch unbekannte atmosphärische Naturerscheinungen ähnlicher Art geben, die ebenfalls noch der Klärung bedürfen?

Andererseits: Obwohl unsere technische Zivilisation wenig mehr als hundert Jahre jung ist, gelingt es den Raumfahrt-Nationen bereits, Mond, Venus und Mars mit ständig verfeinerten Mitteln eindringlich zu untersuchen. Unbemannte Vorbeiflüge an den Planeten Jupiter, Saturn und Pluto sind von August 1977 bis Dezember 1985 geplant – an Jupiter, Uranus und Neptun von November 1979 bis Februar 1988 möglich! Zehntausend Millionen Jahre sind seit dem letzten Urknall verstrichen – davon hat der Homo faber nur winzige Bruchteile, von seinem ›Baum-Dasein‹ bis zu seinem Griff nach den nächsten Planeten, erlebt.

Denken wir uns eine ferne Zivilisation in fünf, zehn oder fünfzig Lichtjahren Abstand von uns, die tausend oder gar einige hunderttausend Zeitjahre Entwicklungsvorsprung vor der Menschheit hat. Jene alterfahrene Intelligenz mag sehr wohl fähig sein, seit Tausenden von Jahren unbemannte Sonden, also Raumschiffe, ausschwärmen zu lassen zu fernen Sonnensystemen, die womöglich Planeten mit Spuren intelligenten Lebens besitzen – wie unsere Erde. Die gigantischen Abstände zwischen solchen Rauminselfen zwingen zwar zu jahrzehnte- oder auch jahrhundertelangen Reisezeiten, setzen aber nicht unbedingt Antriebsarten voraus, die von menschlichen Ingenieuren und Physikern noch nicht entwickelt wären.

Nennen Sie das eine Hypothese, eine Gedankenspielerei – naturwissenschaftlich enthält sie keine Unmöglichkeiten!« Eine Meldung war um die Welt gegangen, gerade jetzt vor wenigen Tagen: Über einem Fußballstadion bei Rio de Janeiro seien während eines abendlichen Spiels acht UFOs aufgetaucht. Die Spieler unterbrachen das Match, die

Zuschauer wurden Zeugen des Formationsfluges, ein Rundfunkreporter schilderte ›live‹ das Ereignis und beschrieb die orangefarben leuchtenden Objekte.

»Damit ist der Nachweis für die Existenz von UFOs entgültig erbracht!« Hans Gottschalk hatte die Zeitungsausschnitte der brasilianischen Nachrichtenagentur AJB auf seinem Tisch. »Wenn brasilianische Fußballspieler ein Match unterbrechen! Wenn sich – in Brasilien! – Zuschauer und Reporter vom Spiel abwenden! Da ist kein Irrtum mehr möglich!« Gottschalk ist leidenschaftlicher Fußballfan, fast so leidenschaftlich wie ein echter Brasilianer. Er mußte es wissen!

Walther Riedel hatte inzwischen das schriftliche Protokoll des Filmmaterials durchgelesen.

Roczinskis Filme waren geschnitten worden, das heißt, wir hatten den Ton zum Bild angelegt, fremdsprachige Texte übersetzt und das Ganze in eine zeitliche Reihenfolge gebracht. Immer und immer wieder hatten wir uns die elf Rollen vorgeführt. Von Mal zu Mal waren mehr Fragen aufgetaucht, auf die wir keine Antworten wußten. Und dann hatten wir Szene um Szene protokolliert. Die erschreckende Beklemmung, die uns zu Beginn der Unternehmung bei jeder Vorführung befallen hatte, war der Routine gewichen.

Die Frage war nun: Durfte man das Material des Reporters Roczinski der Öffentlichkeit präsentieren? Ungeprüft wohl kaum.

Die befragten Fachleute und Wissenschaftler waren durchweg skeptisch, ärgerlich skeptisch – aber auch nachdenklich. »Was meinen *Sie* dazu, Herr Riedel?«

»Alles bleibt offen – das sehe ich positiv. Dem Leser, dem Zuschauer, werden keine Erklärungen aufgezwungen. Ein gefundenes Fressen zwar für Aberglauben und Spekulation,

aber diese ›Reportage ohne Beweis und Antwort‹ vermittelt auf jeden Fall interessante Denkanstöße. Ich persönlich glaube nicht an eine Delegation von Außerirdischen, vor allem nicht an belebte Organismen, die in Raumschiffen lichtjahreweit durch unsere Galaxis reisen. Superzivilisationen haben vermutlich bessere Möglichkeiten.«

»Sie halten solche fernen Mächte also für wahrscheinlich?«

»Wir wissen heute zuverlässig, daß intelligentes Leben außer auf unserer Erde in unserem Sonnensystem nicht existiert, auf keinem unserer Nachbarplaneten.

Aber unsere Galaxis, unser Milchstraßensystem, hat einen Durchmesser von rund einhunderttausend Lichtjahren und beherbergt rund zweihundert Milliarden Sterne. Nicht jede dieser Sonnen wird Planeten besitzen, und nur die wenigsten dieser Planeten sind in der Lage, waren in der Lage, werden in der Lage sein, aufgrund chemischer und physikalischer Voraussetzungen, Leben zu entwickeln.

Und noch geringer wird die Zahl jener Planeten sein, auf denen sich intelligentes Leben ›in unserer Zeit‹ gebildet hat! Mit all diesen Einschränkungen bleibt der intelligenztragende Anteil an 200000000000 Sonnenmöglichkeiten allein in unserer Galaxis gigantisch groß – nicht Tausende, eher Hunderttausende – vielleicht Millionen.

Nur, die unvorstellbar großen Abstände zwischen unseren ›Nachbarn‹ und uns, aber auch untereinander, schließen einen persönlichen Kontakt mit großer Sicherheit aus.«

»Also ist das, was Roczinski gefilmt hat, reine Fiktion?«

»Vielleicht... Bisher habe ich nur das Protokoll gelesen. Jetzt bin ich auf die Filme gespannt. Das Wort *unmöglich* habe ich mir als Naturwissenschaftler abgewöhnt. Aber nur dort, wo ich die Beweiskette selber kontrollieren konnte, kann ich ein Urteil abgeben.«

»Gut, kontrollieren wir!«

Rolle eins:

Zweigeschossige Häuser, uniformer Pionierstil, weiß, rot oder grün lackiertes Holz, darüber ein Wald von Fernsehantennen und Telegrafmasten.

Eingestreut: moderne Bauten, sechs, acht Stockwerke hoch, Glas und Beton und Stahl. Feuerleitern an den Fassaden, grelle Reklameaufschriften.

Die Kamera filmt aus einem fahrenden Taxi nach vorn. Die Hauptstraße durchschneidet die Stadt in einer geraden Linie, läuft steil bergab bis zum Zentrum, steigt auf der anderen Seite ebenso steil wieder an. Auf jeder Seite, in jeder Richtung, kriecht eine lückenlose Schlange dieser breiten, amerikanischen Wagen.

Roczinski sitzt neben dem Fahrer, wendet sich um zur Kamera, spricht in sein Mikrofon:

»Sudbury – nördlichste Großstadt der Provinz Ontario im zentralen Kanada. Siebenundachtzigtausend Einwohner, davon jeder elfte Franco-Kanadier, sechseinhalbtausend Italiener, viertausend Ukrainer, dreieinhalbtausend Deutsche, zweitausend Polen.

Sudbury lebt von seiner Industrie, von seinen Minen. Reiche Bodenschätze: Kupfer, Eisen, Kobalt, Platin, Palladium, Iridium – vor allem aber: größtes Nickelvorkommen der Welt.«

Oben auf der pechschwarzen Abraumhalde der Nickelmine erhebt sich eine Art Denkmal: eine riesige, silberglänzende Münze: 5 Cent, ein »Nickel«.

Auf dem Sockel dieses Monuments hat Roczinski eine größere Gruppe Menschen um sich versammelt:

»Es war nicht weiter schwer, eine ganze Reihe verlässlicher Augenzeugen für das Phänomen vom 9. September zu finden. Immerhin ein Ereignis, von dem die ganze Stadt heute noch spricht.«

Es folgen Interviews in der Stadt, Leute auf der Straße, Bilderbuch-Kanadier in buntkarierten Wolljacken, Mineure unter silbernen Helmen, Feuerwehrmänner auf ihrem Wagen, zwei Hausfrauen vor einem Supermarkt, Sportler in farbigen Blusen, ein Polizist an einer Kreuzung – sie alle antworten vor Roczinskis Mikrofon und vor der Kamera, stimmen zu, nicken, erklären, zeigen zum Himmel, zeichnen Linien, deuten Richtungen an – die Kamera schwenkt von Horizont zu Horizont über Dächer, abgestorbene Bäume, über die qualmenden Schlotte der Mine.

»Have you seen ›Flying Saucers‹?«

»Yes, I have! Three of them. They came from the southeast, appeared above the church, flew across the sky, and disappeared in the west...«

»Die ersten UFO-Augenzeugen, die ich vor die Kamera bekomme. Sie alle sind sich einig über Uhrzeit, Flughöhe und Richtung. Schließlich haben sie wieder und wieder in der Zeitung gelesen, was sie Ungeheures gesehen haben.« Roczinski steht vor dem Gebäude der Lokal-Zeitung. Ein Schriftzug über der Fassade: SUDBURY STAR. Er blättert die Zeitung auf, die er der Kamera schon beim UFO-Kongreß präsentiert hatte: das Porträt eines Farmers. Und über dem Farmhaus ›Fliegende Untertassen‹.

»Die Adresse des geistesgegenwärtigen Meisterfotografen ‘ habe ich von der Redaktion des SUDBURY STAR bekommen. Robert Tywell, neununddreißig Jahre alt, besitzt eine Farm etwa dreißig Meilen außerhalb der Stadt.« Das Farmhaus mit Nebengebäuden. Rot gestrichenes Holz mit weißen Kanten. Ein Hofplatz, vollgestellt mit alten, verrosteten Maschinen. Gleich

hinter der Scheune beginnt bereits der niedere nordische Mischwald: Birken, Kiefern, Moor und Felsen.

Mr. Tywell trägt Jeans und ein blaukariertes Flanellhemd. Im Hintergrund steht seine Frau mit den Kindern: zwei größere, zwei kleine.

Tywell wartet offiziell auf ein Zeichen, dann beginnt er mit seinen Erklärungen. Erst verhaspelt er sich, sucht gehemmt und zögernd nach Worten. Aber nach und nach kommt er in Fahrt:

»Well, I've been an enthusiastic photographer, ever since I can remember...«

»Ich fotografiere, seit ich denken kann. Das war schon das Hobby meines Vaters. Der hat mir das beigebracht, noch bevor ich in die Schule kam – oder wenigstens gleich danach.

Wir haben hier einen eigenen Club im Ort, und da bin ich natürlich Mitglied. Wir veranstalten jedes Jahr eine Ausstellung, und es sind immer wirklich gute Bilder darunter.

Und an diesem Tag, das war der 9. September – also ich bin hier vor dem Haus und fotografiere das hohe Gras – die einzelnen Halme und Distelblüten gegen den grauen Himmel. Und da seh' ich diese Dinger da übern Horizont ankommen.

Donnerwetter, denk ich, das sind doch solche UFOs, wo sie immer sagen, es wären Kugelblitze oder Meteore. Aber ich konnte das ja nun sehen: Flugmaschinen. Richtige Flugmaschinen. Flach und kreisrund.

Und ich reiße die Kamera hoch – und zack – und zack – und zack...«

Tywell ist wieder ganz im Banne der Ereignisse vom 9. September. Sein Sohn hat ihm die Kamera gebracht, Tywell nimmt sie, beschreibt die Flugbahn, springt in die verschiedenen Positionen, demonstriert Blickwinkel und Richtung, dreht sich um seine Achse, rennt quer über den Hof,

hinüber zur Scheune, zielt hoch zum Dach, über die Bäume hinweg, redet und redet und gerät außer Atem.

»Und ich dann gleich rein in den Wagen und zu Louis Salan. Das ist der Präsident von unserem Club. Der hat so'n Drugstore mit Fotolabor. Ich hob' zwar auch alles im Keller, bin aber nicht darauf vorbereitet, nicht auf so schnell... Geh' ich also zu Salan.«

Tywell hat die Bilder auf Holzbohlen ausgebreitet, die hinter der Scheune gestapelt sind. Die Fotos sind schwarz-weiß, etwa im Format vierundzwanzig mal dreißig. Sie haben einen breiten weißen Rand. Es sind rohe Vergrößerungen, matt, mit Wasserflecken und diversen Schönheitsfehlern: Zuerst die Wiese hinter dem Haus, Gräser und Distelblüten gegen einen zerfetzten Wolkenhimmel. Dann tauchen drei helle Punkte auf, werden von Bild zu Bild größer, ovale weiße Scheiben in Formation. Man erkennt deutlich das Haus, die Scheune.

Unschärfe: Die Kamera wurde verrissen. Unschärf sind auch die weißen Gebilde. – Dann wieder deutlich und gestochen: das Hausdach – darüber riesenhaft die hellen Ellipsen der UFOs.

Der Wald hinter der Scheune. Die weißen Flecken werden kleiner, verschwinden hinter den Bäumen.

Ein Windstoß wirbelt einige Fotos hoch und weht sie über den Hof. Die Kinder fangen sie wieder ein, bringen sie zurück. »Na, und wir begucken uns die Sache, so beim Vergrößern, Salon und ich. Und Louis macht solche Augen, sagt ›Donnerwetter, Tywell, da hast du was erwischt. Das sind tatsächlich solche UFOs!‹ Und ›Junge‹, meint er, ›das bringt Geld, du wir st sehen!‹«

»Es brachte fünfzig kanadische Dollar Reproduktionshonorar vom SUDBURY STAR, mehr nicht! Kein Betrag also, für den es sich lohnen würde, die Leser mit einer zeitraubenden und mühseligen Fotomontage betrügen zu wollen. Allerdings viel Geld, wenn es nur darum ging, sich einen Scherz zu machen.«

Eine niedrige Häuserzeile neben der Bahnlinie. Roczinski steht vor dem Drugstore. Die Straße wird gerade aufgerissen. Louis Salan lehnt in der offenen Türe, knöpft den weißen Mantel zu. »Louis Salan, Besitzer von Drogerie und Labor, Präsident des Foto-Clubs hier in Sudbury, Franco-Kanadier, ist allerdings, so scheint es, kein Mann von Humor, kein Freund von Späßen.«

Salan scheint magenkrank zu sein, er hat einen verkniffenen, mißmutigen Zug um den Mund.

Die Sache mit dem Fernsehen paßt ihm nicht so recht. Nervös führt seine Hand über die hohe, kahle Stirn. Als Roczinski zu ihm tritt, dreht er sich wortlos um und geht in seinen Laden. Die Kamera folgt mit Roczinski.

Das übliche Drugstore-Sammelsurium: Medikamente, Waschmittel, Taschenbücher, Zahnbürsten, Ice-Cream, Werkzeug, Strümpfe, Fotoartikel, Kinderspielzeug, Hotdogs und Coca-Cola.

Zwei Arbeiter an einem winzigen Tisch: Sie essen ›Hamburgers‹ und trinken Dosenbier. Musikberieselung. Hinter dem Ladenraum ein Porträt-Studio: weißer Sessel vor goldfarbenem Samtvorhang, einige Lampen. Kinder- und Hochzeitsfotos an der Wand. Gleich daneben ist das kleine Labor.

Im Vorübergehen macht Salan etwas Ordnung. Dann fischt er eine Tüte aus einem Regal und holt ein zusammengerolltes Kleinbild-Negativ heraus. Dabei schwätzt er vor sich hin, englisch mit französischem Akzent:

»Television always lies...« Roczinski übersetzt und kommentiert.

»Das Fernsehen lügt immer, sagt Salan. Sie kommen und fragen und du redest, und hinterher machen sie dich fertig, so mit Ironie. Ich erkläre ihm, daß ich an Phänomene dieser Art nicht glaube, und daß es nun an ihm liegt, mir Beweise zu liefern.«

Die Leuchtstoffröhre eines Lichtkastens flammt auf. Salan entrollt den Kleinbildfilm. Auf dem Negativ erkennen wir: die Gräser, die Distelblüten gegen den Himmel, die UFOs, die über den Horizont kommen, die über dem Dach schweben, im Wald verschwinden.

Salan hält eine Lupe über das Negativ: kein Trick, kein doppelter Boden. Die Aufnahmen scheinen authentisch zu sein. »Ist das alles?«

»Ja«, sagt Salan. Aber dann zögert er. »Kommen Sie mit. Kommen Sie vor in den Laden.« Und dort begeht Salan eine Indiskretion.

Die Arbeiter gehen. Ein Mädchen räumt den kleinen Tisch am Fenster ab.

Draußen schiebt sich ein unendlich langer Güterzug vorbei) »Canadian Pacific«.

Aus dem Lautsprecher plärrt der Schlager »Le grand Manitou«, es folgt eine Ansage von Radio Montreal auf französisch. In seiner Fotoecke wühlt Salan in einer Schublade mit den fertigen Kundenarbeiten. Er findet ein Kuvert, leert den Inhalt auf die Theke: ein Rollfilm-Negativ sechs mal sechs, dazu zwölf Kopien im gleichen Format. Schwarz-weiß. Salan schiebt die Fotos über die Glasplatte zu Roczinski. Er legt sie

in eine bestimmte Reihenfolge, rollt das Negativ auf, hält es gegen das Licht, korrigiert die Anordnung. »These pictures were taken by a young lady...«

»Das hier sind die Bilder einer Kundin. Sie lebt hier in Sudbury. Gestern brachte sie den vollen Film und kaufte sich einen neuen. Heute früh habe ich ihn entwickelt und diese Kopien hier gemacht.

Die Aufnahmen liegen jetzt in der Reihenfolge, wie sie entstanden sind.

Es ist nicht meine Art, die Arbeiten von Kunden herzuzeigen, ganz und gar nicht meine Art. Aber Sie wollen ja Beweise.«

Es sind, so scheint es, die üblichen Familienfotos: Eine alte Dame mit weißen Haaren steht vor einem kleinen Holzhaus im Grünen, Blumen im Arm, fein aufgeputzt; sie blickt ernst und gefaßt in die Linse des Apparates. – Auf dem zweiten Bild lächelt sie bereits. Dann ist sie umgeben von einigen freundlichen älteren Menschen. – Der Tisch auf der Veranda ist festlich gedeckt. – Die alte Dame schneidet die Geburtstagstorte an. Schließlich hat die ganze Gesellschaft am Kaffeetisch Platz genommen.

Nach diesen sechs Aufnahmen folgen vier Fotos in einem völlig anderen Stil. Sie wirken fremd, hell überstrahlt, bleiben unscharf und verwischt – denn Roczinski läßt die Filmkamera rasch darüber hinweggleiten.

Dann wieder zwei Bilder, die letzten der Serie, an denen nichts Besonderes auffällt: ein kleiner Hund, ein Spaniel, auf einer Treppe.

Zurück zu diesen vier fremdartigen Fotografien in der Mitte des Films: Die Kamera nähert sich ihnen, stellt sie groß heraus. Sie wirken seltsam, unheimlich.

Aufgenommen wurden sie, das sieht man deutlich, vom Fahrersitz eines Volkswagens aus – nach vorne, durch die Scheibe.

Sie zeigen eine Gruppe von vier Männern in weißen Monturen. Fahle Wesen.

Sie stehen auf dem Kamm eines Hügels, laufen herunter über den Hang, über das steinige Feld neben der Straße, kommen dicht heran zum Wagen, starren durch das Seitenfenster. Die DELEGATION?

Die Beklemmung war die gleiche wie beim erstenmal. Es war, als hielten alle den Atem an.

Diese Aufnahmen hatten bewirkt, daß ich in diese Unternehmung gleichsam hineingestolpert war. Der Blick in diese tausendjährigen Augen... Ich hatte die Originale, kleine, vergilbte Kopien, in der Hand gehabt, damals, vor einigen Monaten, bei dem ersten Gespräch mit Wingard. Sie sind noch immer in meiner Briefftasche.

Einige Dutzend Male hatte ich sie mir angesehen, hatte sie anderen gezeigt, wir hatten diskutiert. Wir ließen sie vergrößern auf Din-A4-Format, legten sie Wissenschaftlern und Fotospezialisten vor. Auch mit kriminalistischem Eifer ließ sich kein Trick, keine Fälschung nachweisen.

Aber jedesmal, wenn dieser stechende, bohrende Blick mich traf, der mir so unmittelbar aus der verwischten Unschärfe des Bildes entgegenkam, überfiel mich ein Frösteln. Blick in die Geheimnisse einer fremden Welt? Es traf mich nicht allein.

Jetzt wieder, bei dieser Vorführung für Walther Riedel, ging eine Anspannung durch den Raum und dann ein tiefes Luftholen nach dieser atemlosen Stille.

Rolle zwei.

Ein großes, altes Holzhaus hoch über der Stadt. Von einer überdeckten Veranda geht der Blick frei über die Dächer bis zu den schwarzen Halden und den rauchenden Schloten der Nickelmine.

Neben dem Haus ragt ein Wasserbehälter wie ein UFO auf hohen Stelzen über die Felsen des Hügels. Ein gigantisches silberglänzendes Gebilde mit der schwarzen Aufschrift: SUDBURY. Eine junge Dame in einem sehr kurzen, tomatenfarbenen Kostüm steigt aus einem roten Volkswagen. Sie ist etwa dreißig, blond, nicht übermäßig hübsch. Sie schleppt buntbedruckte Plastiktüten mit Lebensmitteln, ein kleiner Hund, ein Spaniel, begleitet sie.

Louis Salan und Roczinski erwarten sie vor dem Haus, kommen ihr entgegen. Salan begrüßt sie, macht sie mit Roczinski bekannt. Der hat das Mikrofon in der Hand, das Tonbandgerät umgehängt.

Ein scheuer, mißtrauischer Blick der jungen Dame in die Optik der Kamera.

»Verena Cumber ist Lehrerin hier in Sudbury. Der Film stammt aus ihrem Fotoapparat.«

Auf der Veranda sitzen nun Miß Cumber, Salan und Roczinski um einen kleinen runden Tisch. Miß Cumber studiert die Fotos, legt die Familienbilder, die Bilder mit dem Hund auf die eine Seite. Für die Aufnahmen der ›Delegation‹ hat sie nur ein Kopfschütteln übrig.

»Miß Cumber bestreitet, diese vier seltsamen Bilder gemacht zu haben. Sie hat das, was auf den Fotos zu sehen ist, nie zu

Gesicht bekommen, diese Leute da...« Wieder blättert sie ihre Familienbilder durch.

»Ja, sicher, diese sechs Aufnahmen stammen, von ihr. Das ist Mama und deren Schwester mit ihrem Mann, das andere sind Nachbarn. Ja, und der kleine Hund – natürlich ist das ihr Hund.«

Sie nimmt ihn hoch und zeigt ihn der Kamera. Salan rollt das Negativ auseinander, hält es gegen den Himmel. Kein Zweifel: sechs Familienfotos, dann die vier seltsamen Aufnahmen aus dem VW, schließlich zweimal der Hund. Miß Cumber zuckt die Schultern.

»Erst gestern hat sie bemerkt, daß auf dem Film noch zwei Aufnahmen drauf sind. Sie hat dann schnell diese beiden Fotos von ihrem Hund geknipst und den Film zum Entwickeln gegeben. Sie hatte es fast vergessen, daß sie am Geburtstag ihrer Mutter fotografiert hatte. Aber gestern hat sie den Wagen gewaschen und auch innen saubergemacht, und da lag die Kamera unter ihrem Sitz, lag da, offen, das Etui war nicht mal zugemacht, und da fiel es ihr wieder ein.

Verliehen hat sie die Kamera nicht, bestimmt nicht. Vielleicht hat sich jemand einen Scherz mit ihr gemacht, wer weiß, aber die Wagentür war immer abgeschlossen.« Der Volkswagen steht vor dem Haus.

Miß Cumber hat die Tür auf der Fahrerseite aufgeschlossen. Roczinski steigt ein, setzt sich hinter das Steuer. Salan reicht ihm den Fotoapparat.

Roczinski visiert durch den Sucher, vergleicht mit den Fotos: VW ist VW – aber diese Plaketten, das Wappen, das Ahornblatt, die Aufschrift CANADA: Kein Zweifel, die Aufnahmen wurden in diesem Wagen und von diesem Platz aus gemacht. Salan geht um den Wagen herum, nähert sich von rechts, starrt, wie jener Fremde, durch das Seitenfenster. Roczinski steigt aus, gibt den Apparat zurück, greift wieder zu

Mikrofon und Tonbandgerät. Das Verhör geht weiter: »Der Geburtstag Ihrer Mutter, wann war der?«

»Miß Cumber kommt sich vor wie bei der Polizei... Aber sie hat noch nie etwas mit der Polizei zu tun gehabt. Also: Am 8. September. Der siebzigste Geburtstag ihrer Mutter. Die lebt nicht hier in Sudbury, darum traf es sich günstig, daß es ein Wochenende war; Miß Cumber konnte hinfahren. Einhundertvierzig Meilen. Fast drei Stunden. Mama wohnt in Ville Marie, auf der anderen Seite vom Lake Temiscaming, drüben in Quebec. Miß Cumber ist dort geboren.«

Wieder auf der Veranda. Das Verhör zieht sich hin. Die Männer haben Getränke vor sich stehen, Limonade in Dosen, SPRITE und SEVEN UP.

Miß Cumber wirkt müde, ablehnend, unkonzentriert. Ihr Interesse hat nachgelassen.

»It was on Sunday-afternoon, on the way back...«

»Am Sonntagnachmittag fuhr Miß Cumber zurück. Das war der 9. September – der Tag, an dem die UFOs gesichtet wurden?«

»Ja, das ist möglich!«

»Miß Cumber hat davon gelesen. Nein, sie hat unterwegs nicht fotografiert, was denn auch?! Da gibt es nichts zu fotografieren. Nein, sie ist nirgends stehengeblieben... nein... oder doch?«

»Warten Sie mal – ja... vielleicht doch...?« Miß Cumber schüttelt den Kopf, sie versucht nachzudenken, klopft sich an die Stirn.

»There is something in my mind... I can't get it...«

»Es fällt ihr nicht ein, sie kann sich nicht erinnern. Aber, da war etwas... Sie dachte nach: Na, sowas, das muß dir begegnen, ausgerechnet. Aber was war es nur? Irgend etwas war verschwunden, und sie blieb stehen mit dem Wagen und hat gewartet, daß es wieder auftaucht.«

»Um es zu fotografieren?«

Miß Cumber wird ärgerlich. Mit einer aggressiven Geste wischt sie die Fotos zur Seite. »What for?«

Wozu? – Was sollte ich denn fotografieren?« Aber sie ist unsicher geworden. Es scheint, als tauchten Bilder in ihr auf, halb verdeckt, verdrängt, blockiert:

»Es ist natürlich möglich, vielleicht, aber wozu... Was war das nur...?«

»Und die Männer?«

Vielleicht hatte Roczinski nur zu wenig Geduld. Er hat die Gedankenbilder verscheucht. »Welche Männer?«

»Die Sie fotografiert haben.«

Roczinski legt die vier Aufnahmen wieder vor Miß Cumber hin. Sie schiebt sie beiseite – diesmal mit einer herrischen, abschließenden Geste:

»Ich habe keine Männer fotografiert!«

Rotes Laub huscht vorbei, Ahornbüsche flammen auf in der tiefstehenden Herbstsonne des Nordens. Glattpolierte Granitplatten wachsen aus dem Boden, türmen sich zu Bergen, stürzen ab in schwarze Mooreseen, in denen unüberschaubar weit die weißen Strünke abgestorbener Birken stehen. Neben der sandigen Landstraße läuft eine Telegrafienleitung. Keine Siedlung, kein Haus.

Miß Cumber und Roczinski sitzen vorne neben dem Fahrer des Taxis. Ein Finger folgt auf der Landkarte der schnurgeraden Linie dieser Straße.

»Diese Straße, die Landstraße Nummer 64, verbindet Sudbury mit New Liskeard.

Auf dieser Straße fuhr Miß Cumber am späten Nachmittag des 9. September – natürlich in umgekehrter Richtung. Sie fuhr nach Hause.

Seit zwei Stunden durchqueren wir eine vollkommen gleichförmige Landschaft: felsiges Buschland, seendurchsetzte Waldtundra, die sich nun über viele tausend Meilen rund um die Hudson Bay bis hinauf zum Nördlichen Eismeer erstreckt.

Und hier, irgendwo in dieser Gegend, müssen diese mysteriösen Fotos entstanden sein.«

Roczinski vergleicht die Fotos mit der Landschaft, die sie gerade durchfahren. Verena Cumber wirft einen scheuen Blick hinter sich – in die Filmkamera.

Das Taxi steht am Straßenrand. Roczinski und Miß Cumber sind ausgestiegen und sehen sich um. Miß Cumber schüttelt den Kopf, geht langsam die Straße hinunter.

»Das ist nun schon der fünfte Platz, den wir in Erwägung ziehen. Die Aufnahmen sind zu klein und zu unscharf, es läßt sich nichts Genaueres darauf erkennen. Miß Cumber erinnert sich zwar, hier gefahren zu sein – aber alles andere...«

Verena Cumber läuft wie in Trance die Straße entlang. Kahle Hügel zu beiden Seiten. Niederes, verkümmertes Buschwerk zwischen verwitterten Felsen. Ihre weiße Ölzeugjacke leuchtet vor dem schwarzen Granit.

»Von wem stammen diese Aufnahmen wirklich? Und wer sind diese Männer? Notgelandete Piloten?

Oder Astronauten?

Wo kommen sie her?

Wo sind sie jetzt?

Ich fürchte, wir werden nichts darüber erfahren...« Der Taxifahrer hat mehrmals gehupt. Roczinski wird aufmerksam, dreht sich um zum Wagen. Der Fahrer deutet hinauf zu einem Hügel. Dort wandert Verena Cumber langsam, aber zielstrebig, nähert sich dem Grat, blickt hinüber in das jenseitige Tal, verschwindet zwischen den Felsen. Immer noch wie in Trance. Roczinski wirft einen Blick zur Kamera:

»Los, komm!«

Er rennt über die Straße, läuft den Hügel hoch, stolpert, strauchelt – die Kamera bleibt ihm auf den Fersen, das Bild springt mit jedem Schritt. Die Konturen zittern, der Horizont, der Hügelkamm schwankt, kommt näher. Die Jagd geht durch Büsche hindurch, über eine ausgewaschene Rinne hinweg, über eine glattpolierte Felsplatte.

Roczinski ist oben angekommen. Er erstarrt – wirft einen verwirrten, fast entsetzten Blick zu der ankommenden Kamera, die nun an ihm vorbei hinunterschaut in das nächste Tal: Die Senke ist weit und flach. Ringsum wird sie von dunklen Hügeln begrenzt. Braunes Riedgras schwankt im Wind. Wellen wandern darüber hin.

In der Mitte der Senke ist das Gras offensichtlich verbrannt. An drei Stellen zeichnen sich deutlich kreisrunde, schwarze Flecke ab, so scharf umrissen, als wären sie mit einem Zirkel gezogen. Sie haben einen Durchmesser von etwa dreißig Metern; etwa zwanzig Meter beträgt der Abstand von Kreis zu Kreis. Und zwischen den Kreisen wandert Verena, traumverloren, die Hände in den Taschen der weißen Jacke; sie wirft keinen Blick zurück, geht Schritt für Schritt langsam durch die schwarze Asche des Grasses.

Roczinski kommt den Hügel herunter. Am Rand der Senke bleibt er stehen. Zögernd geht er weiter durch das hüfthohe Gras bis zum ersten Kreis.

Dann durchschreitet er ihn, durchmißt ihn mit großen Schritten – dreißig Meter!

Er läuft zum nächsten Kreis. Dort begegnet er Verena. Sie geht an ihm vorbei, ohne von ihm Notiz zu nehmen. So wandern die beiden durch das Bild, jeder für sich, von einem Kreis zum anderen. Er hilflos, verwirrt, ungläubig – sie wie im Traum, wie unter Hypnose.

Ihre Wege kreuzen sich, kreuzen sich ein zweites Mal. Keiner spricht.

Roczinski winkt seinem Kameramann zu, er soll ausschalten. Das Bild wird orange, zerfließt in Weiß, reißt schließlich ab. Ende der zweiten Rolle.

Kleine Pause.

»Wie geht's weiter?« – Walther Riedel war neugierig, und ich nahm das als gutes Zeichen. »Warten wir's ab. Der Vorführer legt bereits ein.« 16-mm-Filme konnte man hier nicht pausenlos vorführen, dazu hätte man einen zweiten Projektor für dieses Format benötigt. Hier gab's aber nur einen. Vorläufig. Überall auf der Welt dreht man Fernsehfilme auf 16 mm, seit Jahren schon. Nur hierzulande steckten die Techniker den Kopf in den Sand. Sie schworen auf das mehr als doppelt so breite, mehr als viermal so teure 35-mm-Kinoformat und verbateten sich jede Diskussion.

Wir Regisseure fingen an zu meutern. Wir hatten keine Lust mehr, uns mit schweren und schwerfälligen Kameras herumzuplagen, wir wollten beweglich sein. Die Technik hielt das für eine modische Marotte.

Aber dann wurde das Geld knapp, eine Kostenlawine überrollte das Fernsehen, und wir hatten gewonnen. In diesem Punkt wenigstens. Nun wurde umgerüstet, langsam, sozusagen unter Protest und Vorbehalt.

Deshalb saßen wir da und warteten. Drei Leute in einem großen, leeren Kinosaal, verloren in der hintersten Ecke. Aber von daher rührte sie nicht, die Beklemmung, die einen in diesem Raum stets überfiel. Auch nicht von der mißverstandenen germanischen Thinghallen-Architektur, Baujahr 1941.

Das Mißbehagen kam vom Geruch. Es roch säuerlich und beengend: *Angstschweiß*.

Denn seit dreißig Jahren dient dieser Raum mit der sinnigen Bezeichnung ›V 1‹ der deutschen Filmindustrie für interne Vorführungen. Seit dreißig Jahren versammeln sich hier die Autoritäten, die Produzenten und Verleiher, die sogenannten ›Verantwortlichen‹ und ihre Söldnertruppe, das obrigkeitshörige Fußvolk der internen Kritik. Dann werden Erwartungen überprüft.

Dann sitzt das Kapital zu Gericht über die ›Kreativen‹, über jene Leute, die es aus einem im Grunde unverantwortlichen schöpferischen Drang heraus gewagt hatten, mit dem Geld anderer Träume sichtbar zu machen. Das Tribunal der Traumfabrik. Eine Exekutionsstätte. Und doch, genau betrachtet, nur ein Sandkastenspiel. Denn über Erfolg und Mißerfolg wird ganz woanders entschieden: in der Öffentlichkeit, vor dem Publikum. Vor dreizehn Jahren war ich Assistent von Franz Peter Wirth. Der hatte gerade ›Helden‹ gedreht, nach der Komödie von Bernard Shaw, mit Lieselotte Pulver und O. W. Fischer. Es war ein rundherum wohlgelungener Film. Nach vielen Monaten Arbeit im Schneiderraum führte Franz Peter Wirth ihn nun hier in diesem Raum seinen beiden Produzenten vor, den Geldgebern und auch den Meinungsmachern. Es war ein bedeutendes, ein erlauchtes Gremium. Als es wieder hell wurde, herrschte tödliches Schweigen. Nach einer Komödie! Lähmung breitete sich aus, Panik, von oben nach unten, wie eine Epidemie.

Die Herren standen auf, gingen hinaus, einer nach dem anderen, wortlos, grußlos. Für den Regisseur, den Drehbuchautor, für Kameramann, Cutter und Szenenbildner hatten sie keinen Blick mehr übrig.

Weiß Gott, was sie sich erwartet hatten. Nun rechneten sie mit einem Totalverlust. Sie spekulierten auf Baisse. Und wieder einmal grub er sich ein in diese Wände, dieser Geruch: Angstschweiß.

›Helden‹ wurde einer der erfolgreichsten deutschen Filme; er spielte mehrere Millionen ein.

Nun ist er tot, der alte deutsche Film. Wenigstens so ziemlich. Der Angstschweiß ist geblieben. Die Pläne zum Umbau dieses Raumes liegen bereit.

Ob mit der alten Tapete auch dieser Geruch verschwindet? Das Licht verlöschte, die Vorführung ging weiter. Die Rollen drei und vier: Roczinski in Washington, Verena Cumber berichtet unter Hypnose.

Zwei Stunden später waren wir durch – elf Rollen, mit Pausen. Weitere zwei Stunden diskutierten wir, durchstöberten Roczinskis Tagebücher, seine Notizen, die Fotos.

Zu einem Ergebnis kamen wir nicht.

Hans-Jürgen Bobermin traf ein, ZDF-Redakteur und Verbindungsmann zur *Bavaria*. Er sollte dieses Projekt betreuen – sofern eines daraus würde.

›Warum sollte nichts daraus werden?‹ Ich ließ mir meinen Optimismus nicht mehr nehmen.

›Weil wir nicht wissen, was wirklich geschehen ist!‹ Es gab also noch hartnäckige Skeptiker unter uns. ›Warum müssen wir wissen, was wirklich geschehen ist? Genügt nicht die Annahme, daß so etwas geschehen sein könnte? Geht es nicht in erster Linie um die Idee? Die Idee, daß andere Zivilisationen existieren und uns – die wir es so herrlich weit gebracht haben – weit überlegen sind?‹

›Hier steht: ›Der amerikanische Radioastronom Frank Drake sagte unlängst: Kaum jemand im Weltall ist dümmer als wir!‹‹

Bobermin hatte einen Ausschnitt aus der *Süddeutschen Zeitung* mitgebracht. Und in Roczinskis Tagebuch heißt es unter dem 20. Oktober:

›Wir stehen an einer neuen Kopernikanischen Wende. Jahrhundertelange Bemühungen der Philosophie sind dann so

*gut wie in den Wind gedacht. Der uralte Stolz der Menschheit
wird tödlich getroffen: unser
ALLEINVERTRETUNGSANSPRUCH gegenüber der
Schöpfung.<*

Als Roczinski das schrieb, erwartete er bereits einen persönlichen Kontakt mit dieser ›Delegation‹.

Wir erwarten mehr als nur Kontakt. Wir erwarten Erkenntnis! Die Gewißheit ›WIR SIND NICHT ALLEIN IM UNIVERSUM‹ würde in der Tat unser Bewußtsein völlig verändern.

Wahrheit entsteht nicht nur durch Fakten, sondern auch durch Fiktion.

»Betrachten wir das Ganze einmal als Spiel. Das Spiel heißt: Sie sind hiergewesen – sie sind wieder abgereist: die Herren vom anderen Stern.

Bleibt uns die Frage: Weshalb waren sie hier – weshalb sind sie wieder fort, ohne Kontaktnahme, ohne Manifestation?«

»Ist das so sicher – ohne Kontaktaufnahme?« – Bobermin versuchte zu provozieren: »Würden wir Roczinski glauben, wenn er geschrieben hätte: Jawohl, ich habe sie getroffen, sie haben mich von ihrer friedlichen Absicht überzeugt, sie haben mich gebeten, sie nicht zu filmen, und sie haben mir folgende Botschaft hinterlassen – Doppelpunkt – Anführungsstriche...?«

Genau dann hätten wir das Ganze mit ein paar sarkastischen Bemerkungen abgetan, säßen gar nicht hier, würden niemals ernsthaft in Erwägung ziehen, dieses Material einem größeren Publikum zugänglich zu machen...«

»Ziehen wir denn das wirklich ernsthaft in Erwägung?« Wir diskutierten im Kreis herum.

Keiner von uns bezweifelte, daß außerirdisches, intelligentes Leben möglich ist.

Aber jeder von uns zweifelte daran, daß intelligente Wesen aus einem anderen Sonnensystem hier bei uns auftauchen würden.

Aber wieso eigentlich? Nur weil unsere Schulphysik, weil Ernst von Khuon und Professor Haber im Fernsehen diese Möglichkeit nicht zulassen wollen? Oder weil ein Schweizer Hotelier namens Erik von Däniken gerade ein Buch geschrieben hatte, in dem er die Begegnung mit extraterrestrischer Intelligenz in historische und prähistorische Zeit verlegte? Ein Buch, das skeptische Rezensionen und bissige Kommentare geerntet hat. Aber seine Thesen, von den Intellektuellen ein wenig hilflos belächelt, spuken seither in Millionen Hirnen herum. Der Autor wurde zwar nicht verbrannt wie Giordano Bruno, aber man steckte ihn wegen kleiner finanzieller Unregelmäßigkeiten in ein Schweizer Gefängnis. Und die Lehre von den extraterrestrischen Zivilisationen im All und der irdisch-menschlichen Bedeutungslosigkeit hatte einen neuen Märtyrer erhalten.

Möglich, daß Roczinski Dänikens Buch kannte. Ich glaube es allerdings nicht; er hätte zumindest den Namen einmal erwähnt. Aber seine Thesen waren ihm sicher bekannt. Denn diese Thesen sind alt, so alt wie die Vermutung, daß wir im Kosmos viele Nachbarn haben.

Däniken sucht die Extraterresten in der Vergangenheit, Roczinski in der Gegenwart.

Was erwartete er eigentlich von diesen fremden Wesen, von dieser hypothetischen Delegation, hinter der er her jagte, kreuz und quer über den amerikanischen Kontinent? Wollte er sie lediglich vor Kamera und Mikrofon zerren und damit die Existenz außerirdischer Intelligenz beweisen? Reizte ihn nur die große Meldung, die journalistische Sensation? War es das Jagdfieber des Reporters – oder private Neugierde?

Der Ehrgeiz, der erste Mensch zu sein, der einem Außerirdischen die Hand geschüttelt hat – wobei es die Frage ist, ob er der erste gewesen wäre...

»Weder noch! Vermutlich hielt er sich für auserwählt, für begnadet, eine Botschaft in Empfang zu nehmen, die Botschaft der Wissenden, der ›Götter‹, um mit Charroux und Däniken zu sprechen, die Botschaft aus den Tiefen des Kosmos!« Schön gesagt, Herr Bobermin! Also im Grunde doch ein religiöses Thema. Heilserwartung! Roczinski als Prophet eines neuen Zeitalters. Aus dem Skeptiker, aus dem Saulus war ein Paulus geworden. Irgendwann auf dieser Reise muß das geschehen sein, muß eine Vision ihn geblendet, muß eine Art Schlüsselerlebnis ihn aufgerüttelt, bekehrt, umgedreht haben! Aber welches Erlebnis mochte das gewesen sein? »Wir kommen so nicht weiter.« Gottschalk wurde ungeduldig, mit Recht. »Alles Mutmaßungen, alles wird zerredet, fahren Sie los!« Galt das mir?

»Ja, fahren Sie los. Überprüfen Sie das Material, die Zeugen. Fahren Sie nach Kanada, nach Sudbury, oder wie das heißt, nach Washington, nach Peru. Vollziehen Sie die Reise Roczinskis nach. Wenn Sie aus diesem Material einen Film machen wollen, dann brauchen wir irgendeine Art von Gewißheit – und wenn es die Erkenntnis ist, daß dieser Roczinski geblufft hat. Fahren Sie los!« Gottschalk entschied autoritär.

Leicht gesagt: »Fahren Sie los!« Vielleicht war's auch so aktuell gar nicht gemeint. Vor uns lag ein großes Projekt ganz anderer Art: ›Der Attentäter‹ Die Geschichte des schwäbischen Schreinergehilfen Georg Elser, der am 8. November 1939 im Alleingang versucht hat, Hitler in die Luft zu sprengen. Fast wäre es ihm gelungen. Er scheiterte an elf Minuten. Hitler war weg, als die Bombe hochging, und mit ihm die ganze Parteiprominenz. Der Zweite Weltkrieg nahm seinen Lauf. Was wäre geschehen, wenn... Gottschalk hatte selbst das Buch geschrieben. Das Institut für Zeitgeschichte stand uns beratend zur Seite. Das Protokoll der Gestapo, Elsers Geständnis, lag wörtlich vor. Die Sache hatte Hand und Fuß und räumte auf mit einem historischen Vorurteil.

Der Münchner Bürgerbräukeller, zerstört durch Elsers Bombe, wiederaufgebaut, zerstört durch die Bomben der Alliierten, wiederaufgebaut, umgebaut, renoviert, modernisiert, kam als Drehplatz nicht mehr in Frage, entstand also in alter Form neu in einem der Studios.

Der Schauspieler Hollenbeck aus Ulm spielte den Attentäter, Robert Nagele lieh ihm seine schwäbische Stimme. Wir drehten den ganzen April, den ganzen Mai, in und um München, in Königsbrunn an der Brenz, Elsers Geburtsort, wo sein Bruder Leonhardt lebt, der den Schauspieler fassungslos anstarrte, so ähnlich war der seinem Bruder. Wir drehten auch in Konstanz, wo Elser kurz nach der Tat an der Schweizer Grenze verhaftet worden war, und im KZ Dachau, wo ihn die tödliche Kugel eines SS-Schergen traf, wenige Tage vor dem Einmarsch der Amerikaner.

Als der Sommer zu Ende ging, war der Film fertiggestellt. Dann erst fuhren wir los.

Das gleiche Team wie beim ›Attentäter‹: Charly Steinberger, der Kameramann, sein Assistent Ernstl Schmid, ein bayerisches Original aus Altperlach, Manfred Thust mit seinem Tonbandgerät und Henry Sokal, Cutter und Allround-Organisator, als Kenner von Land und Landessprache. Er ist Franzose, lebt in Deutschland, ist in Kalifornien zur Schule gegangen, auf irgendein berühmtes College in Los Angeles. Im Gegensatz zu uns anderen liebt er die USA – ohne Vorbehalte und ohne Vorurteile.

Er hatte auch das Material von Roczinski in einem seiner Koffer. Eine Kopie, natürlich. Einzelne Filmbilder hatten wir vergrößern lassen, um Schauplätze und Personen leichter identifizieren zu können.

Ein Reiseplan war erstellt worden, eine sorgfältige Kalkulation; der Etat war äußerst knapp und erlaubte keine großen Sprünge. Für alle Fälle genehmigte man uns den Spesensatz vom vergangenen Jahr – der lag fünfundzwanzig Prozent unter dem neuen.

Nach einer letzten Verteidigung auf die ehrsamten Prinzipien der Sparsamkeit, nach einer allerletzten Ermahnung, die eingepackten Akkreditive und Dollar-Schecks nur unter unausweichlichem Zwang ungünstiger Verhältnisse einzulösen, flogen wir ab.

Am 9. September, dem ersten Jahrestag der sensationellen UFO-Sichtungen, trafen wir in Sudbury ein.

Vor dem Abflug allerdings hatte ich noch etwas nachzuholen: einen Besuch bei Frau Roczinski. Sie wohnte in Neu-Isenburg bei Frankfurt in einem Reihenhaushaus. Vormittags, solange ihre achtjährige Tochter in der Schule war, arbeitete sie am Flughafen.

Der Besuch war mir ein wenig peinlich; ich glaube, es ging ihr ebenso.

Das Wohnzimmer war unpersönlich und steril wie in einer Möbelausstellung. Sie hatte vermutlich Ordnung gemacht, ›aufgeräumt‹, als sie erfuhr, daß ich kommen würde. Alles stand oder lag auf zugewiesenen Plätzen: hier eine Vase, dort eine Schale, ein Aschenbecher, Zündhölzer im Brokatfutteral, ein Buch. Auf dem abgeräumten, nackten Schreibtisch stand ein gerahmtes Bild von Roczinski – ohne dunkle Brille. Sie brachte eine Flasche Weinbrand und ein Messingtablett mit verschiedenfarbigen Schwenkern. »Nein, danke, ich möchte nichts trinken.« Das ZDF zahlte ihr, ohne Anerkennung eines Rechtsanspruchs, wie es hieß, eine Unterstützung, trotz der fristlosen Entlassung damals im Oktober, kurz vor Roczinskis Tod. Sie waren zehn Jahre verheiratet gewesen. »Haben Sie irgendwann einmal in diesen Jahren bei Ihrem Mann etwas bemerkt, das man, wie soll ich sagen, das man als ein gewisses Faible für phantastische Dinge bezeichnen könnte?«

»Im Gegenteil.«

Sie hatte keine Lust, sich über Will Roczinski ausfragen zu lassen.

»Hat er sich mit Science fiction beschäftigt?«

»Ich weiß nicht...«

»Mit utopischen Geschichten, Zukunftsromanen...«

»Er las nicht sehr viel.«

Das schien zu stimmen. Im Regal lagen nur ein paar Fachbücher über Fotografie, ein Stapel *Der Spiegel*, das oberste Heft vom August letzten Jahres, einige Hefte *Das Beste aus Reader's Digest*.

»Er war ja immer unterwegs. Er war oft nur wenige Tage im Monat zu Hause.«

Das hatte ich so ähnlich schon von Frau Hanniek gehört.

»Hatte er irgendwelche religiösen Bindungen?«

»Nein. Nein, er war eben katholisch. Er war ja Österreicher. Aber...«

»Irgendeinen Hang zu Meditation und Mystik?«

»Nein. Dazu war er viel zu realistisch. Kein einziges Mal hat er mit mir über diese Dinge gesprochen, über diese UFOs. Nie.«

»Hat er überhaupt jemals über seinen Beruf mit Ihnen geredet, erzählt, was er vorhat?«

»Ja, natürlich.«

Sie holte einen Karton mit Fotos: Roczinski auf dem Roten Platz in Moskau, Roczinski auf dem Münchener Olympiagelände, zwischen Mannequins, zwischen Pferden, eine Tanzgruppe, Artisten in einer Manege. Roczinski interviewt Prominente, Künstler, bekannte, und unbekante. Ein Starkbierfest, eine Müllhalde, der erste Jumbo-Jet. »Ich muß sie irgendwann einkleben, muß mir ein Album besorgen.«

»Wer hat die Aufnahmen gemacht?«

»Weiß nicht, Kollegen vielleicht, der Kameraassistent.«

»Das waren alles seine Reportagen?«

»Nicht nur. Auch Privataufnahmen – hier.« Jugendbilder. Die Familie. Ein altes Paßbild. Seine Frau, das Baby, erster Schultag der Tochter.

»Er war ja ursprünglich Fotograf. Da gibt es noch so ein paar Kartons voll...«

»Frau Roczinski, was würden Sie sagen: War er zufrieden? Ich meine: mit sich – mit seiner Tätigkeit?«

»Ja, doch. Er liebte ja seinen Beruf. Aber, er sagte auch mal: Laß nur, das große Thema, das kommt noch!«

Der kürzeste Weg über den Atlantik, hinüber nach Kanada, nach Montreal, verläuft auf einem Großkreis, der sechzig nautische Meilen nördlich von Cap Farewell die Südspitze Grönlands schneidet.

Für den Betrachter einer Landkarte ist diese Kurve absurd. Über fünfzehn Breitengrade hinweg verläuft sie steil nach Norden und wieder zurück. Ein immenser Umweg? Nein. Wir reisen nicht über Karten – wir fliegen über die Oberfläche einer Kugel.

Packeisshollen glitzerten vor den Fjorden, das gleißende Weiß der Gletscher wurde durch die bläuliche Tönung der Fenster kaum gemildert. Ein schmerzliches Weiß. Die Westküste Grönlands lag unter uns. Auf der Karte war da ein Ort verzeichnet, eine Siedlung mit dem anheimelnden Namen ›Lichtenau‹. Aber trotz bester Sicht war davon nichts zu erkennen. Vielleicht flogen wir einfach zu hoch.

Und damals entstand so eine Art Gedankenspiel: diese ›Delegation‹ – das sind jetzt wir! Was denkt sich der *Herr vom anderen Stern*? Er nähert sich der Oberfläche eines Planeten, der eben noch blauschimmernd umwölkt, geheimnisvoll und vielversprechend vor ihm in der Schwärze des Universums schwebte. Was empfindet er in seiner abstrusen Einsamkeit? Er bremst seinen rasenden Flug, erkennt nun die ersten Details. Ist diese Kugel, dieser kreisrund geschliffene Materiebrocken im All, der aufleuchtet im Licht eines feurigen, fernen Zentralgestirns, das er langsam, sich drehend, umkreist – ist

dieses Ziel seiner Reise durch die Unendlichkeit des Nichts –
bewohnt?

Ist dieser Planet belebt mit intelligenten Wesen? Vielleicht hatte unser Herr vom anderen Stern Signale aufgefangen, die, wie es ihm schien, irgendwo hier unten ihren Ursprung haben mußten. Aber nun schwebt er dahin über Wasser und Land und findet von Leben keine Spur. Auch wir überflogen wieder das Meer, die Davisstraße, erreichten endlich festes Land, den nordamerikanischen Kontinent, Kanada, Labrador:

Nackte, abgeschliffene, flache, graue Felsen, tausend Seen, verkümmertes Buschland – eine unbesiedelte Wildnis zog langsam unter uns dahin, eine Stunde lang, vielleicht auch zwei. Da war keine Straße zu sehen, kein Weg, keine Siedlung, keine Hütte, kein Schienenstrang – nichts. Unbelebt also! Tot! Leer! Die Erwartungen der fremden Astronauten werden enttäuscht. Sind sie zu früh gekommen? Vielleicht wird er eines Tages intelligentes Leben tragen, dieser Planet, später einmal, in künftigen Zeitaltern seiner Entwicklung, in fernen Jahrtausenden...! Oder zu spät?

Sind hier alle Kulturen schon längst untergegangen, ausgelöscht, sind die Ruinen einer großen Vergangenheit zugedeckt von Schutt und Vegetation, verfallen, eingeebnet, unkenntlich gemacht durch die Erosion von Jahrmillionen...? Da tauchte ein Silberband vor uns auf. Der St.-Lorenz-Strom. Und die Zeichen der Zivilisation trafen uns wie ein Schrei, wie ein Fanfarenstoß, triumphal und tödlich: Gelber, roter, brauner Rauch quoll uns entgegen, die Berge waren versetzt, verfärbt, zerrissen, die Erde aufgebrochen und zerwühlt. Künstliche Gebilde wucherten wie Schimmelpilze über das Land, schwärzlich, rostig, silbern, überspannt von einem Netz aus Draht und Rohr, ein Kreislaufsystem der Energie. Das Gewirr radialer Verbindungen, von Pisten, Straßen und Schienen kreuzte und schlängelte sich durch diese zerstörte Landschaft.

Und das Wasser dieses gigantischen Stromes schillerte nun in hundert giftigen Farben, schlierig, schaumig gemasert, und ergoß sich in einer üblen, schmutzigen Blase ins offene Meer. Also doch ›belebt‹ – doch ›bewohnt‹ von ›intelligenten‹ Wesen. Sie waren zwar aus dieser Höhe nicht auszumachen, aber der Herr vom anderen Stern nickte befriedigt, seine Reise hatte sich gelohnt, das Signal hatte nicht getrogen, dieser Planet war fest in der Hand einer höherentwickelten Rasse, war nur noch ein profitables Spielzeug für eine technische Intelligenz. Ein Griff an den Hebeln – mit einem wissenden, traurigen Lächeln setzte der Herr vom anderen Stern zur Landung an.

»In welchem Hotel?«

»Ich bleibe nicht hier in Montreal, ich fliege weiter nach Toronto!«

»In welchem Hotel?«

»Ich weiß noch nicht. Ein Vertreter der Swiss-Air erwartet uns dort. Der hat die Zimmer gebucht!«

Der Beamte blätterte weiter in meinem Paß, im Impfzeugnis, betrachtete lange die Einreisekarte. Ein Südfranzose, schmal, zierlich, schwarzhaarig mit gepflegtem Schnurrbärtchen, er sprach das Englisch der Franco-Kanadier: »In welchem Hotel wohnen Sie in Toronto?«

Ich wußte es wirklich noch nicht. Wir hatten uns auf die zahlreichen Schalter des Immigration Office verteilt, Charly und Henry waren längst abgefertigt, auch Thust winkte mir schon von der anderen Seite her zu, und Ernstl Schmid brachte gerade seine sieben Worte Englisch an, mit denen er anstandslos und ohne Probleme die Welt bereist.

Nur ich hing fest; weiß Gott, was der Mann gegen mich hatte: »In welchem Hotel...?«

Ruhig bleiben. Ich erklärte es ihm nochmals und langsam. Vielleicht verstand er mein Englisch nicht so recht. Aber mein Französisch nahm er mir übel, nahm es nicht zur Kenntnis, überhörte es einfach: »In welchem Hotel...?«

Er hatte begriffen, daß ich Mitglied einer Gruppe war, die nicht die Absicht hatte, in Kanada einer Erwerbstätigkeit nachzugehen. Arbeitserlaubnis hatten wir nicht, da bestand auch keine Aussicht, die Gewerkschaften sichern sich gründlich ab; kanadische Filmschaffende haben es schwer, sie

brauchen keinerlei Zugang aus Europa, der Markt ist gesättigt. So reisten wir als Touristen, als Geschäftsleute auf großer Fahrt. Ob und wann wir filmen würden, das war völlig offen, und wenn, dann natürlich nur als Hobby, nicht aus Profession...

Der Stapel unserer Aluminiumkoffer mit den Apparaturen glänzte verräterisch an der Zollbarriere.

»Also – ich muß diese Angaben haben: in welchem Hotel wohnen Sie in Toronto? Er war nicht unfreundlich, nur stur.

Er verlangte mein Flugticket und notierte die Zielorte: Toronto – New York – Washington – Atlanta – Miami – Puerto Rico – Los Angeles – Caracas – Bogota – Lima... Ein Kollege kam herüber, fragte etwas auf französisch. Gott sei Dank.« Er wandte sich wieder an mich und lächelte: »In welchem Hotel?«

Ich sagte: »Im Hilton.« Er schüttelte den Kopf und machte andere Vorschläge: »Plaza, Windsor Arms...?« Wir begannen zu handeln.

Er wollte mein Geld sehen, zählte nach, auch die Schecks, die Kredit-Karten von American Express und Diners Club. Die beiden begannen zu rechnen. Reicht diese Summe für die lange Reise? Es kamen ihnen Zweifel. Ein Vorgesetzter wurde geholt. Die Herren besprachen sich.

Ich kontrollierte meinen Anzug, alle Knöpfe waren zu, nichts Verdächtiges zu bemerken. Ich fuhr mir über das Gesicht, über die Haare. Es war heiß hier in Montreal, trotz der rauschenden Klimaanlage. »Wie lange bleiben Sie in Kanada?«

»Etwa drei Wochen.«

»Was machen Sie hier? Was wollen Sie in diesem Land?« Stand ich im Fahndungsbuch?

»Ich bin eingeladen: In allen Zeitungen liest man bei uns eine regelmäßig erscheinende Annonce: Besucht Kanada! Deshalb bin ich hier. Ich will das Land sehen!«

»Nothing else? Und sonst nichts...?«

»Doch, mit Leuten reden, mit Kanadiern! Es heißt bei uns allgemein, niemand sei gastfreundlicher als die Kanadier!«

Das überzeugte ihn.

»Okay!« – Unterschrift – Stempel – ein Datum wurde eingetragen:

»Sie bekommen eine Aufenthaltsbewilligung für zehn Tage!«

»Ich brauche drei Wochen!«

»Zehn Tage sind genug. Wenn es nicht reicht, können Sie das Papier verlängern lassen. In jeder größeren Stadt gibt es ein Immigration Office, Sie werden es finden! Zehn Tage also!«

»Okay!«

Noch ein Stempel, noch eine Unterschrift, Gemurmel, Getuschel. Ein Feld war noch offen: »Noch eine Frage, Sir: In welchem Hotel...?« Da nahm ich aus meiner Brieftasche vier abgegriffene Fotografien, Format sechs mal sechs; die Bilder aus dem Apparat der Lehrerin. Die zeigte ich den drei uniformierten Figuren hinter dem Tresen:

»Hier, sehen Sie! Diese Bilder zeigen Wesen von einem anderen Planeten. Eine Delegation. Die kam hierher, lichtjahreweit, landete in Kanada, bei Sudbury, mit drei UFOs, Sie haben sicher davon gehört. Das sind Freunde von mir. Die sind angekommen, die sind wieder abgereist, die haben sich nicht bei Ihnen registrieren lassen, haben sich auch nicht abgemeldet, haben kein Ticket vorlegen müssen und kein Bargeld. Und auch nach ihrem Hotel wurden diese Leute nicht weiter gefragt.«

Die Bilder gingen von Hand zu Hand. Ich erhielt sie zurück, zusammen mit einer nicht ganz korrekt ausgefüllten Aufenthaltsbewilligung für zehn Tage. Es fehlte das Hotel!

Ein riesiger Drachen kam auf mich zu, funkensprühend, feuerspeiend, und jagte mich in die Flucht.

Aus dem Qualm von knatternden Feuerwerkskörpern, die zwischen meinen Füßen explodierten, tauchten schreckerregende Gestalten auf, schwangen Säbel und krumme Schwerter. Sie trugen die Masken von Chinesen. Aber auch unter den Masken waren die Chinesen Chinesen.

Sie huschten und tanzten und sprangen um den Drachen zum Takt ihrer Musik: Tschinellen und Flöten und auf einem Wagen ein riesiger Gong. Der verfolgte den Drachen, wurde geschoben von dreißig starken Männern, die rhythmische Schreie ausstießen. Auf dem Wagen, zwischen zwei Millionen pastellfarbener Blüten, saßen unbeweglich drei Mädchen mit Pagodenhüten, Papierschlangen wirbelten aus jedem Fenster auf Drachen, Krieger und Mädchen herunter und spannten über die Straße ein dichtes, buntes Spinnennetz. Böller krachten – aber die Menge am Straßenrand stand unbeweglich, furchtlos und starr.

Der verständliche Wunsch, einmal gut zu essen, hatte uns in dieses Inferno verschlagen. Die chinesische Küche ist bekanntlich dreitausend Jahre älter als unsere. Und die Angelsachsen, die diesen Teil des nordamerikanischen Kontinents überwiegend bevölkern, treffen keinerlei Anstalten, diesen Vorsprung einzuholen. Wer ein Abonnement auf Steak, French fries und Erbsen nicht durchzuhalten vermag, muß mit den Minderheiten zu Tisch: ›Hongkong‹ – ›Bologna‹ – ›Alt Heidelberg‹. Aber auch im ›Hongkong‹ war nicht zu erfahren,

welche Art von Fest zu welchem Anlaß durch die engen Straßen des Chinesenviertels der Stadt Toronto tobte.

War es ein Umzug der Götter, der Werbefeldzug einer politischen Partei, galt es, einige mißgünstige Dämonen gnädig zu stimmen, feierte man ein Kalenderfest des alten Kaiserreiches oder etwa den Geburtstag des Vorsitzenden Mao? Wir waren nicht würdig, es zu erfahren.

Günter Oldenburg hatte uns eingeladen, ein Kollege aus vergangenen Tagen. Wir hatten uns in den *Bavaria-Studios* kennengelernt, das war zehn, zwölf Jahre her. Damals waren wir beide Regieassistenten gewesen. Er wanderte dann nach Kanada aus, hierher nach Toronto, und arbeitete als Produktionsleiter für eine progressive Werbefilmgesellschaft. Die Studios lagen in Yorkville, dem Künstlerviertel Torontos. Hübsch bunt ging es zu in der Yorkville Avenue. Die Ramschläden und Boutiquen waren poppig bemalt, die schmalen Treppen vor den Häusern von Hippies bevölkert.

Die träumten von einsamen Höhlen auf Kreta, von einer Straße nach Katmandu, von der Einsamkeit Tibets. Aber warum die Träume über den Atlantik schicken, die Einsamkeit lag vor der Tür! Drei Stunden Autostop nördlich, in North Bay, beginnt der Schienenstrang des Eisbär-Express. Der fährt nach Moosonee an der Hudson Bay. Einsamer geht's nicht. Aber um diese Art Einsamkeit geht es ihnen wohl gar nicht so sehr. Die Suche nach dem Paradies ist ja in Wahrheit eine Flucht vor »den Zwängen der Leistungsgesellschaft«. Und manchmal kann ich sie verstehen. Neuerdings wirbt selbst Ovomaltine mit dem sinnigen Slogan: *Um mehr zu leisten.*

Warum und wieso und für wen...?

Ich machte mich auf die Suche nach einem meiner zahlreichen Neffen. Der eine lebte in New York und »leistete mehr« für die UNO, der andere mußte hier in Toronto sein. Ich fand ihn nicht unter den Hippies der Yorkville Ave; er stand

im Telefonbuch, besaß eine Firma, bewohnte ein Häuschen im Süden der Stadt, fuhr das neueste Chryslermodell, ein sich automatisch schließendes Kabriolett, hatte auch Weib und Kinder – die waren allerdings nicht zu Hause. Ich hätte sie gerne kennengelernt.

»Nicht nötig«, meinte er, »du hast nichts versäumt, lohnt nicht mehr, ich hau ab, bin eigentlich schon weg, das ist nur noch eine Frage von Tagen!«

Auch er war, gewissermaßen, auf der Flucht. Denn der Luxus, der ihn umgab, gehörte ihm schon längst nicht mehr. Er war Spezialist für Kabelfernsehen, hatte riesige Sammelantennen gebaut, die ganze Stadtteile über ein Kabelnetz versorgten, hatte sich selbständig gemacht, und als der Laden florierte, steckten ihn seine Geldgeber in ihre Tasche. Fressen und gefressen werden. Firma und Haus waren weg, der Wagen nur gemietet, die Koffer gepackt. »Meine Frau hat ihren Beruf, die bringt sich und die Kinder schon durch.«

Flucht! Aber der träumte nicht von Indien und Nepal. Das einsame Buschland lag ihm näher. Erst neulich hörte ich wieder von ihm.

Seinen Traum hat er wahrgemacht. Seit über einem Jahr lebt er nun im Busch, irgendwo in der Provinz Alberta, besitzt nur noch, was er am Leibe trägt, wie man so sagt, taucht manchmal bei Farmern auf und predigt ihnen für einen kleinen Sack voll Kartoffeln, Brot und etwas Fleisch ein neues Evangelium. Vielleicht ist er glücklich.

Ich fürchte nur, auch er meinte nicht *hin* zum Busch, in die Einsamkeit, sondern *fort* von Gesellschaft und Enge und Streß, von Verpflichtung und täglichem Trott, *weg von diesem Planeten*, ach, wenn das nur ginge, weg von den Bedürfnissen dieser elenden Körperlichkeit, weg von dieser Erdschwere: sich aufschwingen, entschweben in das Nichts – dorthin, wo

die anderen hergekommen sind, die *Delegation*, aus dem Paradies, aus dem Jenseits hinter den Sternen.

Toronto liegt auf der gleichen geographischen Breite wie Florenz. Wir fuhren mit dem Wagen nach Norden: Unübersehbare Weizenfelder – dann Parklandschaft, Mischwald, dazwischen einige hundert Seen, schließlich niederes Buschland. Sudbury liegt auf der Höhe von Bozen, aber die Vegetation gleicht dem Norden Skandinaviens. Hier fehlt der Golfstrom, das atlantische Fernheizwerk. In knapp vier Stunden haben wir hier die verschiedenen Vegetations- und Klimazonen durchfahren, die sich in Europa auf über dreitausend Kilometer erstrecken.

Aber was wir dann zu sehen bekamen, war keine phantasievolle Variante der Natur; hier hatte wieder einmal der *Mensch* seine Zeichen gesetzt: Die Birkenwälder waren abgestorben. Geknickte weiße Stümpfe – kilometerweit. Der Granit war schwarz, seine Oberfläche rau und zerfressen. Die Abgase der Nickelmine vergiften die Umwelt, töteten sie ab. Noch dreißig Meilen bis Sudbury.

»Aber wir haben Glück«, sagte der Kanadier, der uns begleitete, einer von Günter Oldenburgs Kollegen. »Wir haben Glück, sie streiken, sie streiken seit vielen Wochen.« In Sudbury, in Falconbridge waren die Schmelzöfen erloschen. Die Schloten auf den pechschwarzen Abraumhalden im Norden über der Stadt qualmten nicht mehr. Klarer Himmel.

Louis Salans Drugstore war leicht zu finden, er lag an der Bahnlinie. Wir kamen vom Süden und mußten daran vorbei. Salan hatte keine Zeit für uns, er arbeitete in seinem Studio.

Vor dem goldgelben Samtvorhang stand ein Brautpaar. Zwischen den Lampen drängelte sich eine vielköpfige Sippe. Diese Leute sprachen polnisch. Salan gab auf französisch Anweisungen und versuchte, uns auf englisch abzuwimmeln. Er habe auch später keine Zeit, die Hochzeitsbilder müßten bis zum abendlichen Festessen der Familie fertig sein. Er zeichnete uns auf, wie wir den Weg zu Tywells Farm finden könnten. Wir fanden wirklich hin, aber nicht mit dieser Skizze. Tywell saß in der winzigen Wohnstube und trank Kaffee. Um ihn herum tobten vier Kinder, seine Frau war zum Einkaufen gefahren. Alle freuten sich riesig über unseren Besuch, die Farm liegt einsam, außer Fernsehen ist nicht viel los. UFOs hatten sich auch nicht mehr blicken lassen. Tywell hatte drei regelmäßig erscheinende UFO-Zeitschriften abonniert und fand seine Aufnahmen von damals immer noch wesentlich besser als die in den USA veröffentlichten. Richtig – heute war der 9. September – heute vor einem Jahr ist es passiert; er hatte gar nicht daran gedacht. Wir gingen über den Hof. Die Gebäude zerfielen, die altmodischen Maschinen rosteten vor sich hin.

Ich hatte andere Vorstellungen von einer kanadischen Farm. Kann man von drei Hektar Land und vier Kühen leben? »Nein, kann man nicht, natürlich nicht!« – Tywell lebt von Streikgeld. Seit zehn Jahren arbeitet er in den Minen von Falconbridge, über Tage, natürlich. Er fährt einen Caterpillar, so eine Planierdraupe. Seine Kühe hat er nur zum Spaß. Aber irgendwann wird er sie verkaufen. Wegen der Kühe kann er keinen Urlaub machen, er findet niemand, der sich mal für drei oder vier Wochen um die Tiere kümmern würde. »Urlaub – wohin? Zum Jagen? Nach Alberta, in den Norden oder nur in die ›Wilderness of the Voyageurs‹, ins Buschland?«

Tywell war entsetzt. Wenn, dann mindestens Florida oder die Bahamas! Da gibt es neuerdings billige Pauschal-Flugreisen.

Vielleicht auch Puerto Rico. Aber nach Puerto Rico nimmt man seine Frau nicht mit. Er zwinkerte mir zu. Übrigens, der Streik ist auch schuld, daß keine UFOs mehr gekommen sind. Die Öfen sind aus, die Anlagen kalt und tot. Tywell hatte viel darüber gelesen.

Die UFOs müssen mit Infrarot-Sensoren ausgerüstet sein, denn sie tauchen meist über Industriegebieten auf. Und niemals über dem offenen Meer.

Zum Abschied machte er Fotos von uns und versprach, uns Abzüge zu schicken.

»Fünfzig Dollar, ist das eigentlich viel Geld für Sie?«

»Viel Geld wofür – und wieso?« – Tywell verstand nicht so recht.

»Sie haben damals fünfzig Dollar bekommen, für die Fotos mit den UFOs.«

»O ja, stimmt, vom *SUDBURY STAR*. Und dann noch ein paar hundert für die Nachdrucke von anderen Zeitungen. Ja, das hatte sich gelohnt.«

Seither liegt die Kamera immer schußbereit auf dem Fensterbrett. Aber so ein Zufall, meint Tywell, den gibt es nur einmal im Leben.

Der Wasserbehälter war nicht zu übersehen, dieses silberne, UFO-ähnliche Gebilde auf Stelzen hoch über der Stadt. Dicht unterhalb lag das, Haus mit der überdachten Terrasse. Aber Verena Cumber wohnte nicht mehr hier, schon seit einem halben Jahr nicht mehr. Sie war nun Lehrerin in Sault-Sainte-Marie, einer Minenstadt drei Stunden westlich von Sudbury.

Dort wurde nicht gestreikt. Die Stahlwerke spuckten ihren Dreck in den herbstlichen Himmel. *Algoma-Steel, ein Weltbegriff.*

Sault-Sainte-Marie liegt an der engen Wasserstraße zwischen dem Lake Superior und dem Lake Huron, dem North-Channel. Hier werden Hochseeschiffe durchgeschleust. Kanada endet in der Mitte dieses verölten, schmutzigen Gewässers, das südliche Ufer gehört bereits den USA. Im nördlichen, kanadischen Teil gibt es vierundzwanzig Schulen! »Ja, Miß Cumber unterrichtet hier.« – Der Direktor war sehr jung und sehr sportlich.

Es war die neunte oder zehnte Schule, die wir besuchten.

»Wir hätten sie gerne gesprochen, ist das möglich?«

»Natürlich ist das möglich. In welcher Angelegenheit?«

»Eine Privatsache. Nichts Besonderes!«

»Nichts Besonderes und privat? Und deshalb schickt das Fernsehen Leute aus Europa? Das glaube ich Ihnen nicht ganz. Geben Sie mir Ihre Adresse, ich werde mit ihr sprechen und schicke Ihnen eine Nachricht ins Hotel.«

»Wir haben nur ein paar Fragen. Das läßt sich in einer Pause erledigen oder nach dem Unterricht.«

»Ja, ich verstehe, ich gebe Ihnen Bescheid. Sie müssen sich nur einige Tage gedulden. Miß Cumber ist auf einer Exkursion mit ihrer Klasse, zu den Kakabeka Falls, glaube ich. Morgen oder übermorgen wird sie zurück sein.« Schon am nächsten Tag lag ein Brief in meinem Fach:

»Ich weiß, es ist unhöflich, daß ich nicht mit Ihnen sprechen will – aber ich kann nicht. Ich bin abgereist. Die Schule hat mich beurlaubt, bis Sie und Ihre Leute die Stadt verlassen haben. Seit ich damals von Ihnen oder Ihrem Kollegen zu diesem Arzt in Washington gebracht wurde, seit ich dort erfahren habe, was mit mir geschehen ist, bin ich in psychotherapeutischer Behandlung.

Ich bin aus Sudbury weggezogen, habe Freunde verlassen, die Schule gewechselt. Lassen Sie mich in Ruhe. Ich will die Geschichte vergessen. Ich will versuchen, sie zu vergessen. Verzeihen Sie mir. Verena Cumber.«

Die Geschichte damals...

Es muß der 7. oder 8. Oktober gewesen sein. Roczinski saß in Washington.

Er hatte Verena Cumber zu sich gebeten. Sie hatte Urlaub genommen, hatte sich für ein Experiment zur Verfügung gestellt. Damals entstanden die Rollen drei und vier:

Ankunftshalle im National Airport Washington. Roczinski steht mit seinem Mikrofon neben der Rolltreppe. »Das Kanadische Defense-Research-Board hat die Lehrerin Verena Cumber drei Tage lang ohne Erfolg verhört. Jetzt ist sie hierher nach Washington gekommen, um sich von dem Psychiater Dr. Goldstone behandeln oder, sagen wir besser, ›aushorchen‹ zu lassen.

Denn bevor die Militärs diese ›Leute‹ töten, sollten wir doch erst einmal hören, ob und was sie uns zu sagen haben...« Er

blickt die Treppe hoch, winkt. Die Kamera schwenkt nach oben. Dort erscheint Miß Cumber und winkt zurück. Sie schwebt auf der Rolltreppe langsam herunter. Begrüßung. Roczinski nimmt ihr die Tasche ab. »Hallo Miß Cumber, how are you?«

»Thanks, fine...«

In Dr. Goldstones Praxis. Begrüßung. Miß Cumber nimmt Platz. Goldstone betrachtet sich die Fotos aus Miß Cumber's Apparat. Die fahlen Wesen auf dem Kamm des Hügels, neben dem Wagen. Langsam trinkt er seinen Kaffee. Dann blickt er auf, zur Kamera, und gibt ein unmißverständliches Zeichen: Bitte, schalten Sie ab! Szenenwechsel.

Dr. Goldstone, Miß Cumber und Roczinski sitzen um das Tonbandgerät. Roczinski wendet sich zur Kamera:

»Dr. Goldstone wünschte keine Filmaufnahmen während der Behandlung. Das Tonbandgerät lief allerdings mit. Sie hören das Protokoll der Hypnose; das einleitende Kontaktgespräch haben wir bereits übersprungen.« Ein Zeichen. Druck auf den Knopf. Das Band läuft: Leise die Stimme von Goldstone – dann, noch leiser, wenigstens zu Beginn, die Stimme von Miß Cumber, undeutlich, gehemmt, gequält.

»Say ›ohmmm – ohmmm‹.«

»ohm – ohm.«

»No – ›ohmmm – ohmmm‹ – vibrations – a nasal sound: ohmmm...« Das war wohl die Einstimmung auf die Hypnose.

»Ohmm – ohmm.«

»Yes – ohmmm – look at my pencil, please, look at my . pencil – follow it – follow it to the tip of your nose.

Say ›ohmmm – ohmmm‹...«

Miß Cumber nimmt den kleinen Kopfhörer, bedeckt das andere Ohr mit der Hand. Ein Blick zu Goldstone, ein anderer zur Kamera. Sie ist irritiert, wendet sich unwillig ab. Goldstone hat es bemerkt. Er lächelt.

»You are driving home from Ville-Marie...?«

»I'm driving home from Ville-Marie...« Roczinski übersetzt simultan: die Fragen Goldstones, die leisen, zögernden Antworten von Miß Cumber.

»Heimfahrt von Ville-Marie. 9. September. Sie ist gegen vier Uhr weggefahren, es ist jetzt kurz vor fünf.

Da hängt etwas am Himmel... ganz plötzlich hängt etwas am Himmel, es glänzt und spiegelt die Sonne, es blendet und dreht sich – eine Scheibe...?

Sie hängt über der Straße, riesengroß, kommt tiefer und tiefer – ich muß anhalten.

Es werden mehr – zwei oder drei – sie schweben über mir.

Schweben seitlich über die Hügel – verschwinden dahinter.

Ob sie wiederkommen. Ob sie wiederkommen?

Der Fotoapparat... ich muß eine Fotografie machen für die Schule – ob sie wiederkommen...?

Da – die Piloten – das sind doch... sind das nicht die Astronauten von Kap Kennedy...?

Vielleicht kommen sie vom Mond zurück?

Die Astronauten... ich kenne die Namen – ich hob' sie doch gelesen, die Namen...

Hallo – schaut doch her – ja – ich will ein Foto von euch machen – ja – seid ihr von Kap Kennedy...?

Sie kommen – sie kommen ganz langsam – ganz langsam...

So läuft man im Traum...

Ich habe Angst.

Sie sehen so ernst aus – so fremd...

Was ist los?

Ich kann euch nicht hören... nein... warum soll ich aussteigen?

Ich will nicht aussteigen – was wollt ihr? Wohin gehen wir? Wo ist mein Fotoapparat? Der Motor läuft noch. Wo ist mein

*Fotoapparat? Die Tür offengelassen, mitten auf der Straße r-
und der Motor läuft noch...*

*-Es riecht so verbrannt – wie meine Höhensonne – verbrannt
– verbrannte Luft – und Gras... Nein – ich habe keine Angst –
aber es ist so dunkel hier – ich kann nichts sehen – doch jetzt:
es ist rot – ein tiefes Rot – purpur –*

*Ich weiß nicht, was das ist – ein Zeichen? Ich will jetzt
gehen... was wollen Sie noch? Ist das Silber? – Silber? Was
soll ich damit? Nein – das tut weh – ich will nicht mehr – ich
will jetzt gehen...«*

Weiß Zahlen huschten über das Bild. Der Film lief aus.

Die nächste Rolle – Nummer vier:

Roczinski sitzt neben Miß Cumber und Dr. Goldstone.

Das Tonbandgerät ist abgeschaltet.

Roczinski liest von einem Notizzettel ab.

»Wir mußten einen neuen Film einlegen und haben inzwischen folgendes erfahren: Miß Cumber erinnert sich an ein Metallband um ihre Stirn, eine Art Silberreifen, wie sie sagt. Sie hat Kopfschmerzen.

Überall an ihrem Körper hängen kleine, gläserne Pyramiden.

Sie erinnert sich, daß sie irgendwann ihre Kleider wieder anzog, und sie wundert sich, daß sie weder jetzt noch damals Scham empfunden hat über diese Situation. Sie glaubt nicht, das alles tatsächlich erlebt zu haben, es erscheint ihr wie ein Traum, an den sie sich jetzt wieder schwach erinnert.

Damals dachte sie, das kannst du niemandem erzählen, weder deiner Mutter noch in der Schule, wer soll so etwas glauben...

Sie ist fortgerannt, voller Panik, aber niemand hat sie verfolgt, niemand hat versucht, sie zu halten.« Stumm, ein wenig ungläubig, hat Miß Cumber sich das alles angehört. Sie scheint doch recht betroffen zu sein von dieser Geschichte.

Nun ist sie aufgestanden, ist nach hinten gegangen, zum Fenster, dort steht ihre Tasche. Eine einfache, helle Handtasche. Sie sucht etwas. Findet es.

Sie legt einen kleinen, glitzernden Gegenstand auf den Tisch. Die Kamera geht näher heran, aber Dr. Goldstone hat diesen kleinen Gegenstand bereits weggenommen, hält ihn gegen das

Licht, gibt ihn weiter an Roczinski. Miß Cumber versucht zu erklären.

»I found it in my pocket two or three weeks ago... I didn't know, what it was, I was wondering...« Roczinski hat den kleinen Gegenstand auf seinen Handrücken gesetzt: eine Pyramide aus Glas, wie ein Kristall. Er präsentiert sie der Kamera.

»Diesen Gegenstand hat Miß Cumber vor einigen Wochen in ihrer Tasche gefunden. Damals hatte sie keine Ahnung, wie der in ihre Handtasche gekommen sein könnte. Jetzt erinnert sie sich... Offensichtlich Glas – federleicht...«

Roczinski will die Pyramide wieder abnehmen, aber sie haftet fest auf seinem Handrücken. Er dreht die Hand. Die Pyramide hängt nach unten – aber sie fällt nicht. Sie haftet. Er muß sich bemühen, sie von seiner Haut abzulösen. Er gibt Miß Cumber die Pyramide zurück. Sie behält sie in der Hand, spielt damit.

Dr. Goldstone hat das Tonbandgerät wieder eingeschaltet. Das Frage-und-Antwort-Spiel beginnt von neuem. Roczinski geht zum Lautsprecher, hört zu, übersetzt:

»Ihr Wagen steht immer noch am alten Platz, mitten auf der Straße, mit offener Tür. Und immer noch läuft der Motor. Sie steigt ein.

Da stehen zwei dieser Leute plötzlich wieder neben ihr. Sie ist wie gelähmt. Einer nimmt ihre Hand, öffnet sie, sieht die kleine Kristallpyramide.

Sie will sie zurückgeben – nein! – sie soll sie behalten. Er lächelt – ja, es ist tatsächlich ein Lächeln. Sie soll sie behalten – als Rätsel – ab Frage?«

»As a riddle – as a question...« Als Rätsel – als Frage...

Charles Baker hatte das Protokoll der Rollen drei und vier bis zu diesem Satz der Lehrerin Cumber durchgelesen. »Das sieht nach ESP aus«, meint er und fügt hinzu, da wären wir bei ihm im Prinzip richtig, obwohl Pratt in Charlottesville an der Medical School der Universität von Virginia besser ausgerüstet sei. ESP? »Extrasensory Perception!«

Übersinnliche Wahrnehmung, besser noch ›außersinnlich‹, Erkenntnisse und Informationen gelangen in unser Bewußtsein außerhalb des üblichen Weges durch die bekannten Sinnesorgane. ›Außersinnlich‹ hieß aber auch, daß man sich nicht ohne weiteres zu der Ansicht bequemen wollte, daß so etwas wie ein ›sechster Sinn‹ als Normalfall existiert. Denn es würde einige Mühe machen, ihn mit den Methoden der klassischen Wissenschaft nachzuweisen.

»Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich Julie hinzuziehen.«

Baker ging hinaus, Julie zu suchen. Wer war Julie? Wer ist Baker?

Durham in North Carolina liegt eine gute Tagesreise südlich von Washington. Der Tip stammte von Dr. Goldstone, der uns ansonsten elegant hatte abblitzen lassen. Ja, wir waren bei ihm in Washington gewesen, in der Hoffnung, von ihm Näheres über Miß Cumber und ihr Erlebnis zu erfahren. Aber Psychotherapeuten nehmen ihre Schweigepflicht mehr als genau...

Baker war Assistent an der Duke-Universität, leitete eine Art Forschungsteam für Parapsychologie und ein entsprechendes

Labor, das der Pionier dieser jungen Wissenschaft, J. B. Rhine, vor etwa dreißig Jahren gegründet hatte. Baker war Schüler von Rhine.

Und Julie war seine Mitarbeiterin, Mitte bis Ende zwanzig, sehr apart, eine Französin aus Cherbourg, hieß eigentlich Juliette, was für Amerikaner ein Zungenbrecher ist, und überragte die meisten um Haupteslänge. Eine Normannin, wie sie lachend zugab, aber keinesfalls ein Kleiderschrank, trotz ihrer – na wieviel – »Einsfünfundachtzig?« – »Einsvierundachtzig, bitte, ja!« – Bitte. Aber ohne Schuhe vermutlich.

Sie sprach perfekt deutsch mit jenem charmanten Akzent, der so gut bei uns ankommt, daß ihn unsere Schauspielerinnen mühsam erlernen, wenn mal eine Rolle Minouche oder Gigi auf sie zukommt.

Juliette hatte ihre langen dunklen Haare zu einem riesigen Knoten gebunden, vermutlich, um noch einige Zentimeter größer zu erscheinen. Sie nahm uns offensichtlich nicht ganz ernst; sie lachte immerzu, auch als sie das Protokoll der Hypnose durchlas.

Erst zwei Tage später habe ich begriffen, daß sie sich keineswegs lustig gemacht hatte – nicht über uns, ihre Umgebung oder gar über ihre Wissenschaft; sie freute sich nur einfach, sie war glücklich und mit der ganzen Welt im Einklang. So was gibt's.

»Sie kommen aus München – fabelhaft! Erzählen Sie, was ist passiert in Rosenheim?«

»In Rosenheim? Ist etwas in Rosenheim passiert?«

»Wie sieht sie aus – haben Sie das Mädchen gesehen?«

»Welches Mädchen? Wer sieht wie aus?« Juliette meinte diesen Fall von Psychokinese, der sich in einer Rosenheimer Anwaltskanzlei zugetragen hat, und der im Ausland größere Schlagzeilen machte als bei uns. Und der natürlich ein Fressen

für die Parapsychologen war. Ich erzählte ihr, was ich so aus unseren Zeitungen wußte. Natürlich war sie besser informiert. Sie hatte auch die Veröffentlichung von Professor Bender gelesen, der den Fall untersucht hatte. Vier Semester hatte sie bei ihm in Freiburg studiert, daher das perfekte Deutsch.

»Warum sind Sie damals nicht hingefahren, nach Rosenheim? Das war doch eine Weltsensation, daß man zum erstenmal ›PSI‹, die parapsychologische Kraft eines sensitiven Mädchens, mit neutralen Meßinstrumenten, mit Voltmeter und Telefongebühren-Zähler nachweisen konnte!«

Juliette war nicht zu beruhigen. Da saß sie weit weg in den Vereinigten Staaten – und wir, wir lebten sozusagen in direkter Nachbarschaft mit dieser Sensation und kümmerten uns nicht darum. Mein Gott, welche Ignoranten...! »Ich bin kein Parapsychologe!«

»Aber Sie sind vom Fernsehen!«

»Das Fernsehen war wohl dort, glaube ich. Ich habe so eine Erinnerung, als hätte ich einen Bericht darüber gesehen.«

»Sie glauben? Erinnerung...«

Wir hatten auf einmal ziemlich an Ansehen verloren. Aber noch lachte Juliette und studierte weiter das Protokoll. Die Rosenheimer Geschichte: Lampen begannen zu schwingen, Bilder fielen von der Wand, Sicherungen brannten durch, elektrische Birnen glühten auf und zerplatzten, zentnerschwere Aktenschränke veränderten ihren Standort, und pausenlos klingelte das Telefon.

Ausgelöst hatte diese Phänomene ein junges Mädchen. Das saß still und bescheiden an seinem Schreibtisch inmitten dieses entfesselten Spuks und versuchte, seine übergroßen Aggressionen brav und artig herunterzuschlucken, was offensichtlich nicht so recht gelang. Es schienen dabei Kräfte frei zu werden, die ihre materielle Umgebung beeinflussten.

Das muß sich, wenn ich mich recht erinnere, 1967 oder 1968 zugetragen haben.

Im Jahre 1969, das las ich nun hier in einer Urkunde, die hinter Glas an der Wand hing, wurde die ›Parapsychological Association‹, eine weltweite Vereinigung einschlägiger Institute, in die ›American Association for the Advancement of Science‹ in die Bereinigung für wissenschaftlichen Fortschritt aufgenommen.

Damit war die Parapsychologie im akademischen Sinne salonfähig geworden.

Zusammen mit Juliette waren wir zurück nach Washington gereist. Sie hatte nämlich bei Goldstone einen Besprechungstermin erhalten. Aber vorher, in Durham, verpaßte sie uns noch einige Nachhilfestunden in Parapsychologie. Glücklicherweise konnte ich mit einem guten Sortiment eigener telepathischer Erlebnisse aufwarten. Juliette lachte. Sie freute sich über meine guten Beispiele und schrieb sie auf. Diese Protokolle ließ sie mich später unterschreiben. Die Wissenschaft ist manchmal pingelig.

Aber schließlich hatten wir dieses Institut nicht heimgesucht, um mit eigenen übersinnlichen Kräften zu prahlen. Was ist schon dabei, wenn man Geburtstage von fast fremden Menschen errät; mehr als dreihundertfünfundsechzig Möglichkeiten gibt es ja nicht – sofern es kein Schaltjahr war.

Und sollte es tatsächlich mehr als nur Zufall sein, wenn man in der Acht-Millionen-Stadt Buenos Aires, während der Rush-hour, an einem zufällig aufgesuchten, fremden Platz, im Menschengewühl eine Freundin wiedertrifft, zu der man einige Stunden vorher beim Abschied gesagt hat: ›Ich find' dich dann schon – um fünf! – irgendwo!‹

Oder: Mein Haus in Bayern stürzt ein, nein, das gerade nicht – aber der Kronleuchter schwankt und das Bett. Und ich erwache von dem Gerüttel, und es ist gar kein Kronleuchter da, und alles ist still. Die Uhr zeigt zwölf Minuten nach vier. Und am nächsten Tag erfährt man dann, daß um vier Uhr zwölf ein Erdbeben Sizilien verwüstet hat. War auch das nichts als Zufall? Oder ich rufe in den Wald, mit lauter Stimme und ganz ohne Grund: *Kustermann sieben!* – ›Kustermann sieben?‹

Ziemlich idiotisch, nicht wahr? Aber fünf Sekunden später kommt ein anderer Ruf wie ein Echo, kommt von einer Gruppe Männer, die sich um einen Punkt auf einer einsamen Waldlichtung geschart hat:

»*Kustermann sieben – Franz sechs – Ferdinand fünf...*« Da wurde ein Spiel gespielt, ähnlich wie Boule oder Boccia, und irgendein Herr *Kustermann*, von dessen Existenz ich bis zu dieser Sekunde nichts wissen konnte, hatte dabei irgendwelche sieben Punkte geworfen. Und das hatte man ausgerufen. Das war alles. Zufall?

Aber bei Juliette war der Zufall unter strenger Kontrolle. Da wurden Versuchsreihen durchgespielt, mit Würfeln, mit Spielkarten, die einfache Symbole zeigten: Kreise, Quadrate, Wellen, Kreuze und Sterne. Die mußten erraten werden. Und wer sensitiv begabt war, erriet sie häufiger, als es der Zufall erlaubte. Wesentlich häufiger.

Und ein Computer, ein PSI-Recorder, wie es dort hieß, rechnete unbestechlich die Erfolgskurven nach.

Übertragung von Gedanken. From mind to mind – von Kopf zu Kopf, ohne Sprache. So hatte es Goldstone dem Reporter Roczinski erklärt.

Juliette brauchte er es nicht zu erklären, die war vom Fach. Wir hatten uns im Hotel verabredet, in der Halle des Statler-Hilton nahe dem Weißen Haus. Die Straßen waren abgeriegelt, Polizisten standen Schulter an Schulter, ein Meer von weißen Schutzhelmen mit heruntergeklapptem Visier. Sogar die Nationalgarde war aufmarschiert. Innerhalb dieser Bannmeile um Capitol und Weißes Haus gibt es keinen Pardon.

Das Gemetzel war heftig und kurz.

Auf jeden dieser drei- oder vierhundert Studenten, die gegen Krieg und Greuel in Vietnam demonstrierten, kamen vier oder fünf dieser Ordnungshüter.

Schlagstöcke schwirrten durch die Luft wie Dreschflügel. Spruchbänder wurden heruntergerissen, Demonstranten an langen Haaren über den Asphalt geschleift. In der sicheren Geborgenheit der Hotelhalle stand das »Establishment«, schaute durch die großen Fenster auf die Straße und ergötzte sich an diesem Spektakel.

Der Sieg von ›Law and Order‹ wurde mit Befriedigung zur Kenntnis genommen und laut gefeiert. Triumph der Staatsmacht! Fabelhaft. Gute Laune breitete sich aus, gemischt mit etwas Nervenkitzel und einer Prise Humor: ›Jawohl, gebt's ihnen, Boys, diesen Langhaarigen, feste drauf!‹ – Nixons schweigende Mehrheit fühlte sich hinter den Fenstern behaglich, sicher geschützt und schwieg keineswegs. Die Beunruhigung über einen Krieg, der dieses ganze Volk erschüttern müßte, aber nur die Jugend auf die Straße trieb, wurde mit Scotch und Gin-Tonic hinuntergespült. Wem dieses Land und seine Politik nicht paßt, der kann ja gehen! Das ist unsere Freiheit!

Ich drehe mich um. Hinter mir stand still und nachdenklich *der Herr vom anderen Stern*.

Er verstand nicht so recht, was hier vorging. Ich versuchte, es ihm zu erklären, mit einfachen Worten:

»Die einen sind für Recht und Freiheit und *Frieden!* Die anderen für Recht und Freiheit und *Ordnung!*« Er zuckte die Schultern. Er verstand mich wohl nicht. Langsam schritt er durch die Scheibe nach draußen und verschwand im Kampfgewühl zwischen Tränengaswolken und Smog. Grüne Busse mit vergitterten Fenstern fuhren auf und wurden vollgestopft mit eingefangenen Demonstranten. Der Rest war auf der Flucht.

Mitten über den sich leerenden Kampfplatz schritt aufrecht, alles überragend, unübersehbar – Juliette. Da gibt's doch dieses Gemälde von Delacroix: ›Die siegreiche Revolution‹

oder so ähnlich. Ein stattliches Weib, die Brüste entblößt, die Fahne schwingend über den Barrikaden. So etwa. Sie kam in die Halle, schob eine Gruppe Japaner beiseite, die die Tür belagerte und auf das Ende des Sturmes wartete. Keiner von ihnen reichte an ihre Schulter. Sie wurde angestarrt wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Das war sie gewohnt.

»Ça fait chaud aujourd'hui, ah? – ziemlich heiß heute, was?« Sie fiel in die Polster und bestellte Coca-Cola mit Scotch. Dann packte sie aus: Sie hatte Bücher mitgebracht, nein, nicht aus Goldstones Bibliothek; sie hatte sie gekauft, im einem kleinen Bookshop an der Connecticut Avenue. UFO-Literatur. Berichte von Allingham, Adamski, Angelucci, Fry, Menger, Renaud. Gewissermaßen Standardwerke.

Alle diese Autoren behaupten, in Kontakt zu außerirdischen Wesen gestanden zu haben. Und dieser Kontakt wird fast immer als ›telepathisch‹ beschrieben.

Juliette lachte. Freute sie sich?

»Nein, ich finde das idiotisch! Vielleicht sind die Geschichten wahr – wer weiß. Ich kann solche Berichte nicht widerlegen, das ist nicht mein Job. Nur, wenn einer bluffen will, dann ist das hier die einfachste Art. Er schreibt etwa: Es war Telepathie!

Eine Verständigung funktioniert schon unter den Menschen dieser Erde nicht ohne Schwierigkeiten. Zwischen uns und den Vertretern fremder Welten muß sie erst mal unmöglich sein. Aber dieser Einwand wird ganz einfach auf die Seite geräumt: Telepathie! Eine großartige Erklärung für alles, was man nicht erklären kann!«

»Warum sind Sie so wütend, Juliette? Sie glauben doch auch an Telepathie...?«

»Aber ich will nicht, daß man diesen Begriff mißbraucht!« Die Bücher hatten sie offenbar nicht überzeugt. Macht nichts.

Viele Zeitgenossen glauben auch nicht an Telepathie. Und Charly hatte eine Idee:

»Warum reist man nicht gleich telepathisch oder mittels Psychokinese von Stern zu Stern? Das würde der NASA viel Geld und Wernher von Braun viele Sorgen ersparen...«

»Seht ihr, man nimmt uns nicht ernst!« Juliette lachte gar nicht mehr. »Deswegen bin ich wütend auf so etwas!« Sie schlug auf die Bücher und erschreckte den Kellner, der Scotch und Cola abstellen wollte.

»Wir haben schon genug zu kämpfen gegen Vorurteile der konservativen Wissenschaft.«

»Also Charlys Idee ist gar nicht so abwegig. Darauf komme ich noch zurück.« Aber im Augenblick interessierte mich etwas anderes mehr. »Was sagt Goldstone? Glaubte er an extraterrestrischen Besuch, an UFOs, an die Erlebnisse seiner Hypnose-Patienten?«

Juliette goß die halbe Flasche Cola in den schönen Scotch, weiß Gott, wo sie sich diese Barbarei angewöhnt hatte. In Frankreich bestimmt nicht. Und dann kippte sie das Ganze in einem Zug weg. »Noch einmal, bitte!« – Das galt dem Boy, der die Aschenbecher leerte. Sie zeigte auf ihr Glas. »Also Goldstone. Ja, der ist sauer. Euch hat er abgewimmelt und zu uns geschickt, und jetzt komme ich zu ihm. Das war ein Bumerang für ihn. Ob er an UFOs glaubt? Ich weiß nicht. Er ist zu vorsichtig, um sich festzulegen.

Zu den beiden Fällen Mailer und Cumber äußert er sich nicht gerne. Er glaubt an seine Wissenschaft, an Hypnose, an Psychologie. Natürlich. Aber nun wird er von uns als Zeuge verhört, als Experte für Phänomene, die nicht sein Metier sind. Als Gutachter soll er auf Fragen antworten, soll er Kommentare geben, wo er doch nur Dolmetscher war, Übersetzer von unbewußten Informationen. Ob das, was er aus dem Unterbewußtsein dieser Leute herausgeholt hat, die

Wahrheit gewesen ist, ob diese weggeschlossenen und blockierten Erlebnisse, die er sichtbar gemacht hat, auch verifiziert werden können, das ist nicht sein Problem.«

Der nächste Scotch wurde aufgefüllt mit dem restlichen Cola. Weg damit! Noch einen!

»Aber, Juliette, Goldstone glaubt doch an Telepathie!«

»Naturellement, er glaubt an Telepathie! Aber er hält es für ausgeschlossen, daß er selber diese Geschichten auf die Patienten übertragen haben könnte – und daß die ihm dann die gleichen Geschichten in der Hypnose wiedererzählt haben. Das war doch der Verdacht von Roczinski. Goldstone meint, das müßte dann schon eine Art Rückkoppelungseffekt sein, ›feed back‹, ›action-reaction‹, und das wäre ihm sehr neu. Und solche Geschichten von UFOs und Extraterristen, das sind nicht seine Ideen, das paßt nicht zu ihm, solche Phantasien sind nicht in seinem Kopf.«

Sobald es um sachliche und fachliche Informationen ging, war Juliettes Akzent völlig verschwunden. Diskussionen dieser Art waren ihr wohl aus Freiburg geläufig.

Ihr zuzuhören bereitete mir ein geradezu sinnliches Vergnügen, die Art, wie sie argumentierte, wie sie mit ihren langen, schmalen Händen, an denen sie seltsame, exotische Ringe trug, ihre eigenen Ideen und die Gedanken anderer gleichsam in Körpersprache übertrug, wie sie mit graziösen, freien Gesten ihre Formulierungen unterstützte, ausschmückte, abrundete – das war einfach erfreulich und schön.

Jetzt spielte sie mit dem leeren Glas, ihre Ringe klimperten dagegen, ihr Blick folgte ihren spielenden Fingern, und dabei hörte sie mir zu, wach und konzentriert.

»Ich habe noch so eine Theorie: Nehmen wir an, die Bilder der Extraterristen wurden auf die ›Augenzeugen‹, also auf die Mailers und auf Verena Cumber, telepathisch übertragen. Die hatten also selbst gar nichts erlebt, hatten diese Informationen

nur aufgefangen. Irgendwie und von irgendwoher. Von Goldstone stammten 'sie nicht. Gut. Vielleicht aber von Dritten. Wäre so etwas denkbar?«

»Denkbar, ›imaginable‹, wie wir sagen, ›vorstellbar‹ – sicher, warum nicht? Aber das Auto mit laufendem Motor bei Cleveland und die Mailers 3000 km entfernt in El Paso? Es hilft nichts, wir müssen mit diesen Leuten reden.« Wie denn? Verena Cumber stellte sich tot, wollte ihre Ruhe haben. Und an die Mailers kam man nicht heran, das hatte schon Roczinski erfolglos versucht.

»Was heißt, man kommt nicht heran an sie? Wieso denn nicht? Die leben doch hier, im Farbigen viertel von Washington...«

Im Prinzip ja. Aber Juliette hatte die Filme nicht gesehen. Mir war das Bild nur allzu deutlich vor Augen: Roczinskis Niederlage, die Schlägerei... Soll man für einen Film sein Leben riskieren? Für die Wissenschaft? Für die Wahrheit? Ein toter Roczinski, so fand ich, war genug für dieses Thema. Draußen vor dem Fenster räumte die Polizei die Reste der Straßenschlacht zur Seite. Einige Ambulanzautos wurden noch vollgestopft, dann fuhren sie mit Sirenengeheul davon. Ich hatte ganz einfach Angst – aber welcher Regisseur gibt das zu!

»Ich schlage vor, über die Mailers reden wir noch! Erst muß ich mit Bird verhandeln, dem Rechtsanwalt. Der hat die Adresse dieser Leute. Und Bird ist nicht zu finden!« Das war gelogen. Ich hatte es noch gar nicht probiert. Die Anwaltskanzlei Bird stand natürlich im Telefonbuch. Davon lagen mehrere Dutzend hier in der Halle. Fiel mir nichts Dümmeres ein?

Die Crew saß träge am Tisch. Der ständige Klimawechsel, Zeitverschiebungen durch die Flüge, seit zwei Wochen kein freier Tag – mir erging es nicht anders als den Kollegen. Nicht

einmal Henry kam auf die Idee, aufzustehen und die Adresse von Bird herauszusuchen.

Washington war diesmal nur ein Abstecher gewesen; nach unserem Recherchier- und Drehplan kam es erst in acht Tagen an die Reihe. Unser nächstes Ziel war New York; wir hatten die Flugtickets schon in der Tasche, wir wurden erwartet, morgen um elf.

Das Gespräch mit Bird wegen des Ehepaars Mailer hatte noch Zeit. Sechs Tage Galgenfrist. Der heiße Sommer war noch nicht zu Ende.

Juliette kippte den dritten Scotch mit Coke, in einem Zug. Sie lachte mich an – das konnte heiter werden. Wir hatten uns für den Abend verabredet, nur so, zu zweit, bißchen reden, bißchen schwofen, gemütlich essen – nichts weiter, vermutlich. Sie packte ihre UFO-Bücher wieder zusammen und stand auf. Einsvierundachtzig! »Ich muß mich noch umziehen!«

»Warum denn? Schöne lange Mädchen in schicken langen Hosen...!« Sie trug wohl immer die gleichen, verwaschenen Jeans.

Statt etwas zu sagen, sah sie mich lange und mitleidvoll an. Ohne zu lachen. Und dann legte sie noch ihre Hand auf meine Schulter. So eine Art mütterlicher Einschüchterungsversuch. Aber dieser Trick verfiel nicht bei mir. Diesmal schaffte sie's nicht so von oben herunter.

Ich stand ebenfalls auf. Normalerweise habe ich trouble mit meiner Länge. Aber diesmal war ich nicht böse darüber, einsneunzig zu sein.

»What dressing for your salad?«

Keinen Salat, danke!

»What dressing for your salad?«

Er bestand darauf. Ich machte ihm klar, daß eine Diskussion über Salatsoßen unergiebig enden müsse, da ich auf Salat grundsätzlich verzichte.

»Es hilft nichts, der Salat gehört zum Gedeck!«

Juliette versuchte zu vermitteln. Zur Feier des Abends hatte sie sich von ihren geliebten Jeans getrennt und war in irgend so einen superkurzen französischen Fummel geschlüpft. Der Effekt war verwirrend. Ihre Beine hörten nun überhaupt nicht mehr auf, unglaublich so etwas. Um davon abzulenken, hatte sie den Institutshaarknoten gelöst, und nun fiel ihre Mähne bis über den Busen. Jeden Trick, der sie noch länger machte, hatte sie mit vollem Erfolg angewendet.

Noch immer stand der Kellner mit gezücktem Block und lächelte mich gequält an.

»Gib nach, sag irgendwas. Du machst ihn unglücklich!« Seit einem ›Martini‹ vorne an der Bar, ohne den in diesem Land kein besseres Abendessen gestartet werden kann, duzten wir uns. Das war ungewöhnlich für eine Französin. In Frankreich darf auch die heißeste Liebesaffäre getrost per ›Sie‹ abgewickelt werden, wenn sie keinen Stellenwert für die Zukunft besitzt. General de Gaulle verkehrte, so wird berichtet, mit seiner Madame sogar bis zuletzt per ›Vous‹! Aber dieses Land hier, dieses Amerika, zwang zur Anpassung, auch eine Französin. Auflehnung ermüdet. »What dressing for your salad?«

»French dressing!« – Juliette zuliebe.

Der Kellner zog ab, tiefbefriedigt. Nur Juliette hatte noch Zweifel: »Ist das dein Ernst? French dressing...?«

»Ich esse ihn sowieso nicht. Ich weiß, wie man Salat fabriziert, wie man ihn düngt, mit Antibiotika behandelt, einfärbt, desinfiziert...«

Zu einer detaillierten Schilderung kam ich nicht mehr. Der Kellner kehrte zurück, mit dem Salat, und stellte eine Karaffe mit Eiswasser auf den Tisch. Er goß auch schon ein. Es war gutes Wasser, absolut keimfrei, über den Gläsern schwebte eine Wolke von Chlor. Juliette rümpfte die Nase. Diesmal beschloß ich, nicht nachzugeben.

Das Eiswasser, deutete ich dem Kellner an, könne er wieder mitnehmen, samt den Gläsern, wir hätten es nicht bestellt. Sein Blick ruhte auf mir drei Sekunden zu lang. Das hätte mich warnen sollen. Er ging.

Der Geschäftsführer kam. Es klang alles sehr beiläufig: Dies hier sei ein gutes Restaurant von internationalem Ruf, der Service sei erstklassig. Wenn wir nicht zufrieden wären, die Direktion wäre zwar betrübt, aber sie würde uns nicht daran hindern, es sofort zu verlassen!

Ja, ja, ich weiß. Wenn dir dieses phantastische, fabelhafte Amerika, das beste aller möglichen Amerikas, nicht gefällt – you can leave! – du kannst gehen! Das ist wirkliche, echte Freiheit!

Ich wollte nicht gehen, es gefiel uns hier, wir brannten darauf, festzustellen, ob die Sirloin-Steaks mit Baked-Potatoes hier anders schmeckten als überall anderswo in den Staaten. »Ich weiß, das Eiswasser gehört zum Service, es ist nicht wegzudenken von einem anständigen Gedeck... Aber wissen Sie, wir kommen aus Bayern, aus München, wir trinken kein Wasser, nie!«

Die Sonne ging auf! Bayern! München! Also echte Exoten in seinem Lokal! Das war etwas anderes. Eigenhändig räumte der Geschäftsführer Gläser und Karaffe auf den Nebentisch. Hofbräuhaus! Oktoberfest! Olympiade! Sein Schwager war drei Jahre lang in Schleißheim stationiert gewesen. Und hier auf der Straße, direkt vor dem Lokal, hatten ›solche Mädchen‹ den Franz Josef Strauß ausgeraubt. »Was wollen Sie trinken? Wir haben auch *Loewenbraeu!*« Ein gastfreies Land! Dem Fremden wird ein gewisses Maß an Narrenfreiheit durchaus zugestanden – sofern er nicht hierzubleiben gedenkt. Er wird vom Zwang zur Anpassung dispensiert.

Ich war richtig glücklich über diese Erkenntnis – und aus Dankbarkeit aß ich sogar meinen Salat.

Wir gingen zu Fuß.

Ich fand, das sei für Julie das beste. Sie hatte ihre Trinkfestigkeit zwar schon mehrfach bewiesen, aber ›Bavarian-Bock-Beer‹, das war wohl eine Premiere.

Wir tranken aus ›steins‹, aus Miniaturausgaben bayerischer Maßkrüge. Da sie regelmäßig nachgefüllt wurden, waren sie groß genug.

Dann standen wir auf der Straße. Zurück zum Hotel, das waren höchstens zehn oder zwanzig oder dreißig Minuten – alles keine Affäre, ein Abendspaziergang, weiter nichts. Wir waren völlig veralbert, zogen los, blödelten und fanden uns gegenseitig sehr lustig.

Ein Zufall, daß wir es überhaupt bemerkten: Wir wurden verfolgt. Ein schwarzer Wagen schlich hinter uns her, hielt Abstand, stoppte, wenn wir stehenblieben, fuhr wieder an, wenn wir weiterschlenderten, folgte uns über Straßen, Plätze und Kreuzungen.

Als wir mit dem Taxi zum Essen gefahren waren, hatten sich die Autoschlangen im Schritt-Tempo durch die verstopften Straßen geschoben. Jetzt lag die Stadt wie ausgestorben. Kein Mensch war zu sehen, niemand war unterwegs außer uns, kein Passant, kein Polizist. Fernsehstunde.

Diese ruhige biedere Beamtenstadt hatte Feierabend gemacht, hielt sich die Augen und die Ohren zu und verschloß sich vor einer bitteren Realität. Diese Realität, das waren achtzig bis neunzig Raubüberfälle pro Nacht – so im Durchschnitt. Wir rannten bei Rot über die Kreuzung, bogen ab, kreuz und quer, waren stolz, ihn abgeschüttelt zu haben, dachten, wir wären ihn

los. Aber nach einigen hundert Metern war der Wagen wieder da und fuhr wieder langsam hinter uns her wie zuvor.

Juliette sah es zuerst. Und eigentlich hätten wir erleichtert sein müssen – aber andererseits fühlten wir uns provoziert: Die Insassen des Autos waren uniformiert. Aus dem Heck ragte eine lange Antenne. Einer der Beamten telefonierte. Ein getarnter Streifenwagen also.

Hatten die nichts Sinnvolleres zu tun? Wollten die ›Cops‹ uns vor Unbill bewahren, uns wohlbehütet nach Hause geleiten? Hatten sie Mitleid mit mir? Vielleicht wirkte dieses riesenhafte, langbeinige, kurzgeschürzte, angeschickerte Mädchen an meiner Seite wie eine ernste Gefahr für einen armen, seriösen Touristen.

Oder hatten wir uns verdächtig gemacht? Wer läuft schon zu Fuß in diesem übermotorisierten Land, noch dazu nachts um halb elf? Es gab doch Taxis genug! Gab es denn welche? Das war alles sehr irritierend. Diese amtlichen Verfolger machten mich langsam verrückt. Wir wagten es nicht, uns nach ihnen umzusehen, wir waren schon verdächtig genug. Mein Paß lag im Hotel. Vielleicht waren es auch verkleidete Gangster.

Mitten im schönsten Eilschritt blieb Juliette abrupt stehen und nahm mich am Arm.

»Wir sollten uns küssen, vielleicht geben sie dann auf!«

»Bitte?« Aber ich hatte schon richtig verstanden.

Juliettes Vorschlag kam etwas überraschend. Aber durch unsere Nervosität schien er hinreichend begründet. »Küssen?« Ich war durch diese hektische Rennerei schon weitgehend nüchtern geworden.

»Wir müssen zeigen, daß wir Ausländer sind, Europäer, denn Amerikaner tun so etwas nicht. Und dann werden sie hoffentlich taktvoll sein.« Wieso tun Amerikaner das nicht? »Zumindest, es schadet nicht!«

Damit hatte Julie zweifellos recht. Es schadete nicht. Aber ich hatte, wie mir schien, eine bessere Idee: »Wir gehen einfach hin und fragen, was sie wollen!«

»O non! Dann sie denken, wir sind interessant an ihnen...!«

»Interessiert an ihnen...«, verbesserte ich. »Oder noch besser, Julie, du gibst ihnen den telepathischen Befehl, endlich abzuhausen, zu verschwinden!«

»Ja, das ist gut, wir tun das, solange wir küssen. Sie kommen in eine indifferente Situation. Wenn man nicht weiß, wie soll man sich verhalten, man ist empfänglicher für Signale von außen!«

Sie hatte aufgehört zu lachen. Offenbar meinte sie das alles im Ernst. Sie sah mich an, abwartend, und irgendwie... na ja... Ein seltsames Mädchen.

»Wenn es dir peinlich ist, du mußt nicht!« Nein, es war mir nicht peinlich, wirklich nicht! Also küßten wir uns. Eigentlich war es sehr angenehm.

Es war auch nicht unbequem. Dank ihrer Größe fanden die taktischen Zärtlichkeiten auf gleicher Höhe statt. Ich versuchte, möglichst neutral zu empfinden, was sie mir durch ihr natürliches Talent für diese Sachen nicht eben leicht machte. Aber, verdammt noch mal, schließlich war das Ganze eine Art wissenschaftliches Experiment.

Sie hielt den Kopf etwas schräg, vermutlich, um die Straße zu überblicken und den Wagen im Auge zu behalten. Ich strich ihr langsam über das Haar und wischte es zur Seite. Dadurch bekam ich den Blick auf ein vergittertes Schaufenster frei. Es war ein Waffengeschäft. Da lagen die Colts in Reih und Glied, genug, um einen Westernfilm damit auszustatten. Auch zwei Nachbildungen der berühmten Winchester-Rifles hingen an der Wand – oder waren das Originale? Der Streifenwagen hinter uns tuckerte leise im Leerlauf. Gab nun Julie der Besatzung, wie verabredet, die telepathischen Befehle? Oder verließ sie

sich auf mich? Mein Verdacht wuchs, daß sie sich überwiegend auf diesen Kuß konzentrierte.

Hatten wir eigentlich schon zu Beginn des Experiments so dicht beieinander gestanden? Jeden einzelnen dieser einhundervierundachtzig Zentimeter Mädchen konnte ich spüren, lebendig und warm. Der Stoff dieser pflegeleichten, knitterarmen Treviraanzüge ist ja sehr dünn.

Im Prinzip hatte Juliette recht: Auf dieser 16. Straße der Regierungshauptstadt Washington, die geradewegs auf das Weiße Haus zulief, neben einem vollbesetzten Streifenwagen, würde ein anständiges amerikanisches Girl sich nie in dieser Weise küssen lassen! Jedenfalls nicht so lange!

Inzwischen hatte ich im Fenster zwischen allerlei Jagdkram auch Maschinenpistolen entdeckt, sechs Stück. Ganz korrekt mit Preisschildern versehen, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, in diesem Laden eine Untergrundarmee auszurüsten.

Die beiden unförmig dicken Rohre mit den perversen Lüftungsschlitzen, das waren wohl Bazookas. Eigentlich hatte ich keine Ahnung. Ich hasse Waffen aller Art!

Wie denn nun? Führen die immer noch nicht weg? Wie lange küßten wir schon? Wann, etwa, geht die Sonne im September auf? Washington und Lissabon haben ungefähr die gleiche geographische Breite. Wieviel Zeit bleibt uns noch? Juliette hatte mir von ihren parapsychologischen Fähigkeiten erzählt. Erst neulich hatte sie einen ›CR-Wert‹ von fünf Komma null erreicht. Zwar hatte ich vergessen, wie der sich errechnet, aber CR hieß ›critical ratio‹ oder so ähnlich. Sollte ein telepathisches Experiment als erfolgreich gelten, mußte eine Trefferwahrscheinlichkeit erreicht werden, die signifikant, das heißt ›überzufällig‹ war. Ein hoher CR-Wert bewies das schwarz auf weiß.

Aber vielleicht waren amerikanische Streifenwagenbesatzungen auch einfach zu unsensibel?

Da sah ich etwas, das war kaum zu glauben: Im Fenster, an markanter Stelle zwischen all diesen todbringenden Waffen der letzten hundert Jahre, lag – eine Steinschleuder. So etwas hatten wir uns in der Schule aus Astgabeln und Autoschlauchgummi selber gebaut. Ein nicht ungefährliches Kinderspielzeug, ein Relikt aus biblischen Tagen: David und Goliath.

Hierzulande wurde so etwas industriell gefertigt. Von wem – und zu welchem Zweck?

Guerillatruppen ausgerüstet mit Steinen und Schleudern?

Wir hockten in den dichten Zweigen alter Kastanien und beschossen uns über die Köpfe der aufsichtführenden Lehrer hinweg. Flopp – klatschte es durch die Blätter – flopp. Es war schwierig, auszuweichen – flopp.

Das Gekreisich von Mädchen drang herauf. Die turnten unten am Reck. Kniekehlen waren aufgereiht auf dem runden Eisen, Köpfe und Röcke hingen nach unten. Sklavinnen. Eine werde ich befreien, werde mit ihr fliehen, über Äste und Zweige und Dächer hinweg. Ich werde mein Leben opfern für ihre Freiheit, sie ist meine Gefangene, meine Beute, sie muß tun, was ich will. Sie turnte nicht mit, sie lehnte sich an einen der grauen Eichenpfosten, ein altersschwaches Fußballtor, sie war jung, dreizehn, also schon eine Frau, sehr groß mit langen, dunklen Haaren und langen Beinen. Sie war die Tochter des Häuptlings. Und da sie meine Liebe nicht erwiderte, hatte ich das Recht, sie zu töten!

Flopp – der Stein schlug gegen den Pfosten – sie drehte sich um: »Der Wagen ist fort!«

Tatsächlich – der Streifenwagen war verschwunden! Vielleicht schon seit einer ganzen Weile, und wir hatten es nicht bemerkt.

»Jetzt könnten wir eigentlich weitergehen...« Julie lachte wieder.

»Ja, natürlich – ach so, Verzeihung!« Ich hatte vergessen, sie loszulassen.

Wir überquerten Scotts Circle und schwiegen. Die verspielte Stimmung begann zu verfliegen. Die Spannung zwischen uns war neutralisiert, eine Art Entladung hatte stattgefunden. Julie war wieder der fabelhafte Kumpel, die intelligente, kesse Forscherin.

»Glückwunsch, Julie, dein telepathischer Befehl hat funktioniert!«

Sie sah mich verwundert an.

»Aber nein, ich war es nicht! Das war doch nur Spaß. Spaß – und Zufall. Die sind von sich aus weggefahren. Ich konnte mich nicht richtig konzentrieren. Mir fielen immer nur so dumme Dinge ein...« Dumme Dinge? »Was denn – zum Beispiel?«

»Nicht wichtig. Dumm und traurig... Ich hab' es vergessen.« Sie hatte es nicht vergessen. Natürlich nicht. Ich dachte, wenn ich sie sehr erwartungsvoll ansehe...

»Mein Vater, weißt du, der war Offizier in französische Armee. Und wir waren in Algérie, Algerien, ja. In Sidi-bel-Abbes, das liegt bei Oran, die ganze Familie. Mama, mein Bruder und ich. Es war zu Beginn des Krieges, es war noch gar kein richtiger Krieg, nur eben Unruhe, Sabotage. Später gingen wir ja zurück nach Cherbourg – ohne Papa. Ja, also, ich war

noch klein, ging in die Schule. Und Papa brachte mich hin, in Uniform. Ich ging über den Hof, und ich drehte mich noch um, als er wegfuhr, und habe gewinkt.

Und da wurde geschossen. Nicht auf ihn – auf mich. Auf das kleine französische Mädchen im Schulhof, auf die Tochter vom Hauptmann mit der Uniform.

Und der geschossen hat und nicht traf, den hat man erwischt. Er saß auf einem Baum, man hat ihn heruntergeholt, und es war ein Junge, ein kleiner algerischer Junge, zehn oder zwölf Jahre alt, sehr hübsch, mit großen erschreckten Augen. Er hatte eine Pistole und fünf Schuß Munition. Und damit wollte er ganz Frankreich vernichten, alle Franzosen verjagen aus seinem Land. So wie David und Goliath, weißt du. Das ist mir eingefallen vorhin. Das war alles. Und ich verstehe nicht, wieso, woher kommt diese Erinnerung – gerade jetzt?« Die Tochter des Häuptlings – dachte an David und Goliath...! Hatte sie die Waffen, etwa gar die Steinschleuder in dem vergitterten Fenster gesehen? Bestimmt nicht, die lagen ja hinter ihr. Die Geschichte war merkwürdig. So sprachen wir wieder über Telepathie.

Julie glaubte an tausenderlei seltsame Dinge und Phänomene, aber sie glaubte an keine außerirdische Delegation. Die Fotos hatten sie nicht überzeugt, auch nicht die Tonbänder, nicht die Protokolle.

Und es war eigentlich nicht mein Job, ihr Roczinskis Hypothese glaubwürdig zu verkaufen.

Julie bedauerte selbst ihre Skepsis. Der Fall ›Verena Cumber‹ wäre ein überzeugendes Modell für telepathische Kommunikation gewesen. ›From mind to mind‹ – von Kopf zu Kopf – ohne Sprache. Aber dummerweise standen uns die ›Sender‹ dieser Information, Roczinskis Extraterristen, nicht mehr zur Verfügung.

Wenn es Julie gelang, die ›Tochter des Häuptlings‹ und mein Bild von ›David und Goliath‹ zu übernehmen, wenn ich mir die beiden Worte *Kustermann sieben* von einem alten Spielwart übertragen lasse, noch ehe dieser den Satz formuliert und in den Wald gerufen hat – warum sollen Wesen, die uns vielleicht um Jahrtausende überlegen sind, nicht kompliziertere Informationsketten auf telepathischem Wege senden und empfangen können?

Es wäre doch denkbar, daß eines Tages technische Hilfsmittel entdeckt werden, mit denen man ›PSI‹, die dabei wirkende Energie, sinnvoll verstärken kann.

Möglicherweise haben die Extraterresten entsprechende Geräte benutzt.

»Ja, wenn diese Leute existieren würden!« – Juliette verharrte weiter in Skepsis.

»Sofern sie existieren, natürlich!«

»Und außerdem wissen wir heute noch nichts über ›PSI‹, wir wissen nicht, wie diese Kraft beschaffen sein könnte. Elektromagnetische Wellen sind es nicht.«

Wie soll man eine Energie verstärken, deren Qualität noch nicht erkannt worden ist?

»Übrigens, Professor Oberth hat mal in einem Vortrag die Möglichkeiten einer ›quasimateriellen Raumfahrt‹ erwähnt und dabei die Behauptung zitiert, buddhistische Mönche glaubten an eine Materialisation von Seele und Gedanken, an den Aufbau von materiell vorhandenen, also greifbaren Körpern zu jeder Zeit, an jedem beliebigen Ort. Warum also nicht auch in einem anderen Sonnensystem?

Er fand diese Hypothese zwar unbeweisbar, aber auch unwiderlegbar. Sie sei nicht unwissenschaftlich, sondern ›außerwissenschaftlich‹, wie er es nannte.« Was meinte die Parapsychologin dazu?

»Euer Charly hat recht: Die NASA könnte tatsächlich viel Geld sparen, wenn eine Art psychokinetischer Raumfahrt jemals Wirklichkeit werden könnte, so wie telekinetische Phänomene ›wirklich‹ sind. Der Aktenschrank in Rosenheim zum Beispiel oder die Tassen und Teller der Russin Kulagina. Die bewegt Gegenstände auf einem Tisch durch Gedankenkraft. Das ist erwiesen. Ich bin vielleicht etwas konservativ, aber diese Theorie auf die Raumfahrt zu übertragen, das erscheint mir nicht realistisch, sondern eben nur ›denkbar‹, und das ist zu wenig. Solange es uns nicht gelingt, mit Gedankenkraft über kurze Distanzen hier auf dieser Erde zu reisen...«

»Vom Restaurant zurück, hierher zum Hotel?« Aber das fand Juliette denn doch zu simpel. »Vielleicht«, meinte sie, als wir die Halle betraten, »ist diese *Delegation* nur in Gedanken hierhergereist, lichtjahreweit, wie du immer sagst, in Sekundenschnelle, schneller als das Licht, weil eben zeitlos. Und sichtbar nur für die, die dieses Phänomen gedanklich erfassen konnten.«

»Es existieren Fotografien.«

»Fotografien sind auch spirituell herstellbar. Ted Seriös, ein außergewöhnliches Medium, erzeugt Fotos in einer Polaroidkamera durch Gedankenkraft. Ich habe Kopien dieser Bilder in meinem Labor.«

Schade. Durham lag nun nicht mehr auf unserem Weg. Unser Reiseetat war sorgfältig eingeteilt. Aber das hätte mich schon sehr interessiert: Gedanken-Fotos, das überstieg zur Zeit noch mein Vorstellungsvermögen.

»Das einzige, was absolut gegen die Theorie einer ›Gedanken-Delegation‹ spricht, das wäre diese Pyramide, diese Kristallpyramide der Miß Cumber«, sagte Juliette. »Die hat doch existiert, materiell, faßbar, oder nicht?«

Juliette war stets bereit, eine Antwort, eine Lösung, wieder in Frage zu stellen. Gerade hatte ich angefangen, mich für ihre sehr kühne Idee zu erwärmen, da machte sie alles wieder kaputt.

Ich war eben Filmemacher, ein Mann der Fiktion, der Phantasie, und sie war Wissenschaftlerin – wenn auch manchmal etwas außerhalb der Legalität, wie mir schien. »Ja, die Kristallpyramide der Miß Cumber hat wohl existiert. Sie war auf den Filmen deutlich zu erkennen. Goldstone hättest du befragen können, in seiner Gegenwart wurde sie in der Handtasche gefunden.«

»Und wo ist sie jetzt? Die wäre doch ein Beweis für eine materielle Existenz dieser Leute gewesen. Eine gedachte Delegation schmuggelt vermutlich keine materielle Pyramide in unsere Welt.«

»Weiß man nicht. Roczinski hat den Kristall eingehend untersuchen lassen, in Labors, hier in den USA. Die Filme und die Befunde habe ich oben im Zimmer.«

Wir saßen schon wieder in dieser tristen Halle. Fast alle Plätze waren besetzt. Da hockten die Leute, die man überall in der Welt in Hotels dieser Preisklasse trifft. Nur hier in den USA schienen die meisten um ein paar wesentliche Jahre älter zu sein.

Wo steckte eigentlich die Jugend? Auf unserer normalen Reiseroute hatten wir kaum junge Leute getroffen, nicht in den Hotels, nicht in den Flugzeugen, nur selten auf den Straßen. Die einzigen unter dreißig, die ich in diesen vier Wochen mit Bewußtsein wahrgenommen hatte, waren heute nachmittag hier vor dem Haus zusammengeschlagen worden. Wo steckten die anderen?

»Wo werden sie stecken: im College – und später im Job! Und wer tagsüber hart arbeitet, der liegt um diese Zeit längst im Bett. Ganz einfach!«

Auch wir hatten hart gearbeitet, es war halb zwölf. Wir gingen zum Fahrstuhl.

Juliette hatte sich wieder verändert. Sie lachte nicht mehr. Sie sah mich so merkwürdig an, wie heute schon einmal, nur einen Augenblick lang, vor dem Waffengeschäft. Heiter und seltsam zugleich. Wir hatten unsere Schlüssel geholt, jeder den seinen, ich hatte nicht weiter darauf geachtet, wo sie wohnte, in welchem Zimmer, in welcher Etage. »Wohin?«

Wir standen allein im Lift. Ich hatte den Finger schon an den Knöpfen. Sie zuckte die Schulter. Statt auf ihren Schlüssel zu schauen, sah sie zu Boden. Wie denn nun? Also ich wohnte im sechsten.

Sie hob den Kopf, lächelte etwas verträumt, gar nicht mehr Kumpel und kühle Forscherin. Deshalb war ich erstaunt, als sie mich fragte: »Also, wie war das, mit deiner Kristallpyramide...?«

Hatte sie wirklich noch Lust, weiter Roczinskis Probleme zu wälzen?

Sie spielte mit meinem Kragen, strich mit dem Finger zärtlich darüber hin. Hallo!

Mir war plötzlich, als übermittle sie mir telepathisch irgendwelche Wünsche... Aber Julie, wir hatten doch nur ausgemacht, gemütlich essen zu gehen, ein wenig zu reden, nichts weiter... Oder? Sie sagte immer noch nichts.

›From mind to mind – von Kopf zu Kopf – ohne Sprache.<
Fremde Leute steuerten unsere offene Lifttür an.

Ich drückte die Nummer 6.

Die Türen schlossen sich rechtzeitig – wir schwebten nach oben.

Abschied im Morgengrauen.

Ob man sich wiedersieht in diesem Leben? – Warum nicht.
»Wir halten Kontakt, ja?«

Natürlich. Vielleicht telepathisch. Wer schreibt schon noch Briefe!

»Du hast mir etwas verschwiegen.« Was hatte ich Julie verschwiegen? »Und nur deshalb bin ich hinaufgefahren zu dir...«

»Ich glaube, Julie, du lügst. Ich habe ein gutes Gedächtnis.«

»Doch! Was war mit der Kristallpyramide?«

»Deshalb?« Sie lachte.

»Ein andermal, Julie, das nächste Mal, ganz bestimmt. Ich zeig dir die Rollen, ich führe sie dir vor, irgendwann, irgendwo...«

Die Tochter des Häuptlings stieg in ein Taxi und verschwand im Gewühl. Die Kristallpyramide. Das war die Rolle fünf:

Roczinski in einem Labor.

Er hält die Kristallpyramide dicht vor die Linse der Kamera. Wir sehen im Innern einen zylindrischen Metallkern, umgeben von einer feinen roten Spirale. Er spricht in die Kamera:

»Spielzeug – Souvenir – Werbegeschenk? Fred P. Marshall, Physiker am Institut für Metallurgie hier in Pasadena/Kalifornien, nimmt meine Neugierde nicht sehr ernst. ›Ein Anhänger für einen Autoschlüssel – na und?‹ Aber dann unterzog er das Material einer genauen Untersuchung, einer Spektral-Analyse...«

Ein junger Mann im weißen Mantel, mit randloser Brille, referiert. Der klassische amerikanische ›Egg-Head‹.

»The X-ray-Diffraction-Patterns reveal crystallisation and parallel arrangement of giant molecules...«

»Die Röntgenspektrogramme weisen auf kristalline Strukturen hin, auf Parallelanordnung von Riesenmolekülen.« Röntgenbilder von Kristallen – eine langsam um ihren Mittelpunkt kreisende Symmetrie von Strahlen und Punkten. Dann ein Aufflammen in hellen Farben, blendend, verschwimmend: ein Regenbogen von unbeschreiblicher Intensität, unregelmäßig von schwarzen Linien unterbrochen.

»Bei der Lichtbogen-Spektral-Analyse werden einige Billionen Atome von der Oberfläche des Objektes mit einem Lichtbogen 'abgefunkt. Das von ihnen ausgehende Licht wird über ein Spiegelgitter zu einem typischen Spektrum aufgefächert. Durch Vergleich mit bekannten Spektrallinien ergab sich als Bauformel der Kohlenwasserstoff Tetramethyl-1,3-Cyclohexadin in Verbindung mit Titanium, Molybdän und Praseodym.«

Marshall schreibt an eine Tafel eine chemische Vortitel. Die einzelnen Teile der Formel verbindet er zu einem sechseckigen Ring. Roczinski faßt zusammen.

»Es handelt sich also nicht um Glas, sondern um eine komplexe metallorganische Verbindung, die sich zu einer sehr widerstandsfähigen Kristallstruktur aufbauen läßt. Ein Riesenmolekül, in der internationalen Härteskala nur einen Punkt unter dem Diamanten. Thank you, Mister Marshall...

Ja, das war alles hochinteressant, obwohl Sie vielleicht von der Analyse genausowenig verstanden haben wie ich, aber leider bringt es uns keinen Schritt weiter. Denn für eine mysteriöse Herkunft dieser Pyramide findet sich an ihrer Oberfläche keinerlei Beweis.

Und rätselhaft bleibt auch der eingeschlossene Kern, zumindest solange wir die Pyramide nicht zerstören, zum Beispiel mit einem Laserstrahl aufschneiden. Und rätselhaft bleibt auch der Verwendungszweck.«

Ein Institut. Vollgepackt mit technischen Geräten. Eine Stabantenne wird aufgebaut, ein Oszillograph, ein Meßgerät zum Sichtbarmachen elektrischer Schwingungsvorgänge, wird justiert.

Roczinski steht inmitten dieser hektischen Betriebsamkeit und referiert vor der Kamera:

»Die Andeutungen der Lehrerin Miß Cumber scheinen auf eine Art ›Untersuchung‹ hinzuweisen, die von diesen Leuten mit ihr oder an ihr vorgenommen wurde. Wir haben uns deshalb an das Institut für Raumfahrtmedizin in San Antonio/Texas gewandt.«

Die Vorbereitungen zu unserem Experiment sind abgeschlossen. Ein Wissenschaftler gibt das Zeichen:

»Ready?«

Hinter einer dicken Glasscheibe, im Nebenraum, steht eine Assistentin, nickt und zeigt die Kristallpyramide vor. Wieder ein Zeichen. Die Assistentin setzt die Pyramide auf das Zifferblatt einer Armbanduhr.

Aus dem Lautsprecher tönt nun rhythmisches Jaulen, im gleichen Takt springt ein Leuchtpunkt über den Schirm des Oszillographen, Schreibstifte malen die entsprechenden Kurven auf eine Papierrolle. Roczinski beobachtet und erklärt in die Kamera:

»Was Sie jetzt hören, ist nicht etwa das Ticken dieser Uhr. Es werden vielmehr die Spannungsfelder der Induktionsströme hörbar gemacht, die durch die Bewegung der Unruh und der Feder in der Uhr entstehen.«

Der Institutsleiter gibt wieder ein Zeichen. Die Assistentin im Nebenraum nimmt die Kristallpyramide von der Armbanduhr und setzt sie sich auf die Stirn. Das Poltern und Rauschen während der Bewegungen wird nun von einem feinen Summen abgelöst. Die Assistentin schließt die Augen. Auf dem Oszillographen wandert der Leuchtpunkt nun auf unregelmäßigen, zitternden Kurven.

Die Versuchsanordnung funktioniert wie ein drahtloses EEG – ein Elektro-Enzephalogramm, mit dem der Arzt die Gehirnströme mißt.

»Natürlich war es mehr Zufall, daß man hier auf die Eigenschaften, auf die Funktionsfähigkeit dieses seltsamen Gegenstandes gestoßen ist.

So merkwürdig die Ergebnisse dieser Untersuchung auch sind, meine Erzählung von der Herkunft der Pyramide erzeugt hier leider nur ein ungläubiges Lächeln. Die Assistentin fragte mich: »Ist das ein Souvenir aus Moskau?«

Sie hat die Augen wieder geöffnet, lacht durch die Scheiben. Sofort verändert sich der Ton im Lautsprecher, ein lebhafter Rhythmus bestimmt nun Leuchtpunkt und Schreibkurven. Der Institutsleiter meldet sich zu Wort:

»This seems to be a special sort of relay...«

»Man vermutet hier hinter diesem Objekt eine Art Relais, eine Kombination von Empfänger, Verstärker und Sender. Feinste Spannungsfelder, die sich jeder Messung entziehen würden, aber auch galvanische Felder von Nervenströmen, werden verstärkt und weitergesendet. – Wohin? Nun, vermutlich dorthin, wo man sie auswerten kann. Wo das sein könnte – das wissen wir nicht. Aber der Sender wirkt auch über größere Entfernungen.«

Der Institutsleiter winkt aus dem Fenster. Unten auf dem Parkplatz setzt sich die Assistentin wieder die Pyramide auf die Stirn – auf die Handfläche – auf die Uhr. Deutlich kommen

aus dem Lautsprecher jeweils charakteristische Signale. Roczinski betrachtet die sich verändernden Kurven auf der Papierrolle.

»Was hier mit einer improvisierten Versuchsanordnung bereits verblüffend gut funktioniert, läßt sich mit einer dazu passenden Originalempfangsanlage vermutlich ins Unermeßliche steigern.«

Irgendwo in den Häuserschluchten Manhattans steht Roczinski mit seinem Mikrophon. Die freie Hand spielt mit der Kristallpyramide.

»Das Lächeln auf dem Gesicht eines Extraterresten... Amüsierte ihn die Verwirrung von Miß Cumber, als er ihr die Kristallpyramide übergab? Sie sollte sie behalten, »als Rätsel, als Frage«. Hat er damit einen Spion ins Spiel gebracht, der unsere Gedanken erforscht? Eine verrückte Vermutung, zugegeben, die allerdings ein höchst unheimliches Gefühl in mir erzeugt, denn alle unsere Gedanken entstehen durch Gehirnströme...« Er beugt den Kopf zurück, setzt sich die kleine Pyramide auf die Stirn.

Steht nun da, bewegungslos, mit geschlossenen Augen. Die Menschen strömen an ihm vorbei, nur wenige würdigen ihn oder die Kamera eines Blickes.

Sie machen einen Bogen um ihn, weichen ihm aus, ohne ihn anzusehen. Ein Hindernis in diesem hektischen Geschiebe und Gerenne – nichts weiter.

Hoch über ihm scheinen die Spitzen der Wolkenkratzer zusammenzuwachsen.

Wir wollten es genauer wissen, zogen mit unserer Kamera kreuz und quer durch New York und befragten die Leute auf der Straße.

Wir stellten zwei Fragen. Die erste:

»Halten Sie die Bewohner dieser Erde für hochzivilisierte Wesen?«

Eine farbige Studentin in Greenwich Village: »Hochzivilisiert? Nein, das glaube ich nicht. Haß und Neid und Aggression... Vom Idealbild, da sind wir doch noch weit entfernt!«

Ein alter Mann auf einer Bank: »Na ja, so halb und halb...«

Eine junge Amerikanerin, Weiße, Wallstreet, neben der Börse:

»Oh, ja – natürlich! Wir haben es weit gebracht. Sehen Sie sich mal um, Kunst, Kultur – und wir sind immerhin schon auf dem Mond gelandet! Wir haben Kühlschränke, Air-Conditioning – und überhaupt alles... und allein schon unsere Art zu leben, hier, in den USA!«

Am Times Square, in der 42. Straße, ein Schuhputzer mit italienischem Akzent:

»Wir gehen nicht mehr barfuß – das ist doch ein Fortschritt – oder?«

Ein Hippie-Paar in East-Village. Sie geht barfuß: »Was wollen Sie hören? Daß wir jetzt nach Hause gehen und Liebe machen – ganz unzivilisiert und animalisch? – Okay, warum auch nicht? Wir sind intelligente Säugetiere und nichts weiter. Zurück zur Natur, das ist unser Fortschritt...«

Ein Polizist, ein typischer New Yorker ›Cop‹, am Columbus Circle: »Was ich davon halte, kann ich Ihnen sagen: Kommen Sie mit auf Streife heute abend und sehen Sie sich die Besoffenen in der Bowery an.«

Ein intellektueller Student am Washington Square: »Sie meinen hochzivilisiert? – ›Überzivilisiert!‹ Zugegeben, in den letzten vierhundert Jahren haben wir eine Menge erreicht. Ich würde sagen: noch mal die gleiche Zeit... also nicht in puncto Technik, da läuft alles bestens... aber was die moralische Qualifikation angeht, da sind wir in der Steinzeit! Und damit überleben wir kaum die nächsten hundert Jahre!« Zweite Frage:

»Was meinen Sie: Gibt es irgendwo im Universum intelligente Wesen, die uns überlegen sind?«

Von dreiundzwanzig befragten Personen nahmen achtzehn das ohne weiteres an, vier hielten es für möglich, nur einer glaubte es nicht: ein Farbiger, sechsundvierzig Jahre alt, Kassenbote einer Bank, Baptist.

Nummer vierundzwanzig, der intellektuelle Student vom Washington Square, fand ›ja‹ und ›nein‹ zuwenig: »Was heißt ›intelligent‹ und was heißt ›überlegen‹? Worin überlegen? Technisch, ja, natürlich! Aber technische Zivilisationen müssen nicht im eigentlichen Sinn des Wortes auch ›intelligent‹ sein.

Manchmal denke ich mir, vielleicht werden Astronauten von uns eines Tages irgendwo da oben landen, den anderen ins Gesicht sehen – und nichts begreifen...« Washington Square – friedliche Oase im Hexenkessel Manhattans. Der große, flache Brunnen war leer. Weiße und Farbige saßen am Rand, wärmten sich in der herbstlichen Sonne. Ein Schild verkündete, es sei verboten, Musik zu machen und Arien zu singen.

Der Wind wirbelte Blätter durch die Luft und Zeitungspapier. Einer nahm seine Gitarre, andere stimmten mit ein, leise, sentimental. Ein puertoricanisches Lied.

Etwas abseits stand ein Polizist, im Schatten dieser Kopie eines römischen Triumphbogens. Hinter ihm verlief die 5th Avenue in den Schluchten Manhattans. Er griff nicht ein. Nun ja – vielleicht verläuft das Ganze auch umgekehrt: Die Außerirdischen sehen uns, den Menschen dieser Erde, ins Gesicht – und begreifen nichts.

Der *Herr vom anderen Stern* schwebt über New York. Ein außergewöhnlicher Wirbelwind hatte den Smog auf die Seite geputzt, und was im Morgennebel schon aussah wie ein überdimensionaler Termitenbau, entpuppt sich bei vollem Licht und guter Sicht tatsächlich als Behausung von dreitausendsiebenhundertundvierzehn untereinander verfeindeten Insektenstämmen.

Weiter wagt er sich nicht herunter. Das ist bedauerlich, weil die Details ihm entgehen.

Durch die Bowery fährt ein Sight-Seeing-Bus. Auch in diesem Land sitzen überwiegend Amerikaner in solchen Bussen, und auch hier kommen sie meistens aus der Provinz. Sie stehen auf, quetschen die Nasen platt gegen die Scheiben, damit sie nichts übersehen: die Pennbrüder, die zusammengesackten Säufer am Randstein, die umherirrenden Heroinsüchtigen, die billigsten Huren der Metropole.

Wenn unser Besucher sich bequem würde, herunterzukommen, herabzusteigen zu den höherentwickelten Wesen dieses Planeten, ich würde ihm für seine Studien New York empfehlen – nicht jene menschenleere Tundra, wo sich höchstens mal eine fotografierende neurotische Lehrerin verirrt oder ein frustriertes Negerehepaar.

Von einer UFO-Landung in New York ist leider nichts bekannt. Hat man die Stadt übersehen? Diese Stadt aller Städte – Metropolis?

Landeplätze gibt es genug. Der Central Park. Das Dach der PANAM. Das sollen nur Vorschläge sein.

Weiter zur Südspitze Mannhattans: Battery Park. Blick hinüber zur Freiheitsstatue.

»She is a widow!« Sie ist eine Witwe. Das sagte ein junger Mann mit dem Zeichen der Ostermarschierer auf seiner Brust. Er war Berkeley-Absolvent und als Kriegsdienstverweigerer ein Jahr hinter Gittern gewesen. Er mußte es wissen. »Wir haben zuviel davon exportiert!« Er meinte die Freiheit. »Jetzt wird sie im eigenen Land langsam knapp!« Er sagte: »Wie der Kaviar in der UdSSR.«

Die Freiheitsstatue als Landeplatz? Aber *der Herr vom anderen Stern* winkte ab. Seine Zielnavigation zum Planeten Erde hatte andere Koordinaten.

Die UNO vielleicht? In den eintausenddachthundert Fenstern des Wolkenkratzers der ›Vereinten Nationen‹ spiegelte sich die Sonne.

»Gab es jemals UFO-Sichtungen über New York?« Vor der Kamera stand MMSE, Colman VonKeviczky, Direktor des ICUFON, des ›Intercontinental U. F. O. Research And Analytic Network‹ in New York. »Selbstverständlich auch über New York!« Für Herrn VonKeviczky war das keine Frage. Vermutlich hatte er in seinem Archiv entsprechende Berichte. »Sind Sie da sicher?« Ich war anders informiert: Bisher keine UFOs über Manhattan.

In dieser Stadt, so hieß es, blicke keiner zum Himmel. Vielleicht lag es daran.

Herr VonKeviczky war ein ungarischer Grandseigneur. Wir hatten ihn vor den überdachten Eingang Nummer 333 der 43. Straße-Ost postiert, Tudor-City, altenglische Architektur. Das war der beste Kamerablick hinüber zum Gebäude der ›Vereinten Nationen‹.

VonKeviczky war Angestellter der UNO gewesen, bis er im Plenum der ›Vereinten Nationen‹ eine Art UFO-Revolution entfesselt hatte. Die Delegierten, allen voran der

Generalsekretär U Thant, wurden überschüttet mit Resolutionen, Proklamationen, Warnungen, Anrufen, mit Forschungsmaterial, Aufklärungsschriften und Fotos und immer wieder mit der ultimativen Forderung: Tut heute etwas – denn morgen ist es zu spät!

Den Kontakt mit außerirdischen Delegationen vorzubereiten, das war für VonKeviczky das Gebot der Stunde. Mit ungebrochener Energie, ja mit Emphase berichtete VonKeviczky vor unserer Kamera von seinen Aktionen: »Der ehrenwerte Herr Generalsekretär U Thant, er ist gewesen särr, särr beeindruckt.«

VonKeviczky sprach das dramatische ›r‹ der ungarischen Emigranten. Und er fuhr fort:

»Ich frage Sie: Wer ist denn die amtliche Persönlichkeit, die autorisierte Vertretung der irdischen Nationen, die die Autorität besitzt, ein ›Willkommen‹ auszusprechen, und die auch die Macht hat, alle Nationen unseres Planeten vor einer Delegation zu vertreten, die von einem anderen Himmelskörper zu uns entsandt wird? Wer kann, nach Absprache mit allen Völkern, ein exterritoriales Gebiet bestimmen, wo bevollmächtigte Abgesandte mit dem Auftrag außerirdischer Mächte landen und unbehelligt bleiben können? Sie werden mir recht geben, wenn ich sage: die Vereinten Nationen! Aber vergessen Sie nicht: Die Tür dort drüben ist fest verschlossen durch Bürokraten, Diplomaten, nationale, internationale und politische Eifersüchteleien und eine unsichtbare Armee von Geheimagenten.

Nur ›oben‹ herrscht guter Wille, dort, wo der ehrliche, ehrenwerte Herr Generalsekretär mit seinem Kabinett residiert.«

»Ja, Sie sagten es schon, Herr VonKeviczky, U Thant sei sehr beeindruckt gewesen. Was geschah weiter?« Neugierige blieben neben unserer Kamera stehen. VonKeviczky, etwas

irritiert, sprach nun leiser: »Am 1. Februar wiederholte ich meinen Vorschlag, die UFO-Aktivitäten der Kontrolle der Vereinten Nationen zu unterstellen. Ich richtete ein offizielles Memorandum an das Generalsekretariat und bat darum, daß ein Sonderausschuß meine globale UFO-Analyse überprüft. Dieser Ausschuß wurde natürlich niemals nominiert.

Aber am 7. Februar hatte ich einen heftigen Disput mit einem Geheimagenten. Der war in mein Office gekommen, hatte sich ausgewiesen, ich kannte ihn ja nicht, und hat versucht, mich unter Druck zu setzen. Ich sollte das Memorandum zurückziehen und auch alle Pressemitteilungen dementieren. Er sagte, es gebe genügend Mittel, mich zu zwingen. Ich blieb standhaft – aber wenige Tage später bekam ich die Macht meiner Regierung zu spüren.«

Die großangelegte Aktion endete mit einer kleinen menschlichen Tragödie. ›Klein‹ deshalb: sie traf nur einen, VonKeviczky. Unauffällig und stillschweigend wurde er aus UNO-Diensten entfernt. Was auch immer bereits an die Öffentlichkeit gedrungen sein mochte – nun war es die Aktion eines einzelnen. Das UNO-Sekretariat hatte nichts mehr damit zu tun.

»Aber ich habe etwas bewirkt: Dort oben – im höchsten Stockwerk des Headquarter – dort waren U Thant und sein Kabinett von dieser ersten, echten Dokumentation so beeindruckt, daß sie entschieden, eine kleine Analytikergruppe innerhalb des Sekretariats zu schaffen. Aber die USA haben diese internationale Kontrolle beiseitegeschoben, haben meine Dokumentation ›Unsinn‹ genannt – um dann drei Monate später genau das gleiche Projekt, gestützt auf einen Millionenetat, auf nationaler Basis mit der Colorado-Universität zu verwirklichen.«

Die UFO-Forschung hatte also ihren ersten Märtyrer. Und ich hatte Einwände:

»Das Forschungsergebnis der Universität Boulder, Colorado, ist inzwischen veröffentlicht worden und lautet: »Es existieren keine UFOs!« – Was sagen Sie dazu?« VonKeviczky ungarisches Temperament bricht durch: »Ja, sehen Sie, dieses bestellte Ergebnis entspricht genau der Taktik der USA! Es *darf* keine UFOs geben, verstehen Sie!« Aber VonKeviczky resignierte nicht. Wiederum legte er UFO-Material, das Ergebnis des letzten Mainzer Kongresses, die Resolution, die Proklamation und seine Studie zum »Project G/Globe« den Delegierten der einhunderteinunddreißig UNO-Mitgliedstaaten auf den Tisch.

VonKeviczky sprach von einem sehr großen Erfolg seiner globalen Pläne: Die Realisierung eines internationalen Instituts auf exterritorialem Gebiet für globale Kontrolle der UFO-Aktivität, für Landeplätze und offizielle Kontaktaufnahme mit Außerirdischen. Dieses Projekt »G-Globus« war in greifbare Nähe gerückt:

»U Thant und sein Kabinett, beeindruckt von der Tatsache, daß unbekannte Objekte auf und über unserem Planeten Forschungen treiben, ordnete die Untersuchung und Prüfung unserer Dokumentation an.

Professor Gordon Evans, John G. Fuller, Dr. Frank E. Stranges, Professor Dr. Allen Hynek, Direktor des Dearborn-Observatoriums der Northwestern-Universität und Berater des »Blaubuch-Ausschusses« der Regierung in Sachen UFO, Professor Dr. Edward U. Condon, Vorsitzender des UFO-Projektes der Colorado-Universität, Professor Dr. James E. McDonald von der Universität Arizona und viele andere waren die Säulen der sechzehn Monate dauernden Untersuchung des UN-Kabinetts, deren Resultat die offizielle Erklärung U Thants war: »UFOs sind neben dem Krieg in Vietnam das wichtigste Problem, dem die Vereinten Nationen gegenüberstehen.«

Das war nun eine lapidare Äußerung, die ich zumindest nicht ungeprüft übernehmen wollte.

Die Kamera lief noch immer, aber die Einhundertzwanzig-Meter-Rolle ging dem Ende entgegen, die elf Minuten waren gleich vorbei.

»Einen Augenblick, Herr VonKeviczky, wann hat U Thant das gesagt und wo? Gibt es da ein Protokoll, gibt es Zeugen?« Bevor er mir antworten konnte, hörte ich ein merkwürdiges Rascheln, und Ernst! Schmidt sagte laut: »So ein Mist – Salat!«

Er öffnete die Kamera. Und schon kam ihm ein großer Teil dieser einhundertzwanzig Meter Film, fein gefaltet zu winzigen Schleifen, entgegen, dehnte sich, sprang auf, wurde immer mehr, war nicht zurückzuhalten quoll heraus aus dem Kasten und bildete auf dem Asphalt einen ansehnlichen Hügel. »Was ist los?« Herr VonKeviczky war aufmerksam geworden. »Eine Panne. Kommt selten vor, Gott sei Dank. Der Sicherheitsschalter hat nicht funktioniert.« Eine Sabotage der UNO, ohne Zweifel... Charley war einfach weggelaufen, vor zur Brüstung. Ich fürchtete schon, er stürzt sich hinunter in den unendlichen Verkehr auf der ›United Nations Plaza‹. Aber er maß nur das Licht und rümpfte die Nase. Die Sonne war verschwunden, es ging auf die Dämmerung zu.

»Bitte, was machen wir jetzt?« Herr VonKeviczky war in Sorge.

»Herr Schmid legt eine neue Rolle ein, und dann fangen wir wieder von vorne an. Sofern das Licht noch reicht.« Aber es reichte nicht mehr. Und leider haben wir dann auch versäumt, Herrn VonKeviczky nochmals, bei laufendem Tonband, zu befragen, wann und wo denn U Thant seine so bemerkenswerte Erklärung abgegeben habe.

»Einige hunderttausend Sichtungen werden's schon sein!« *Die* Karteikästen füllten sämtliche Räume, wuchsen die Wände hoch bis zur Decke.

Gordon I. R. Lore, jr. führte uns durch den zweiten Stock des Hauses Nummer 1536 Connecticut Avenue in Washington D. C. Er war Vizepräsident der NICAP, des ›National- Investigations-Committee-On-Aerial-Phenomena‹. Das Komitee hatte hier seine Geschäftsräume und registrierte ›Luft-Phänomene‹, dazu gehörten auch UFOs. Außer der NICAP in Washington D. C. und dem ICUFON des Herr VonKeviczky in New York registrieren noch, so heißt es, die NASA, die AIR FORCE, die MARINE, die ATIC, das SDC in Colorado Springs und einige Dutzend privater Forschungs- und Studiengesellschaften, wie zum Beispiel die DUIST in Wiesbaden-Schierstein.

Ein bißchen viel Aufwand, wenn, wie es gerade wieder von Professor Condon behauptet wird, UFOs gar nicht existieren sollen. Mr. Lore gibt zu:

»Viele der sogenannten ›Sichtungen‹ sind hysterischen Ursprungs, wenn ich so sagen darf, sind eingebildet, sind Irrtümer, Verwechslungen, sind erklärbar, identifizierbar. Aber es gibt genügend Fälle, die nicht nur die staatlichen Stellen, sondern uns alle beunruhigen müssen. Hier, greifen Sie hinein in die Karteikästen, wo Sie wollen! Oft beschreiben viele hundert Augenzeugen unabhängig voneinander ein und dasselbe Objekt an den unterschiedlichsten Orten unseres Kontinents. An Hand der Uhrzeiten können wir dann eine Flugbahn quer über die Staaten auf einer Karte einzeichnen.«

»Und das sind dann keine Satelliten?«

»Kein Satellit macht Kurven und Sprünge oder bleibt minutenlang stehen. Nein, unsere Aufgabe ist es ja gerade, die Spreu vom Weizen, die identifizierbaren Objekte von den unidentifizierbaren zu trennen, Irrtümer aufzuklären, Meldungen nachzugehen, Zeugenaussagen einzuholen, Sichtungen unbekannter Phänomene mit den Katalogen von Satellitenmüll, Wetterballons und ähnlichen irdischen Objekten zu vergleichen, Berichte über Meteoriteneinfälle einzuholen, über ungewöhnliche Gewitterentladungen und so weiter. Ein Computer könnte unsere Arbeit sehr erleichtern. Mit den Daten realer, irdischer Objekte gefüttert, wäre der in kürzester Zeit in der Lage, die tatsächlich unidentifizierbaren Flugobjekte auszusortieren.«

»Die NASA dürfte ja wohl Computer haben, die Air Force ebenfalls. Sie tun alle das gleiche, wie man so hört. Ist das sinnvoll?«

»Ich weiß nicht, inwieweit NASA und Air Force heute noch registrieren. Offiziell wurde jedes Interesse dementiert. Ich habe da meine eigene Meinung.«

»Sie arbeiten also nicht mit anderen Instituten zusammen?«

»Im Augenblick, nein.«

»Sie tauschen auch nicht Berichte und Erfahrungen, Meldungen oder Sichtungen untereinander aus?«

»Wenn wir um Mitarbeit gebeten werden, sind wir gerne bereit, unsere Archive zu öffnen und alles auf den Tisch zu legen.«

Es war kein Verhör, das ich mit Mr. Lore anstellte, ich wollte nur wissen, ob die Bemühungen um die Erforschung dieser Phänomene nicht schneller zum Erfolg führen würden, wenn man sie sinnvoll koordinierte.

»Sehen Sie, die Koordinierung ist so schwer, weil die Interessen so verschiedenartig sind. Wir wollen wissen, was

die UFOs wirklich sind, andere wollen beweisen, daß es keine UFOs gibt, andere wieder wollen ihre vorgefaßten Thesen untermauern, weil sie zu wissen glauben, was sich hinter dieser Erscheinung verbirgt. Das Ganze ist ausgesprochen spekulativ.«

Ich hatte noch eine letzte Frage an ihn:

»Ist Ihr Institut oder Ihr Komitee, wie Sie es nennen, nun staatlich oder halbstaatlich oder privat, und wer finanziert es?«
Pause. Mr. Lore dachte nach.

»Ich würde sagen, wir sind ›öffentlich‹, zumindest sind wir unabhängig. Und was die Finanzierung betrifft, da fragen Sie besser unseren Präsidenten, Major Keyhoe.« Donald E. Keyhoe hatte in seinem ersten Buch über die UFOs die Recherchen des Pentagons beschrieben. Das hatte damals viel Ärger gegeben.

Aber das Buch wurde ein weltweiter Erfolg. Und zahlreiche Bücher und Veröffentlichungen folgten. Der Major saß gerade wieder über einer neuen Arbeit, aber das war nicht der einzige Grund, warum er hier in Washington bei der NICAP nur noch selten anzutreffen war; er kam nur ein-, zweimal im Monat. Die UFO-Front war abgekühlt. Es waren keine Sensationen mehr zu vermelden, auch keine zu erwarten. Von UFOs nichts Neues.

Wir fuhren zu ihm nach Luray im Staate Virginia. Zwei Stunden Fahrt auf der Straße 211 durch den Shenandoah-Nationalpark. Major Keyhoe erwartete uns in seinem ›Studio‹, einem Holzhaus mit winzigem Arbeitsraum, dicht neben der Straße. Ein hagerer Mann Ende der Fünfzig, vielleicht auch älter. Es schien, als habe er ein wenig resigniert.

»Damals im Pentagon, als täglich neue und sensationelle Meldungen einliefen, da dachten wir alle, das ist nur noch eine Frage von Tagen oder Wochen, höchstens von einigen Monaten, und das Rätsel um die UFOs ist gelöst.

Das war vor etwa fünfzehn Jahren.

Wie ein Vorgeplänkel wirkte das alles, und wir erwarteten den großen Schlag.

Jede Theorie wurde seither durchdiskutiert und wieder verworfen. Das Interesse der Öffentlichkeit wurde angeheizt und erlahmte wieder, das ging immer hin und her, auf und ab. Aus einem strategischen, wissenschaftlichen Problem wurde nun ein politisches. In vielen Zeitungsarchiven liegen unsere Berichte dicht neben denen vom Ungeheuer von Loch Ness. Und dann tauchen sie wieder auf in der Sommerflaute, in der Sauregurkenzeit. Na ja, daran gewöhnt man sich.«

Gewöhnt man sich wirklich daran? Wie lange kann ein Mensch ohne Erfolgserlebnisse leben? Wie lange hält das ein Mann durch, der eine Weltsensation vor Augen hatte – und immer noch darauf wartet, sie einer breiten Öffentlichkeit hieb- und stichfest beweisen zu können?

Wie lange kämpft man gegen die Windmühlenflügel der Ignoranz?

»Woran schreiben Sie jetzt gerade, Major?« Keyhoe spielte mit einem Flugzeugmodell, einem kleinen, mörderischen Kampfflugzeug aus Bronze mit einem Sockel aus Alabaster, einem Briefbeschwerer.

»Ich versuche, den Colorado-Report zu widerlegen. Das ist wichtig. Ich halte auch dieses Ergebnis für eine politische Entscheidung. Dagegen muß man etwas unternehmen.« Dann bauten wir Lampen und unsere Kamera auf und befragten Major Keyhoe offiziell:

»Was ist in den letzten Jahren, seit dem Erscheinen Ihrer Bücher, alles passiert?«

»In der Zwischenzeit erhielten wir einige tausend Berichte, speziell von Air-Force- und Verkehrspiloten, von Wissenschaftlern und Luftraumüberwachern, die diese Objekte

exakt beschreiben. Es ist doch unmöglich, daß diese Leute sich alle geirrt haben sollen.« Nun kam ich zum Thema Roczinskis:

»Major, hat man Ihnen auch Landungen gemeldet? Ich meine bemannte Landungen. Ist Ihnen das Auftauchen einer... sagen wir mal: extraterrestrischen Delegation gemeldet worden, in Kanada, in den USA?«

»O ja, vor einiger Zeit. Solche Meldungen erscheinen in der Presse, landen auf meinem Schreibtisch. Aber bisher konnte unser Komitee keinen einzigen dieser Fälle bestätigen. Bis wir die Meldung erhalten, ist es meistens zu spät, um sie zu überprüfen.«

Ja, ja, die mangelnde Koordination mit den staatlichen Stellen. Wir legten dem Major nun die Fotos auf den Tisch. Die Fotos der fahlen Wesen, aufgenommen von der Lehrerin Verena Cumber am 9. September letzten Jahres.

»Major, was halten Sie von diesen Bildern? Könnten diese Leute hier zur Besatzung eines außerirdischen Raumschiffs gehören?«

Eine nachdenkliche Pause entstand. Major Donald E. Keyhoe schüttelte skeptisch den Kopf.

»Über neunzig Prozent aller Bilder, die man uns vorlegt, sind Unsinn oder Fälschungen oder zeigen bekannte Objekte wie Wetterballons, Zugvögel, Nordlichter. Trotzdem bleiben uns noch genügend fotografische Beweise.

Aber um über diese Fotos hier etwas auszusagen, brauche ich erst einmal genaueste Unterlagen, beglaubigte Zeugenaussagen. So ohne weiteres würde ich diese Bilder hier nicht als echt akzeptieren.«

Als wir Kamera und Lampen abgebaut hatten, sagte er mir auch, warum:

»Sehen Sie einmal genau hin: Diese Wesen sehen letzten Endes aus wie wir. Der Unterschied scheint nicht sehr groß zu

sein. Sie gehen auf zwei Beinen, sie haben zwei Arme, haben Kopf, Augen, Mund, Nase...

Ein wenig fremd sehen sie aus, zugegeben. Aber überlegen Sie mal: Extraterresten kommen irgendwoher aus dem Kosmos. Aus einem fernen Planetensystem, mit völlig anderen Umweltbedingungen, einer völlig anderen Entwicklung und einem Entwicklungsstand, der dem unseren vielleicht um Tausende von Jahren voraus ist.

Und dann dieses ›Ergebnis‹, das doch höchst irdisch aussieht? Nein, tut mir leid, das halte ich für unwahrscheinlich.« Nach unserer Rückkehr aus Luray saßen wir in der Halle des Hotels, an demselben kleinen Tisch, auf dem Julie damals ihre UFO-Bücher aufgebaut hatte, und dachten nach. Was nun? Wie sollte es weitergehen?

Henry hatte, mehr so in Gedanken, die großen Bilder aus dem Kuvert genommen, die Vergrößerungen, die wir auch Major Keyhoe vorgelegt hatten: die *Delegation*, die fahlen Wesen. Da beugte sich fremder junger Mann über Henrys Schulter, nahm die Pfeife aus dem Mund und fragte lachend in die Runde: »Cosmos people?« Leute aus dem Kosmos? Mit dem Mundstück seiner Pfeife zeigte er auf die ›tausendjährigen Augen‹.

Ja, sagte ich, es sei zumindest möglich, wir wüßten es nicht genau.

»Sie sind vom Fernsehen aus Europa, nicht wahr?« Er grinste und zog wieder an seiner kalten Pfeife. »Ich habe gesehen, wie Sie Ihre Kamera eingeladen haben, gestern früh. Was filmen Sie denn Schönes?«

War er ein Spitzel der amerikanischen Film-Gewerkschaft, der Union? Sollte er uns kontrollieren und Schwierigkeiten machen?

»Das sind mehr so private Recherchen, wir filmen studienhalber – warum fragen Sie?«

»Nur so. Cosmos people... interessant.« Henry hatte die Bilder in das Kuvert geschoben. Der Fremde deutete wieder mit seiner Pfeife darauf. »Darf ich das noch mal sehen?«

Henry sah mich fragend an. Für einen Amerikaner war das ja nun nicht die feine, diskrete Art. »Sie sind Journalist, ja?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Aber auch in meinem Beruf lebt man von der Neugierde. Ich bin Biologe. Wir haben hier einen Kongreß. Darf ich noch mal sehen?« Er betrachtete sich die Fotos nun eingehend, fragte nach ihrem Ursprung und was wir damit vorhätten, dann sah er auf seine Uhr, bedankte sich und verschwand in einer Gruppe jüngerer Pfeifenraucher, die ihn an der Drehtür erwarteten. Als wir am Abend die Aluminiumkoffer mit den Kameras aus dem Taxi hievten, stand er vor dem Hotel. Sein dünner Plastik-Regenmantel flatterte, es war kalt geworden, wir drängten, so schnell es ging, in die Halle; er kam mit. »Was haben Sie für Kameras? Eclair oder Arriflex?«

»Beides. Die Tonkamera ist eine Arriflex BL. die stumme Kamera, also für Szenen, wo wir den Ton nicht brauchen, das ist eine Eclair.«

»Schon klar. Ich filme nämlich selbst. Ich habe eine Beaulieu, ganz neu, 16 mm, aber ich nehme nicht Menschen auf, wie Sie, ich filme Planarien, das heißt, zur Zeit.«

»Planarien? Pflanzen?«

»Nein, nein!« er lachte. »Planarien sind Plattwürmer, *Dugesia dorotocephala*. Fabelhafte Tiere. Wenn man einen Wurm kleinschneidet, in dreißig oder vierzig Stücke, dann werden wieder dreißig, vierzig neue Planarien daraus, komplett mit Kopf und Schwanz, geht ganz schnell.«

»Das ist wirklich fabelhaft. Und Sie schneiden diese armen Tiere also klein?«

»Ja, manchmal auch das, gehört eben zu meinem Job, aber meistens dressiere ich sie, auf Lichtreize, auf Elektroschocks,

und wenn sie alles gelernt haben, werden sie verfüttert, an ihre undressierten Artgenossen. Die werden dadurch intelligenter.«

»Kannibalismus!«

Er überhörte meinen dürftigen Scherz und versuchte, seine Pfeife anzuzünden.

»Ich könnte natürlich auch die RNS, die Ribonukleinsäure, isolieren und den undressierten Tieren injizieren – aber so geht es leichter. Sie verstehen was von Biologie?«

»Sie verstehen vermutlich mehr von der Filmerei als ich von Ihrem Fach.«

Er nahm dieses Kompliment ganz selbstverständlich hin: »Ja, heute morgen habe ich meinen Film vorgeführt. War ein großer Erfolg. Wir sehen uns noch.«

Er rannte wieder in den Regen und stieg zu seinen Kollegen in ein wartendes Taxi.

Am nächsten Morgen stand er ganz hinten in der Schlange vor dem um diese Zeit noch leeren Frühstückssaal. Der faßte über dreihundert Menschen. Aber was so ein, gutdressierter, angepaßter Amerikaner ist, der geht nicht einfach hinein und setzt sich irgendwo hin, der bleibt draußen und wartet brav, – bis er an der Reihe ist und der ›waiter‹ ihm einen Tisch zuweist.

Wir saßen schon und hatten noch Platz an unserem Tisch. Ich winkte unseren Biologen heran, und dann tauschten wir der Form halber unsere Visitenkarten aus.

Er hieß Edgar E. Foster und arbeitete in einem Institut in Syracuse N. Y.

Und jetzt nutzte ich die Gelegenheit: Was denn ein Biologe so darüber denke, über ›cosmos people‹, hochentwickelte Wesen von einem anderen Planeten. Sehen die uns ähnlich? »Kaum...!« Er schüttelte den Kopf, holte seine Pfeife wieder aus der Rocktasche und kaute darauf herum. »Nein, glaub' ich nicht...!«

Er sagte auch noch, er habe darüber eigentlich nie so richtig nachgedacht, aber er werde das bei Gelegenheit tun. Nur, im Augenblick ließen ihm seine intelligenten Planarien kaum noch Zeit für andere Ideen, aber irgendwann... Und dann kam der Brief, ich war schon einige Wochen wieder in Deutschland, ein dicker Brief aus Syracuse N. Y. viele Seiten lang, auf englisch natürlich und mit viel Fachterminologie.

Auszüge aus dem Brief von Edgar E. Foster: »Ich muß vorausschicken, ich bin Biologe – nicht Theologe. Wenn ich von ›Schöpfungsplan‹ spreche, dann meine ich das im materiellen, nicht im spirituellen Sinn. Die Ansicht, daß hier ein Plan ›gedacht‹, das heißt ausgeklügelt wurde, daß Gesetze entstanden, nach denen dieser Plan realisiert wird, gibt diesem Problem einen meines Erachtens unzulässigen ›menschlichen‹ Aspekt.

Und doch haben wir es bei der Entstehung des Lebens offenbar mit Gesetzmäßigkeiten zu tun, die ›planmäßig‹ wirken. Das Leben folgt einem bestimmten Bauplan, auch wenn alles noch so zufällig erscheint.«

Foster beschreibt dann ziemlich ausführlich, wann, wie lange und mit wem er über das Problem einer ›extraterrestrischen Evolution‹ diskutiert hat. Er stellt seine Gesprächspartner einzeln vor und verspricht, sich möglichst einfach und verständlich auszudrücken; er wisse, daß der Brief an einen Laien gerichtet sei.

Vielleicht wäre es sinnvoll gewesen, diesen Brief von einem Biologen übersetzen zu lassen, aber ich denke mir, da er ja für Laien geschrieben wurde, wird das, was Foster sich zu diesem Thema einfallen ließ, auch so verständlich werden: »Leben ist kein Wunder. Leben entsteht, das konnte in Laborversuchen der letzten zwanzig Jahre nachgewiesen werden, zwangsläufig. Voraussetzung dazu sind die Baustoffe: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor und Schwefel. Diese Baustoffe waren auf der ›Ur-Erde‹ reichlich vorhanden, und zwar in Form von Ammoniak (Stickstoff und

Wasserstoff), Methan (Kohlenstoff und Wasserstoff), Schwefelwasserstoff (Wasserstoff und Schwefel – Sie sehen, es ist alles ganz einfach zu begreifen!) und Wasser (H₂O, Sie erinnern sich: Wasserstoff und Sauerstoff!) in Form von Wasserdampf.

Weiterhin braucht man noch Energie (die kam in Form von ultraviolettem Licht vom Zentralgestirn Sonne; heute wird diese Strahlung weitgehend durch den Sauerstoff unserer Atmosphäre absorbiert, Gott sei Dank. – Und außerdem war die Erde noch sehr heiß, und es gab gewittrige Entladungen, also Blitze.) Ja, und dann braucht man noch Zeit, viel Zeit. Aber die war damals noch im Überfluß vorhanden... Ein lebender Organismus besteht aus Zellen, die werden aus Proteinen und Nukleinsäuren gebildet. Das sind komplizierte Moleküle, die wiederum aus bestimmten Bausteinen, nämlich aus Aminosäuren, aus Zuckermolekülen (Ribose und Desoxyribose), aus Phosphaten und aus Purin bzw. Pyrimidin aufgebaut werden.

Diese wenigen Steine in unserem Baukasten genügen, um organisches Leben aufzubauen. Das ist freilich im Labor noch nicht gelungen – wohl aber ist es gelungen; diese Bausteine künstlich herzustellen, und zwar unter den Bedingungen, von denen wir annehmen, daß sie auf dieser Erde vor zirka vier Milliarden Jahren geherrscht haben müssen. Das Interessante daran ist: Trotz der unzähligen Möglichkeiten, aus den Grundstoffen größere und kompliziertere Moleküle aufzubauen, bilden sich auch im Laborversuch immer nur diejenigen ›Bausteine‹, die zum Aufbau des Lebens notwendig sind. Und wir wissen bis heute noch nicht, warum das so ist, wie sich diese kleine Auswahl steuert. Als Beispiel: Aufgrund ihrer Struktur sind unzählige verschiedene Aminosäuren denkbar, aber im Vergleich entstehen immer nur jene neunzehn, die auch zum Aufbau der Proteine nötig sind...«

Der nächste Absatz befaßt sich ausführlich mit den Nukleinsäuren, der DNS, der RNS.

In der Doppelspirale der Desoxyribonukleinsäure ist das Geheimnis des Lebens, jeder Art, jeder Form, jeder organischen Funktion als Bauplan sinnvoll verschlüsselt. Und dieser Code ist vermutlich nicht nur hier auf unserer Erde, sondern überall im Universum der gleiche – das sei natürlich nur eine Hypothese und erst zu beweisen. Wenn es gelingt, von anderen Planeten Proben organischer Substanzen herunterzuholen, wird man weitersehen. Vielleicht bekommt man sie auch durch Meteore frei Haus geliefert.

Und Foster fährt fort:

»Materie scheint gleichmäßig über den Kosmos verteilt zu sein. Die Grundstoffe, die chemischen Elemente sind überall die gleichen. Wenigstens so in etwa.

Jetzt scheint es wichtig, erdähnliche Bedingungen vorzufinden, nicht zu nah, nicht zu weit entfernt von einer Sonne, denn das, was wir ›Leben‹ nennen, scheint auf einen sehr engen Temperaturbereich beschränkt zu sein. Eine geeignete Umwelt also, so nehmen wir Biologen an, und schon entwickelt sich Leben...«

Das hatten bereits die Wissenschaftler beim Projekt OZMA durchgerechnet, in Green Bank, und auch Professor Oberth hatte sich vor Roczinskis Kamera ähnlich geäußert. Und da ich vorhabe, von Green Bank, wo wir ja auch gewesen sind, noch eingehend zu berichten, kann ich diesen Teil des Briefes, der sich mit der Vielzahl von möglichen belebten Welten befaßt, überspringen.

»Die Umweltbedingungen bestimmen das Gesicht des Lebens, sagte Roman Carries, mein alter Lehrer. Denn alle Formen sind möglich, die Evolution probiert gewissermaßen alle Möglichkeiten durch, und was paßt, bleibt übrig. Das Prinzip der natürlichen Auslese. Wir sind übriggeblieben –

zum Beispiel. So wie wir ausgebildet sind, wie wir aussehen, war das für die hiesigen Bedingungen die beste Lösung, um zu überleben.

Andere Welten haben andere Bedingungen: Die größere oder kleinere Schwerkraft, je nach der Größe des Planeten, Temperatur- und Luftdruckunterschiede, eine andere Zusammensetzung der Atmosphäre – all das bedingt andere Lebensformen, andere Lebensweisen.

Deshalb werden die Lebewesen, die sich im Laufe der Jahrtausende auf den Planeten anderer Sonnensysteme gebildet haben, auch große Unterschiede aufweisen. Aber unter den Millionen belebter Welten dürfte es auch welche geben, die genau die gleichen Bedingungen aufweisen wie unsere Erde. Und nun ist es nur noch eine Frage der Zeit, der Synchronität der Entwicklung, ob heute, ob schon vor hunderttausend Jahren oder ob erst in einer Million Jahre dort intelligente Wesen leben, gelebt haben, leben werden, die uns auch äußerlich gleichen.

Dies ist, so möchte ich sagen, in gewisser Weise denkbar und möglich, wenn nicht sogar wahrscheinlich.

Aber ich halte es für unmöglich, daß Sie ein Foto von diesen Wesen besitzen.

Und das war ja wohl ursprünglich Ihre Frage, wenn ich mich recht erinnere: Ob ich das für möglich halte. Zwar sind wir nicht allein im Kosmos, aber wir sind unerreichbar, einsam – und einsam werden wir bleiben...«

An dieser Stelle ist eine Episode nachzutragen, eine Begegnung, die in New York stattgefunden hat: Wir wohnten im McAlpine-Hotel am Broadway, Ecke 34. Straße. Das hatte unserem Spesensatz angemessene zivile Preise und gab außerdem noch Gruppenrabatt.

Der Keller des Hauses war ein buntgekacheltes Gewölbe und nannte sich ›Tyrol‹. Abends spielten dort bayerische Schramme in Miesbacher Tracht, die kamen aus Kentucky, morgens servierte holländische Mädchen das Frühstück. Eines der Mädchen war aus Bangkok und bezauberte alle mit ihrem thailändischen Charme. Besonders Edward McCraight wandte keinen Blick von ihr, wenn sie in unserer Nähe auftauchte. Er war vor etlichen Jahren in Bangkok gewesen. Jetzt war er Redakteur bei *Newsweek* und wissenschaftlicher Mitarbeiter beim NBC Fernsehen. Science-fiction-Leser kennen ihn unter seinem Pseudonym *John Allister*.

Ich hatte ihn angerufen; wir hatten uns zum Frühstück verabredet, morgens um halb acht. Und trotz der frühen Stunde und der Ablenkung durch die zierliche Thailänderin wurde es ein interessantes Gespräch.

McCraight entwickelte zwischen Grapefruitsaft und Kaffee ein Dutzend verrückter Ideen und Theorien – und zwei davon möchte ich zur Diskussion stellen:

Warum sehen die ›cosmos people‹ auf den Fotos der Lehrerin Verena Cumber uns Erdbewohnern relativ ähnlich? Maskerade, meinte McCraight, Verkleidung, Mimikry. Die landen doch nicht auf einem fremden Planeten, ohne ihn ausgekundschaftet zu haben. Die wissen doch, was sie hier

erwartet. Vor allem wissen sie, wie die intelligente Rasse, mit der sie zusammentreffen werden, äußerlich beschaffen ist. Und sie passen sich an.

»Nicht, daß ich glaube, es wären in Wahrheit kleine, grüne Männlein. Aber die Vermutung liegt doch nahe, anzunehmen, daß sie sich in unseren Augen sehr fremd, sehr abstrus ausnehmen würden.

Alles aber, was uns unbekannt ist, erschreckt uns zutiefst, besonders fremde Überlegenheit. Da werden archetypische Ängste freigesetzt.

Das Vernünftigste, was diese Wesen tun können, wenn sie Kontakt mit uns erwarten, ist Anpassung. Sie schlüpfen in die Maske von Erdbewohnern. So völlig geglückt scheint ihnen das nicht zu sein, aber der Erfolg gab ihnen doch recht.« Das war die eine Idee. Die andere war ein wenig absurd: Die seltsamen, fahlen Wesen in den Raumschiffen kommen nicht von irgendwoher, sie haben ihren Ursprung hier auf unserer Erde. McCraight lachte, so ganz ernst schien er seine Theorie auch nicht zu nehmen, aber als Gedankenspiel war sie sehr originell:

»Die Zeit verändert sich bei hohen Geschwindigkeiten, sie dehnt sich, denn Zeit ist eine wegabhängige Größe. Das besagt Einsteins Relativitätstheorie, und der Beweis scheint erbracht. Mesonen, die uns als Weltraumstrahlung erreichen, sind sehr kurzlebige Teilchen. Ihr Alter mißt man in Sekundenbruchteilen. Aber durch ihre extrem hohe Geschwindigkeit überleben sie sich sozusagen selbst, und nur so ist es zu erklären, daß sie den verhältnismäßig langen Flug bis zur Erdoberfläche tatsächlich überleben. Durch ihren raschen Flug durch den Raum und durch unsere Atmosphäre altern sie langsamer. Das ist ein experimenteller Beweis für die Zeitdilatation, die Zeitdehnung im Bereich der Lichtgeschwindigkeit. Zwar sind gegenwärtig noch keine

Möglichkeiten in Sicht, die es uns erlaubten, mit annähernder Lichtgeschwindigkeit durch den Raum zu reisen, aber der Fall ist immerhin denkbar, auch berechenbar.

Und wie wir wissen, verändert sich dabei die Zeit. Zumindest für Raumschiff und Besatzung.

Da gibt es eine hübsche Zeichnung, die das veranschaulicht. Man muß ein Raum-Zeit-Diagramm in eine weitere Dimension übertragen, und das ergibt eine perspektivische Darstellung.« Und McCraight malte mit Kugelschreiber auf seine Serviette einen Kegel mit der Spitze nach oben und einen weiteren mit der Spitze nach unten. Die Spitzen berührten sich. Das Ganze sah aus wie eine Sanduhr.

»Und hier« – er deutete auf die sich berührenden Spitzen –, »das ist das genau definierte ›jetzt und hier‹. Alle Kanten und Linien des Diagramms stellen gewissermaßen Grenzlinien dar. Grenzen der Zeit. Denn die Zeit ist ja relativ, und es leuchtet ein, wenn wir feststellen, daß ein Ereignis, das uns als vergangen erscheint, einem anderen Beobachter, der sich mit anderer Geschwindigkeit durch den Raum bewegt, als zukünftig erscheinen kann und umgekehrt. Alles, was nun im oberen Kegel liegt, das liegt in unserer absoluten Zukunft – alles im unteren Kegel ist unsere absolute Vergangenheit. Aber alles drumherum, der freie Raum, rings um den Doppelkegel, das müssen wir als ›relative Vergangenheit und Zukunft‹ bezeichnen, dort vermischen sich gewissermaßen die Zeiten vor und nach dem ›hier und jetzt‹. Denken wir uns ein Raumschiff, das morgen startet und übermorgen mit Lichtgeschwindigkeit die Erde wieder passiert – und wir sehen dieses Raumschiff bereits heute. Ist so etwas vorstellbar?«

Nein, das war für mich nicht vorstellbar. »Schade«, meinte McCraight, »aber das Beispiel ist auch zu simpel gewählt. Nehmen wir tausend Jahre, das ist, kosmisch gesehen, nicht viel. Nehmen wir eine Reise durch den Kosmos mit

Lichtgeschwindigkeit. Eine Reise, die lange dauert und uns in weite Räume führt, vielleicht einmal rund um unsere Galaxis. Auch das ist im Augenblick nahezu unvorstellbar – aber denkbar. In tausend Jahren also ist der Start. Und wenn das Raumschiff schließlich die Bahn der Erde wieder kreuzt – sehen *wir* es vorbeirasen, hier und heute – so schnell wie einen Lichtstrahl. Die Reise des Raumschiffes könnte demnach auch in die Vergangenheit führen – in seine eigene Vergangenheit.«
War das noch wissenschaftlich?

Nein, sagte McCraight, das sei bereits absurd. Die Logik steht kopf, aber gerade das sei der Reiz dieser Idee: Die UFOs stammen von dieser Erde. Sie werden erst in einigen hundert Jahren erfunden – und starten – auch in die Vergangenheit. Unsere Ur-Ur-Enkel besuchen uns. Sie scheuen vor Kontakt mit uns zurück. Der Eingriff in die eigene Vergangenheit scheint ihnen riskant zu sein – oder unmöglich. Eine Erklärung, warum sie uns ähnlich sind, diese fremden, fahlen Wesen, wäre damit auch gegeben – das Bild des Menschen der Zukunft.

Ob McCraight selber an diese etwas kühne Theorie glaube, wollte ich wissen. Glauben? Muß man an seine Ideen glauben? Eine Hypothese, ein Spiel der Gedanken, das ist doch genug, oder nicht?

Die UFOs als Zeitmaschinen – Vergangenheit und Zukunft existieren nebeneinanderher.

McCraight sah auf seine Uhr, erhaschte noch ein letztes Lächeln der Thailänderin und ließ mich allein mit seiner absurden, bestechenden Idee:

Eine Delegation reist in ihre eigene, barbarische Vergangenheit, in die Zeit, kurz vor dem Aufbruch in das dritte Jahrtausend.

»Zeigen Sie uns Washington!«

Der Fahrer des Mietwagens nickte und fuhr los. Er war schwarz, ein Student aus Jamaica. Wenn er Zeit und Lust hatte, klappte er das entsprechende Schild hoch, dann war sein Wagen für den öffentlichen Personenverkehr zugelassen. Damit finanzierte er sein Studium.

Er wählte die übliche ›sight-seeing-tour‹: die Memorials und Monumente der Präsidenten Jefferson, Lincoln, Washington, das Weiße Haus, das Pentagon, die faschistisch anmutenden Säulenhallen der öffentlichen und staatlichen Gebäude an der Constitution Avenue, das Capitol.

Schön, und wie wohnen die Menschen? Wir machten einen Abstecher in die Wohnbezirke dieser Beamtenstadt. Alles sah sauber, ordentlich, steril aus. Das waren die Viertel der Weißen, die kannten wir schon.

Aber mehr als die Hälfte der Einwohner Washingtons sind Farbige. Wo wohnen sie?

Unser Fahrer blickte sich um, musterte uns, schüttelte den Kopf, fuhr an den Straßenrand und hielt an. »Sie kommen aus Europa, nicht wahr? Ich meine, weil Sie mich das fragen. Sie wissen es nicht...?« Er wußte nicht weiter.

Wie sollte er, der junge, progressive Student aus Jamaica, uns, den naiven, törichten Touristen aus der Alten Welt, klarmachen, was er selbst nicht verstand: Die Farbigenviertel waren für Weiße tabu. Verbotenes Gelände. Sich dort hineinzuwagen, so behaupteten unsere amerikanischen Kollegen, sei für uns lebensgefährlich.

Ist es das wirklich? Roczinski hatte es überlebt! Hatte es sonst noch einer ausprobiert? Und was war mit ihm geschehen? – Soviel ich erfahren konnte, war nichts geschehen. Nichts! Bisher.

Denn die nächtlichen Raubüberfälle wurden im Viertel der Weißen verübt.

Die notwendige und fällige Kollektivscham der Weißen ihren ›schwarzen Brüdern‹ gegenüber war mit Gerüchten und Angst, mit Verleumdung und Rufmord erfolgreich verdrängt worden. Ein echtes Tabu. Betritt es nicht, das fremde Territorium, oder du wirst sterben. Tod jedem, der ein Tabu bricht! Selbst der farbige Student aus Jamaica glaubte daran. Wir diskutierten mit ihm. Er lächelte verlegen, dann fuhr er weiter. Östlich der Union-Station begann die Numerierung der Straßen wieder bei 1. Mit einem Schlag wechselte die Szene. Die schwarzen Passanten betrachteten uns verwundert, wenn wir bei Rotlicht halten mußten. Ein farbiger Polizist stieg vom Motorrad, kam herüber zu uns, spähte in den Fond, starrte uns an, glaubte es nicht. Er war nur verwundert, wohlgermerkt, nicht feindselig. Es wurde ›Grün‹. Unser Fahrer fuhr schnell, zu schnell. Immer nur durch die Hauptstraßen. Er wollte es hinter sich bringen.

Ich verdarb ihm das Konzept: Bitte 156 F-Street. Die Adresse hatte ich von der Anwaltskanzlei *Bird & Stounton*. Bird war auf den Bahamas gewesen, Stounton in New York. Aber eine der Sekretärinnen, jene grazile, schwarze Gazelle, die ich schon aus Roczinskis Film kannte, hatte gewußt, wo die Mailers wohnten. Wir hatten eine ganze Stunde mit ihr geplaudert, dann erst hatte sie das Geheimnis preisgegeben: 156 F-Street. Ich hatte ein Kreuz in den Stadtplan gemacht. Wir waren ganz in der Nähe. F-Street, Hausnummer 156, rechte Treppe. Hier war Roczinski gescheitert, hier hatte man ihn verjagt.

Für ein Trinkgeld wurde der Hausmeister gesprächig. Ein freundlicher, alter ›Uncle Tom‹. Ja, die Mailers wohnten noch hier, da oben im zweiten Stock, da hatten sie ein Zimmer. Aber die unheimliche Geschichte der Entführung interessiert hier keinen mehr. Der Hausmeister sah auf die Uhr. »In einer Stunde kommt Mailer von der Arbeit. Aber bevor Sie hinaufgehen zu ihm, bitten Sie zuerst den Hausbesitzer um Erlaubnis, für alle Fälle.«

Zwei Straßen weiter hatte der sein Office, gewissermaßen eine Inkasso-Stelle für die Mieten, die dort regelmäßig abzuliefern waren. Denn er besaß viele Häuser hier im Farbigenviertel in Washington.

Im Hof standen zwei schwere Wagen, die sahen aus wie gepanzert. Die Türe zur ›Schalterhalle‹ öffnete sich auf ein Klingelzeichen. Drei Männer, Weiße, saßen hinter schußfestem Glas. An blauen Hemden trugen sie das Abzeichen irgendeines ›Security Office‹, einer privaten Bewachungsgesellschaft. Am Gürtel hing der Colt. Eine abgesägte Schrotflinte zierte die Wand hinter dem Schreibtisch.

Für fünfzig Dollar erhielten wir die Genehmigung, das Haus Nr. 156 in der F-Street zu betreten und sogar Filmaufnahmen zu machen. Auf eigenes Risiko! Natürlich! Mailer war inzwischen nach Hause gekommen. Der Hausmeister hatte ihn schon vorgewarnt. Ein verstörter, ängstlicher Mann, vielleicht war er vierzig, vielleicht sechzig. Er arbeitete bei der Wasserversorgung der Stadt.

Seine Frau ging hinaus, als wir kamen, und ließ sich nicht mehr blicken. Im Zimmer nebenan hauste ein Ehepaar mit zwölf Kindern.

Wir waren ohne Kamera gekommen – wir wollten Roczinskis schmerzhaft Erfahrungen nicht unbedingt wiederholen. Mailer legte uns einen Stapel alter Zeitungen auf den Tisch

und blätterte sie auf: seine Geschichte in x-facher Variation. Mehr habe er nicht zu sagen! Das schien zu stimmen. Auf der Straße hatten sich einige schwarze Rocker eingefunden. Sie belagerten unser Auto und versuchten, uns zu provozieren. Der Hausmeister übernahm unseren Schutz. »Laßt die Weißen zufrieden«, rief er ihnen zu, »die kommen aus Europa, aus Deutschland. Die sind schon über fünfundzwanzig Jahre von den Yankees besetzt.« Er sagte ›occupied‹ – okkupiert! Verständnissvolle Gesten, Anteilnahme in den Gesichtern. Einer klopfte mir mitfühlend auf die Schulter. »Oh, Boy!«

Als wir abfahren, hoben sie alle die Faust – es war ein Gruß. Der Gruß der ›Black Panther‹.

In Washington hatte Roczinski einen Oberst der Air Force interviewt. Einen ›alten Bekannten‹ hatte er ihn genannt. Aber die Suche in Roczinskis Nachlaß, in seinem Tagebuch, auf seinen Notizzetteln nach dem Namen, der Adresse, der Telefonnummer dieses Offiziers blieb vergeblich. Auch auf den Filmbildern war so gut wie nichts zu erkennen. Der Oberst saß mit dem Rücken zur Kamera, auch wenn er den Kopf wendete, war sein Profil nur eine Silhouette im Gegenlicht.

Wie sollten wir einen Unbekannten finden, der sich offenbar nur unter der Bedingung fotografieren ließ, daß er später nicht identifiziert werden kann? Schade – lassen wir das also! ›*West German Channel 2*,‹

Das Schild hing in Washingtons ›M-Street, N. W.‹ am Haus Nummer 2914.

Die Außenredaktion des ZDF.

Ein niederes Häuschen – genaugenommen waren es zwei, die nebeneinander lagen.

Auf der Treppe kam mir Hanniek entgegen, Gerd Hanniek aus Bochum, Roczinskis Kameramann der ersten Tage und Wochen. Der gegenseitige Groll war offensichtlich vergessen, die Begrüßung fast herzlich. Hanniek schien über unsere Pläne gut informiert zu sein.

»Sagen Sie, Herr Hanniek, wie lange haben Sie eigentlich mit Roczinski gearbeitet? War das nur dieses eine Projekt?«

»Nein, das ging über ein Jahr. Ganz verschiedene Sachen, das fing an in Tel Aviv, Folklore-Festival, na ja, und dann ging das eben bis zu diesem 17. Oktober letzten Jahres. Da hab' ich morgens um fünf meine Koffer gepackt und bin ab.«

»Gab es oft Meinungsverschiedenheiten?«

»Nee, eigentlich nie, nur zuletzt...«

»Ich habe ein Tagebuch von Roczinski. Hier, 15. Oktober: geschrieben in Daytona Beach/Florida:

»Hanniek telefoniert hinter meinem Rücken mit unserer Redaktion in Washington und verbreitet dort Panik. Ich habe ihm gesagt: Halt die Schnauze und filme, das ist dein Job! Oder verschwinde! Wen sein Auge ärgert, der reiße es aus...< Harte Worte, was?«

»Kann ich mal sehen?« – Hanniek schaute nicht sehr glücklich drein. Er studierte die Fotokopie.

»Ein Zitat aus der Bibel. Und das Auge, sein Auge, über das er sich geärgert hat, das waren wohl Sie...?«

»Ja, war wohl ich. Und ich bin ja dann auch verschwunden. Ist schon komisch, wenn einer so plötzlich durchdreht. Ich meine, unsereins macht sich ja auch Gedanken. Ist ja nicht so, daß ich immer nur die Kamera draufhalte... und basta. Ich bin ein ruhiger Mensch, mache alles mit, aber irgendwann ist es eben aus, wenn man so gar keinen Sinn mehr drin sieht...«

»Sie haben nie das Gefühl gehabt, hinter einer großen Sache her zu sein, hinter einer Sensation?«

»Nee!«

»Ja, aber diese merkwürdigen Begegnungen, Herr Hanniek, diese unerklärlichen Aufnahmen...«

»Was heißt ›unerklärlich‹? Für alle Dinge gibt's doch irgendwann 'ne ganz normale und vernünftige Erklärung, für alles! Ja, und wenn mal für das eine oder andere nicht... Mein Gott!

Sehn Sie mal, diese Lehrerin zum Beispiel, also für mich war das eine ausgesprochen hysterische Person, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Ich verstand, was er meinte. »Und dieser Arzt, der Therapeut hier in Washington? Dieser Dr. Goldstone?«

»Was heißt Therapeut? – In meinen Augen, das muß ja nun nicht zu stimmen brauchen – aber... das war doch ‘n Scharlatan. War ja auch keiner von uns dabei, als das passierte, als die da erzählte in Hypnose. Und was heißt schon ›Hypnose‹? Jahrmarktshokuspokus. Währenddessen haben wir draußen im Wartezimmer gehockt, fast anderthalb Stunden.«
Machte Hanniek sich wirklich so seine Gedanken, oder hielt er nur seine Kamera drauf, wenn’s verlangt wird, und blieb ansonsten seinen Vorurteilen treu?

»Hm, ich weiß nicht recht, Herr Hanniek, ich glaube, da kann man verschiedener Meinung sein – über Dr. Goldstone zum Beispiel. Ich habe ihn letzte Woche aufgesucht, mit ihm gesprochen. Es war zwar nichts zu erfahren, kein Wort, er verschanzte sich hinter seiner ärztlichen Schweigepflicht, aber auf mich hat er einen ausgesprochen vernünftigen oder, sagen wir besser, ›seriösen‹ Eindruck gemacht.«

»Schweigepflicht! Damals hat er ja auch ausgepackt!«

»Ja, im Beisein der Patientin und mit deren ausdrücklicher, schriftlicher Zustimmung.«

»Na gut, meinerwegen. Sie sagen ja selbst, man kann verschiedener Meinung sein. Ich geh da mit dem gesunden Menschenverstand ran, und da bleibt nicht viel übrig von wegen ›ungewöhnliche Fälle‹ und so. Das war ‘ne fixe Idee eben, mehr war das nicht.«

»Und der Oberst, der von der Air Force, vom Pentagon?«

»Mein Gott, der Gordon, das ist doch auch so’n Spinner.«

»Halt mal, Sie kennen den näher? Den Oberst aus dem Film?«

»Gordon, klar. Mit neunzehn war der als Sergeant in Heidelberg stationiert. Zwei Jahre, 1946/47. Und in Korea hat der ‘n Ding abgekriegt, am Kopp, abgeschossen. Na, und nu sitzt er im Büro, und abends krakeelt er rum bei *Bradis*. Das ist so die einzige Diskothek in Washington, wo man auch

reindarf, wenn man über dreißig ist. Hier ist nämlich nicht viel los.« Das mochte stimmen, das mit *Bradis*... Aber die Sache mit Gordon, dem Oberst, war stark übertrieben. Er war zwar hin und wieder bei *Bradis* gewesen, aber nur vier- oder fünfmal. Einmal mit Roczinski. So kommt man in Verruf. Denn als Oberst der Air Force tut man so etwas nicht. Nicht in Washington. Nicht im Bannkreis von hundert Meilen rund um Capitol und Pentagon.

Zwei Tage später saßen wir auf einer Parkbank, Adams Drive. Charly wollte im Hintergrund den weißen Kuppelbau des Capitols haben.

Der Oberst erschien in Uniform, das fand ich mutig. Es war ein öffentlicher Platz, aber seine Tendenz, der Kamera den Rücken zuzudrehen, war nicht zu übersehen. Ich gab ihm die Fotos von Miß Cumber und erzählte ihm die Geschichte.

»I don't believe such stories...

Solche Geschichten glaub' ich nicht mehr, und auch der ATIC wird sich nicht sonderlich dafür interessieren. Sie können's ja versuchen, ob die Ihnen dort weiterhelfen. Ich glaub's nicht. Sehen Sie, Hauptmann Ed Ruppelt, der den Blaubuch-Ausschuß über die UFOs geleitet hat, der ist jahrelang jeder Meldung über bemannte Landungen nachgegangen: alles Enten, Märchen, Gerüchte...

Angefangen bei den ehrenwerten Herren Adamski und Allingham, die damals, der eine in Kalifornien, der andere in Schottland, je einem Besucher von Mars und Venus die Hand geschüttelt haben wollen.

Alles verrückte Geschichten und Tricks – nichts weiter. Keines dieser Objekte ist jemals gelandet, nirgends, soviel wir wissen.«

»Soviel Sie wissen!«

»In einem Punkt sind wir absolut sicher: Wenn die UFOs Flugmaschinen sind, dann sind sie unbemannt. Da gibt es

keinen Zweifel. Kein Organismus überlebt diese rasanten Flugmanöver, die wir registrieren konnten. Eine ferne, hochtechnisierte Superzivilisation, der es gelingt, unseren Planeten mit Raumsonden zu erreichen, verfügt auch über geeignete Automaten, um diese fliegenden Spione auszurüsten.«

Mich überzeugte das nur zum Teil.

»Es wäre doch denkbar, eines Tages, wenn sie genügend Informationen über uns haben, daß sie persönlich hier erscheinen, daß sie Kontakt aufnehmen mit uns.«

»Die werden sich hüten! Und Kontakt mit wem? Mit der UNO? Mit dem Vatikan? Mit den Bauern auf dem Feld, dort, wo sie landen? Mit dieser Lehrerin in Kanada? Ich weiß da eine hübsche Geschichte: Der Bruder eines Armeekameraden ist Anthropologe. Der saß damals in Port Moresby auf Neuguinea und wartete auf Geld für eine Expedition. Ich hatte gerade einen Job da unten, lade ihn also ein, sage: Komm, da ist ein Hubschrauber, sehn wir uns die Burschen, diese Bergpapuas, doch erst mal von oben an. Versteckt in den Regenwäldern lagen Dörfer, da war noch nie ein Weißer, noch nie ein Flugzeug... Die rannten in ihre Hütten, kletterten in die Bäume, und wir gingen nur so weit herunter, daß die uns mit ihren Pfeilen nicht mehr treffen konnten.

Aber was wäre passiert, wenn wir gelandet wären? – Wenn wir, zum Beispiel, eine Panne gehabt hätten? Plötzlich, aus heiterem Himmel, landen wir mitten auf dem Dorfplatz. Entweder verehren sie uns dann wie Götter – oder sie bringen uns um!

Glauben Sie, wir sind im Vergleich zivilisierter als die und weniger barbarisch? Wir riskieren nicht aus Spaß zwei Phantomlager samt Piloten.

Wer auf einem Planeten herumspioniert, auf dem noch Mord und Totschlag herrschen, dem ist nicht zu helfen.«

Aus Roczinskis Tagebuch:

12. Oktober

San Antonio/Texas.

Falsch, es ist bereits der 13. Morgens gegen zwei! Ich liege seit Stunden in meinem Zimmer, den ›Spion‹, diese Kristallpyramide, auf meiner Stirn, konzentriere mich auf die Unbekannten und versuche, sie herbeizuhexen. Vielleicht lächerlich – aber wenn überhaupt ein Kontakt möglich ist, dann zuerst mit ihren eigenen Mitteln. Und wenn sie uns was zu sagen haben, dann sollen sie kommen. Hanniek schläft nur noch in den Kleidern neben seiner Kamera. Immer schußbereit. Lange spielt er nicht mehr mit. Aber es kommt auf Sekunden an, wenn sie auftauchen, wenn der entscheidende Augenblick da sein wird.

13. Oktober

Immer noch San Antonio – 16 Uhr. Eben waren sie hier!

Sind gerade wieder gegangen: zwei Herren in Zivil. Vermutlich Abwehr oder CIA oder was weiß ich. Sie hatten die üblichen amtlichen Ausweise mit Lichtbild und haben unsere Ausrüstung gefilzt, die privaten Koffer durchwühlt, Tonbänder abgehört, Totos gesichtet.

Dann zwei Stunden Gespräch über meine Arbeit. Keine Reaktion auf meine Andeutungen in Sachen UFOs. Aber großes Interesse für mein Visum UdSSR von 1965. Habe ihnen erklärt, da waren Filmfestspiele in Moskau. Sie sagten, sie würden das prüfen.

Morgen acht Uhr vierzig Abflug nach Melbourne/Florida. Sind in Kap Kennedy bei der NASA angemeldet. Bin neugierig, was die zu meinen Recherchen sagen.

Eben kam ein Telex der Redaktion. Habe geantwortet: ›Brauche Ruhe, bin bereits in gedanklichem Kontakt mit Besuchern aus dem Kosmos.‹ Leider ist mein Telegramm schon raus. Eben ist mir eingefallen, daß die in der Redaktion keinen Humor haben.

15. Oktober.

Daytona Beach/Florida.

Zehn Dollar für Telefon. Keiner ist zuständig bei der NASA.

Jerry O'Connor, Filmofficer, wußte von nichts. Wright Curns, Public Affairs Officer, fühlte sich überfordert. Achtmal weiterverbunden. Soll über Washington anfragen. Vorläufig kein Permit. Vielleicht Sabotage der Redaktion? Hanniek telefoniert hinter meinem Rücken mit unserer Redaktion in Washington und verbreitet dort Panik. Ich habe ihm gesagt, halt die Schnauze und filme, das ist dein Job. Oder verschwinde! Wen sein Auge ärgert, der reiße es aus.

16. Oktober

Nachmittags wieder Melbourne.

Wir hocken hier herum in einem billigen Motel direkt am Flughafen, jeder auf seinem Zimmer. Keiner spricht mit dem anderen, was denn auch.

Aber das alles ist unwichtig! Wenn die Dinge so liegen, wie es scheint, dann wird es die Reportage meines Lebens. Irgendwann muß man eben über Leichen gehen!

17. Oktober

Hanniek ist abgereist, bei Nacht und Nebel. Kamera und das ganze Material habe ich vorher in Sicherheit gebracht. Mr.

Clayton schickt einen Ersatzmann. Er will die Reportage kaufen für seinen privaten Sender in Miami. Hängt natürlich noch vom Ergebnis ab. Bin aber optimistisch – bin ganz sicher! Werde es von Tag zu Tag mehr! Es wird etwas geschehen.

Etwas geschieht; ich werde es herbeizwingen! Ich warte und hoffe.

Roczinski wartet also und hofft.

Wann war der Umschwung geschehen, das alles verändernde Urerlebnis? Wann hatte er seine Vision gehabt, die aus dem Saulus einen Paulus machte? Wann hatte er seine Skepsis begraben?

Wir suchten immer noch eine Antwort auf diese Fragen. Im Tagebuch war nichts darüber zu finden.

Irgendwann müssen sich zu seinen zweifelnden Fragen vage Antworten, Überlegungen, Spekulationen gebildet haben. Das kann nicht von einem Tag, von einer Stunde zur anderen geschehen sein. Eine langsame Entwicklung muß stattgefunden haben. Und sie hat vielleicht nur Dinge freigelegt, die schon lange in seinem Innersten vorhanden, wenn auch tief verborgen waren: Wünsche, Hoffnungen, Sehnsüchte. Ein religiöses Urgefühl. Der Wunsch nach Geborgenheit im All und gleichzeitig die Überheblichkeit des Auserwähltseins. Demut und Größenwahn.

Etwas geschieht; ich werde es herbeizwingen! Ich warte und hoffe.

Der neue Kameramann, den ihm die private Fernsehgesellschaft in Miami vermittelt hat, trifft ein, ein Amerikaner irischer Abstammung: Mike Callaghan. Er ist Mitte Zwanzig, sehr groß, bärtig, eine Gestalt aus dem Alten Testament. Vor seiner Fernsehtätigkeit in Miami war er in New York als Underground-Filmer tätig. Zwei Monate sogar

in Andy Warhols Factory. Dort hat er tagelang in einem absolut dunklen Raum Rohfilm zusammengeklebt: Resteverwertung, um Geld zu sparen.

Der war nun kein Skeptiker, kein Zweifler, kein Ignorant wie der festangestellte Gerd Hanniek.

Es muß Roczinski sehr schnell gelungen sein, den neuen Mann zu überzeugen. Der arbeitete ohne Geld für ihn, sozusagen auf Erfolgsbasis, denn Roczinski besaß nichts mehr außer den Kreditkarten, die auf die Redaktion in Washington ausgestellt waren.

Und diese Kreditkarten wurden nicht überall akzeptiert. Außerdem waren sie bereits gesperrt.

Gerd Hanniek war inzwischen nach Deutschland zurückgekehrt und hatte beim Sender ausgepackt. Als bekannt wurde, daß Roczinski versuchte, das Material, das er doch gewissermaßen immer noch im Auftrag des *aktuellen forums* drehte, an diese Privatgesellschaft in Miami zu verkaufen, kündigte man ihm fristlos zum 31. Oktober.

Man telegrafierte ihm das. Aber Roczinski stellte sich tot. Inzwischen war bereits der 20. Oktober.

Roczinski saß in Florida und wartete auf die Dreherlaubnis für Kap Kennedy. Vergebens flog er nach Houston/Texas und nach Huntsville/Alabama, um die Prominenz der NASA, die ›Weltraumbezwinger‹ der USA, vor seine Kamera zu bringen. Die Herren hatten andere Sorgen. Und außerdem aus Washington einen Tip bekommen. Roczinski war von der Liste der seriösen Reporter gestrichen worden. Man überwachte ihn. Er hatte zuviel erzählt, zuviel gefragt, zuviel vermutet.

An diesem 20. Oktober schrieb er in sein Tagebuch:

Habe offenbar gegen eine dieser kleingedruckten Spielregeln auf der Rückseite meines Vertrages verstoßen. Kündigung lautet zum 31.10. Na, wenn schon.

Solange die hier meine Kreditkarten akzeptieren, verhungern wir nicht – und suchen weiter nach der Wahrheit.

ENTWEDER VEREHREN WIR SIE WIE GÖTTER...

Tägliche Meditation mit der Pyramide auf der Stirn. Aber ich fürchte, die sendet auch meine Hintergedanken:... ODER WIR BRINGEN SIE UM!

Ich erwarte ein Zeichen dieser ›Götter‹, wie ein Mönch, ein Büßender, ein Betender. Ein Zeichen! – Eine Botschaft!

Aber auch diese Götter schweigen!

Rolle sechs: *Der Gekreuzigte.*

Ein kleines Stück gekalkte Mauer ist für ihn ausgespart. Eine weiße Insel inmitten unendlicher Bücherwände. Darüber ein neugotisches Deckengewölbe, düstere Holzvertäfelung, Gobelins, alte Stiche.

Der Blick geht durch enge, hohe Fenster, durch bleiverglaste Scheiben über einen Hof: Sandsteinfassaden in übelster Tudor-Kopie, Arkaden, Bogengänge, eine modernistische Plastik, ein Mobile dreht sich im Wind, dahinter Erker und Türmchen:

DAS COLLEGE

Die Kameraführung des Mike Callaghean unterscheidet sich deutlich von der des Herrn Hanniek. Callaghean bleibt nie »bei der Sache«. Nebensächliches kommt ins Bild, verfließt, verschwindet. Objekte und Personen lösen einander ab ohne rechtes Konzept. Alles ist in Bewegung, es entsteht Rhythmus – aber auch Hektik und Nervosität.

Ruhig dagegen und fast unbeweglich sitzt ein Mann neben seinem Schreibtisch. Weiße, ordentlich gescheitelte Haare, dunkle Brauen, schmales, asketisches Gesicht, schwarzer Anzug, Sakko offen, darunter eine helle Strickweste. Ihm gegenüber Roczinski, verloren in einem tiefen Ledersessel für Besucher. Vor ihm steht das Tonbandgerät.

»Herr Professor Mitterer, Sie sind Schweizer, leben als Philosophieprofessor hier in den USA, sind Theologe, gehören dem Jesuitenorden an und waren bis vor kurzem Mitglied des Komitees für »Long-Range-Studies«, einer Organisation, die mögliche Perspektiven der Raumfahrt untersucht. Darunter auch die Chancen für einen unmittelbaren Kontakt mit

intelligentem Leben im Universum. Nehmen wir nun einmal den umgekehrten Fall: Nicht wir entdecken, sondern wir werden entdeckt. Hochzivilisierte Wesen landen auf unserem Planeten. Was geschieht mit uns? Werden sie uns kolonisieren? Was sind wir in den Augen solcher Wesen – Sklaven? Oder Vieh?«

Mitterer kontert mit Humor und Ironie. Das vermittelt uns den falschen Eindruck, er denke tolerant oder gar modern. »Weder – noch. Hyperzivilisationen haben weder Bedarf an Sklaven noch an Vieh, noch an irgendwelchen anderen materiellen Dingen.

Es gibt nur eine Ware von besonderem Interesse, die von Stern zu Stern zu transportieren sich lohnt: INFORMATION!

Aber so etwas kann durch Radiowellen geschehen, ohne die astronomischen Kosten und Schwierigkeiten der Raumfahrt. Deshalb glaube ich nicht an intelligente Besucher aus dem Kosmos.«

Roczinski versucht tu provozieren:

»Unterschätzen Sie nicht die Neugierde der Extraterristen?«

Aber Mitterer bleibt gleichmütig.

»Muß man Wahrheit unbedingt anfassen können? Ich meine, wenn man sie geistig erfassen kann? Außerdem: Eine wahrhaft intelligente Gesellschaft hat keinen Bedarf und kein Interesse an Technik. Weisheit bedarf nicht der Wissenschaft. Abgesehen davon halte ich das persönliche Erscheinen fremder Intelligenzen – ob weise oder nicht – hier bei uns für unmöglich, aus rein physikalischen Gründen. Die räumlichen Entfernungen sind zu gewaltig, unüberbrückbar.«

Roczinski schüttelt den Kopf.

»Es gibt Wissenschaftler, die darin keine Schwierigkeiten mehr sehen.«

Mitterer lehnt sich zurück:

»Da kenne ich keinen! Nein. Die bemannte Raumfahrt mag evolutionär bedingt sein – der Mensch muß in den Kosmos vorstoßen wollen, das gehört nun einmal zu seiner Entwicklung –, mangels eines realen, erreichbaren Zieles ist sie aber letzten Endes absurd.«

Roczinski taucht aus seinem Sessel auf, rutscht nach vorne, an den Rand:

»Wert oder Unwert der Raumfahrt ist ein unerschöpfliches Thema, Herr Professor.

Mein Besuch hat einen konkreten Anlaß: Am 9. September scheinen außerirdische Wesen auf unserem Planeten gelandet zu sein.«

Mitterer winkt spöttisch ab. Aber Roczinski fährt fort:

»In Kanada. Ich habe den Platz selbst gesehen! Ich habe auch sonst gewisse Beweise!«

»Na, ›gewisse Beweise‹... Ich habe Ihre Geschichte bereits gehört. Man hat mich vor Ihnen... nun ja, also ›gewarnt‹ wäre wohl zuviel gesagt. Darf ich Ihnen einen Rat geben, Herr Ro...«

»Roczinski!«

»Ja. – Mieten Sie sich einen Tresor, schließen Sie Ihre gewissen Beweise dort ein und werfen Sie den Schlüssel ins Meer. Sie sind ja nicht gerade einer der ersten, der mit einer Sensation dieser Art aufwartet. Es sind schon ganz andere auf irgendwelche Phänomene hereingefallen.«

»Wovor haben Sie Angst?« Roczinski rettet sich in Ironie.
»Droht uns Gefahr? – Oder Vernichtung?«

»Es wäre unwissenschaftlich, diesen fremden Wesen Aggression zuzuschreiben, ihnen zerstörerische oder mörderische Absichten oder andere menschliche Verhaltensweisen zu unterstellen.

Nein! Allein die Begegnung mit einer soziologisch, psychisch, technisch völlig anders organisierten Gesellschaft, die uns in

allen Bereichen überlegen sein dürfte, muß die Auflösung unserer eigenen Gesellschaft, eine Veränderung aller Wertvorstellungen und Strukturen zur Folge haben.«

Roczinski geht in Angriffsstellung:

»Wäre das ein Nachteil? Oder fürchten Sie die Auflösung lieb gewordener theologischer Vorstellungen? Fürchtet die Kirche, daß Fragen auf sie zukommen werden – Fragen, die so oder so gestellt werden müssen? – Fragen nach Sinn und Geltungsbereich des Erlösungswerkes?

Je ein Karfreitag für jeden einzelnen dieser Millionen oder Milliarden belebter Planeten?«

Eben noch souverän und gelassen, springt Mitterer auf, geht um seinen Schreibtisch herum. Mit verhaltener Aggression: »Ja, ja, ja! Das haben Sie sich fein ausgedacht: Sie überfallen einen wehrlosen Theologen und erbeuten bei ihm eine persönliche Meinung, die Sie dann als eine offizielle Stellungnahme der Kirche verkaufen! Nein, da haben Sie Pech bei mir!

Schalten Sie diese Apparate ab, und wir diskutieren. Glauben Sie allen Ernstes, ich schüttle Ihnen eine druckreife Antwort auf solche Tragen aus dem Ärmel? Schlagen Sie nach bei meinem Ordensbruder Teilhard de Chardin: ›Wahre Intelligenz ist mit allen Räumender Ewigkeit verbundene Teilhard erwartet eine wechselseitige Bereicherung‹ der Zivilisationen.

Er denkt positiver als ich. Und er wurde nicht von Ihnen mit ›gewissen Beweisen‹ provoziert.«

Mitterer wendet sich ab. Roczinski winkt der Kamera, abzuschalten, einmal, noch einmal, ohne Erfolg. Er wird deutlich. Das Bild wird schwarz.

Noch Rolle sechs:

Silbernes Gitterwerk überspannt den Himmel. Eine parabolische Schafe, Durchmesser über einhundert Meter, richtet sich auf, dreht sich, peilt schließlich direkt über den Horizont. Riesenspielzeug. Ein Radioteleskop. Ein gewaltiges, elektronisches Ohr lauscht hinaus in den Kosmos. Roczinski steht unter dem Schirm, entfaltet eine Zeitung: »In diesem Zusammenhang ein Zitat: ›Sinn und Zweck der Raumfahrt liegt unter anderem darin, daß sie uns in die Lage versetzt, das EVANGELIUM hinauszutragen in das Universum‹...«

Ohne weiteren Kommentar steckt Roczinski das Zeitungsblatt in die Außentasche seines Jacketts. Das ironische Lächeln verfliegt, er fährt fort.

»Nun – im Augenblick sind wir weder in der Lage zu missionieren, noch missioniert zu werden. Wir sind nicht vorbereitet auf den Kontakt mit fremder Intelligenz. Es gibt keine Verständigungsmöglichkeiten. Selbst die Wissenschaftler des Projektes OZMA, die hier im National Radio Astronomy Observatory in Green Bank, Westvirginia seit Jahren den Kosmos – unter anderem – auch nach Signalen abtasten, die von intelligenten Lebewesen stammen könnten, selbst diese Leute werden den Besuchern vom anderen Stern hilflos gegenüberreten, wenn diese morgen hier an dieser Stelle landen sollten.« Der Empfängerraum des Observatoriums ist angefüllt mit Computern. Hier werden die Impulse, kosmische Radiowellen, kurzweilige Strahlung, aufgezeichnet und ausgewertet. Ein Amerikaner chinesischer Abstammung referiert vor Roczinskis Kamera und Mikrophon:

»We know nothing at all! Wir wissen nichts, gar nichts! Wir stehen am Anfang – oder sogar noch davor. Wir wissen nicht, wo wir nach intelligenten Signalen suchen sollen, wir wissen nicht, auf welcher Frequenz wir Signale empfangen können, auf welcher Bandbreite. Wir wissen nichts! Unser normales Forschungsprogramm können wir für diese spezielle Suche nicht unterbrechen. Wir sind dem Zufall ausgeliefert. Und es ist noch die Frage, ob unsere Technik hier für den Empfang, also für eine Kontaktaufnahme mit Hilfe von Radiowellen, überhaupt ausreicht. Heute schon ausreicht.

Wir haben viele Programme – sehen Sie hier: Sterne strahlen ja nicht nur sichtbares Licht aus, das man mit optischen Fernrohren wahrnehmen kann, sondern auch unsichtbare Radiowellen. Und diese kurzwellige Strahlung registrieren wir hier und erhalten so gewissermaßen »Bilder« des Universums – nicht wie das Auge den Sternenhimmel sieht, sondern wie unsere Radioteleskope ihn wahrnehmen.«

Ein Computer druckt Karten: Verschiedene Symbole, dicht oder weit gesetzt, ergänzen sich zu Mustern, zu Linien, Strukturen.

»Das sind Porträts unserer Milchstraße im Bereich ihres Zentrums um Sagittarius. Wir untersuchen gerade die 21,1-cm-Welle, also die Emission des interstellaren Wasserstoffgases.

Auf dieser Frequenz von 1420,4 Megahertz bekommen wir natürlich niemals Signale intelligenter Lebewesen mit herein, ich erwarte auch keine auf diesen Frequenzen, die würden vom kosmischen Rauschen einfach totgedrückt. Die kosmischen Energien sind stärker als jeder mögliche Sender. Aber es gibt günstige Wellenlängen. Bei etwa 10 cm liegt ein Geräuschminimum, und exakt die halbe Wellenlänge der 21-cm-Wasserstofflinie liegt dicht dabei und ist eindeutig und objektiv definiert, da sehen wir eine große Chance.

Und weil Sie das Projekt OZMA erwähnten: Damals haben wir gesucht, haben auf Signale gewartet und haben begriffen, daß unsere Methode des Zufalls absolut falsch war. Aber wir hatten einen Anfang gemacht.« Der chinesische Radioastronom zeigt der Kamera seltsame Rasterbilder. Sie sind aufgebaut aus Punkten: Quadrate, Kreise, der Lehrsatz des Pythagoras, Zeichnungen von menschlichen Wesen, Mann, Weib, Kind, und andere grobschematisierte Symbole und schließlich mathematische Gleichungen. »Wir haben damals unsererseits Signale gesendet, und zwar nach einem Primzahlencode von 31 mal 4.1 bits, von dem wir annahmen, daß er auch von Wesen entziffert werden kann, die eine andere Art zu denken, eine andere Logik, eine andere Mathematik besitzen.

In diesem Sinne wurde inzwischen LINCOS entwickelt, eine universelle, kosmische Sprache, deren Basis die mathematische Logik ist und die den Außerirdischen ein Bild unserer Zivilisation und unserer Begriffswelt vermitteln soll. Die Signale gingen in Richtung Tau Ceti, Alpha und Epsilon Eridani, Epsilon Indi und Sigma Draconis: Sternensysteme, in denen wir belebte Planeten vermuten. Unsere Botschaft wird in den ersten beiden Fällen elf Jahre unterwegs sein, wir können also frühestens in zweiundzwanzig Jahren eine Antwort erwarten.« Die Spulen der Magnetspeicher rotieren. Schreibstifte zeichnen Kurven über Koordinatensysteme, die als endlose Bänder aus dem Computer quellen. »Hier – noch ein Programm:

Seit etwa vier Wochen empfangen wir ein sehr ausgeprägtes kräftiges Signal aus der direkten Nachbarschaft von Alpha Canis Majoris – das ist Sirius; 8,1 Lichtjahre entfernt.

Die Impulse kommen gerade wieder herein und werden routinemäßig auf gezeichnet.«

Er dreht an einem Verstärker. Die Signale werden hörbar gemacht: ein absolut regelmäßiger Gleichtakt im Abstand von halben Sekunden – darüber ein unregelmäßiges Schleifen, an- und abschwellend, oft abreißend auf seinem Höhepunkt, ein schrilles, schneidendes, elektronisches Crescendo. Durch seine Hände gleitet der Papier streifen. Das Signal scheint aus zwei sich überlagernden Impulsen zu bestehen; der regelmäßige Takt, eine Art Zeitraster, eine Maßeinheit, darüber die modulierten Wellen, die eigentliche Information.

»Eigenartige Modulationen, nicht wahr? Sie kommen auf einer Frequenz von knapp 400 Megahertz herein, das ist auch der Frequenzbereich von Fernsehen und Radar. Ein Fernsehtechniker aus Elkins, das ist eine kleine Stadt hier in der Nähe, machte uns auf diese Frequenz aufmerksam. Er hatte diese Impulse als Störsignal bemerkt. Aber leider – wieder einmal eine Enttäuschung: Vor einigen Tagen stellten wir fest, daß diese Impulse, und zwar dann, wenn sie besonders kräftig hereinkamen, viel intensiver, als zum Beispiel jetzt – daß diese Impulse auch dann noch aufgezeichnet, auch dann noch empfangen werden konnten, wenn wir die Antenne von Sirius wegdrehen...

Folglich muß der Sender dieses kräftigeren Signalanteiles hier auf der Erde sein. Vermutlich wieder so ein geheimes Versuchsprogramm der Radarabwehr – das ist natürlich nur eine Hypothese. Aber Marine und Luftwaffe, alle arbeiten unabhängig voneinander und aneinander vorbei. Und wir werden natürlich nicht informiert.«

Nachdenklich betrachtet Roczinski den Papierstreifen mit den Kurven:

»Sie sagten: Diese schwächeren Signale hier, die kommen ausschließlich...« Der Astronom nickt:

»Ja, die kommen ausschließlich aus der Richtung Sirius. Da sind wir ganz sicher!«

Roczinski steht unter dem 140-Fuß-Teleskop. Kein zartes Filigran, sondern ein massives, weißlackiertes Monster, aufgesetzt auf einem Turm, in dem Labors untergebracht sind. Der Fokus des Parabolspiegels zeigt in den südlichen Himmel. »Sirius – er steht jetzt genau über der Antenne. Nehmen wir an: Signale von dort oben und Signale von hier unten, Frage und Antwort – könnte das nicht auf einen Funkverkehr zwischen der Raumschiffbesatzung hier auf der Erde und der Bodenstation auf einem Planeten im Bereich des Sirius schließen lassen?

Auch nur eine Hypothese. Ich habe sie in aller Bescheidenheit vorgetragen.

Aber »Funkverkehr« in unserem Sinne, so sagte man mir, sei unmöglich, denn Frage und Antwort sind jeweils 8,1 Jahre unterwegs.

»In unserem Sinne« – vielleicht das Schlüsselwort für alle Vorurteile...!«

Unter Roczinskis Papieren fand ich eine Notiz:

Radioteleskop Sugar Grove/Westvirginia. Gehört US-Marine. Keine Drehgenehmigung, keine Besuchserlaubnis. Gelände umzäunt und bewacht. Drei erfolglose Anrufe. Schließlich (viertes Mal) Antwort auf meine Anfrage: ›Über Signal 400 Megahertz sei man informiert, messe ihm jedoch keine wissenschaftliche Bedeutung bei.‹

Vier Telegramme auf den gelben Vordrucken der WESTERN UNION, adressiert an GERMAN TV/ROCZINSKI MOTEL THE VIKING ELKINS WVA.

– JA WIR EMPFANGEN SIGNALE RICHTUNG ALPHA – CANMAJOR – STOP – KEIN KOMMENTAR OHIO STATE UNIVERSITY RADIO OBSERVATORY – NORMALES FORSCHUNGSPROGRAMM WIRD WEGEN SIGNAL 400 MGHTZ NICHT UNTERBROCHEN JODRELL BANK OBSERVATORY – MANCHESTER G. B.

– IMPULSE VON SIRIUS KOMMEN KLAR AN – STOP – SIGNALE AUF GLEICHER FREQUENZ URSPRUNG ERDE WURDEN HIER IN AUSTRALIEN NICHT REGISTRIERT GOOBANG VALLEY OBSERVATORY – AUSTRALIA

– SUEDLICHE HEMISPHERE MIT SIRIUS AUSSERHALB UNSERES EMPFANGSWINKELS DA ANTENNE FEST MONTIERT UND NICHT SCHWENKBAR. FRANK B. DYCE. ARECIBO IONOSPHERIC OBSERVATORY.

In einem tiefen Bergtal bei Arecibo auf Puerto Rico liegt das größte Radioteleskop der Welt. Der Durchmesser der halbkugelförmigen Antenne: eintausend Fuß – über dreihundertdreißig Meter.

Es untersteht der Cornell University in Ithaca, N. Y. Ob Puerto Rico auf unserem Wege liegen würde, wußten wir damals noch nicht.

Für alle Fälle beantragten wir eine Drehgenehmigung. Das National Radio Astronomy Observatory in Green Bank, unser nächstes Ziel, hatte uns keine erteilt.

Vielleicht ist es auch nur eine Anekdote: Eine wissenschaftliche Tagung stand unter dem Motto: *Gibt es intelligentes Leben im Kosmos?* Der Radioastronom Frank D. Drake, Initiator des Projektes OZMA, findet auf seinem Rednerpult einen Zettel: *Gibt es intelligentes Leben auf unserem Planeten?* »Nun ja«, sagte Drake daraufhin, »ich glaube schon – die *Delphine!* Und ausgerechnet zu denen haben wir keinen Kontakt!«

Drake ist Astronom und nicht Verhaltensforscher. Ihm erscheint eine Art, die seit Urzeiten versucht, sich selbst auszurotten, und die ihre gesamte technologische Erkenntnis in den Dienst dieses selbstmörderischen Strebens stellt, wenig intelligent. Auch aus dieser Sicht müssen wir seinen Satz verstehen: »*Kaum jemand im Kosmos ist dümmer als wir!*« Es ist zweifellos schwer, sich mit Delphinen zu verständigen, die sind zwar intelligent, haben aber keine technische Zivilisation entwickelt. Intelligenz allein genügt also nicht zur Verständigung. Wenn wir uns mit Hilfe von Radiosignalen auf die Suche nach belebten Welten machen, bleibt ein möglicher Kontakt auf technische Zivilisationen beschränkt.

Das engt die Zahl der Gesprächspartner ein. Trotzdem bleiben nach der Berechnung der am Projekt OZMA beteiligten Wissenschaftler von Green Bank noch etliche hunderttausend, wahrscheinlich sogar -zig Millionen technischer Zivilisationen allein in unserer Galaxis, in unserem Milchstraßensystem, als Kontaktobjekte übrig.

Green Bank liegt in einem weiten, flachen Tal des Appalachen-Gebirges. Die Gebirgszüge ringsherum schirmen das Forschungsgelände weitgehend gegen irdische Störsignale ab. Die zusätzliche ›radio quiet zone‹, ein Gebiet mit absolutem Sendeverbot, umfaßt 150 mal 200 Kilometer. Wagen mit Benzinmotoren müssen auf einem Parkplatz außerhalb des Geländes abgestellt werden – wegen der störenden Zündfunken. Auf dem Gelände selbst sind nur Dieselmotoren zugelassen.

Indian summer. Die Berge Westvirginias hatten sich in einen Farbenrausch gestürzt: Rot, Gelb und Braun und tausend Zwischentöne von Orange bis Violett. Wir fuhren durch die Bergwälder der Appalachen und filmten das vorbeifliegende, vorüberhuschende, sich im Licht der tiefstehenden Sonne vermischende Farbenspiel. Dann lag das Tal unter uns.

Acht gigantische Antennen richteten ihre Schalen himmelwärts. Der nationale Horchposten für das Weltall. »Waren Sie schon in Charlottesville, in der Zentrale? Haben Sie eine Drehgenehmigung?«

Man kann Fragen auch umgehen: »Wir sind angemeldet – von Europa aus!«

Aber auf diese Anmeldung hin hatten wir keine offizielle Drehgenehmigung erhalten. Es kamen nur zwei sehr vage und vorsichtig formulierte amtliche Schreiben. Filmaufnahmen, so hieß es, stünde zwar nichts im Wege, sofern die laufenden Arbeiten im Observatorium dadurch nicht behindert würden. Aber zuerst einmal sollten wir das Projekt genau beschreiben und das Manuskript einreichen, samt einer Liste aller gewünschten Aufnahmen.

Was sollten wir antworten? Wir wußten ja selbst nicht genau, was wir wollten. Vor allem brauchten wir Informationen über den Besuch von Roczinski. Aber vielleicht war das vorsichtige, mißtrauische Verhalten der Administration des NRAO die

Reaktion auf diesen Besuch. Vielleicht hatte er auch dort, im Anschluß an sein Interview mit diesem chinesischen Wissenschaftler, zuviel gefragt, geredet, spekuliert? Wir fanden es gescheiter, uns nicht mehr zu melden. Wir fuhren einfach los, jetzt waren wir da – und die Verwaltung des Observatoriums war weit, war einhundertzwanzig Meilen entfernt, in Charlottesville.

Der Empfang in Green Bank war freundlich. Aber der Institutsleiter konnte nicht sehr viel mit uns anfangen. Ein Reporter Roczinski war bei ihm nie erschienen, der Name war ihm unbekannt, auch in seinem Kalender des vergangenen Jahres war er nicht zu entdecken. Aber Roczinski war hier gewesen, das war auf den Filmen deutlich zu sehen. Wer hatte ihn empfangen, wer hatte ihn geführt, ihm vor der Kamera geantwortet? Das Observatorium unterstand der National Science Foundation und der Associated Universities, Inc. Diese Gremien saßen in Washington und New York. War Roczinski direkt von dort ›oben‹ gekommen, mit spezieller Genehmigung? Kaum. Die Herren telefonierten, nach Charlottesville, nach Washington und nach Ithaca zur Cornell-Universität, denn diese Anschrift fand sich unter Roczinskis Papieren. Wir standen herum und warteten. Vor dem Fenster erhob sich ein seltsames, verwirrendes Gerüst aus Holzlatten und Drähten, montiert auf Motorradfelgen, die auf einem Kreis aus Ziegelsteinen standen.

Das war die Nachbildung des ersten Radioteleskops der Welt, das Karl Jansky während des letzten Krieges entwickelt hat. Radioastronomie war demnach eine sehr junge Wissenschaft. Die Telefonate brachten kein Ergebnis. Der Fall war verwirrend – für uns wie für die Herren vom NRAO. Die hatten eigentlich anderes zu tun.

Wir wurden abgeschoben – ein Stockwerk höher. Dort saß ein bekannter deutscher Wissenschaftler und entwickelte ein Teleskop für besonders kurzwellige Strahlung, das in der Wüste im Süden der USA errichtet werden soll, am Kitt Peak, bei Tucson, Arizona.

Professor Dr. Sebastian von Hoerner hatte das Astronomische Rechenzentrum in Heidelberg verlassen und war mit seiner Familie in dieses einsame Tal gezogen – oder besser: zurückgekehrt. Denn er hat bereits vor einiger Zeit, zusammen mit Drake, hier gearbeitet. Die Wandtafel war mit Formeln und Berechnungen bedeckt.

Er legte die Kreide zur Seite und begrüßte uns herzlich. Wir waren willkommen.

Wenn wir den Fall Roczinski mit all seinen Spekulationen einmal ausklammerten, dann war unser Thema eigentlich das seine:

»Außerirdisches, intelligentes Leben muß mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Sogar die Aussichten, mit solchen fernen Zivilisationen Kontakt aufzunehmen, sind sehr groß – nur der Zeitpunkt dieser Kontaktaufnahme ist absolut ungewiß.

Unsere Technik hat sich sprunghaft entwickelt, und sie ist noch nicht einmal hundertfünfzig Jahre alt – wir sind gewissermaßen Kinder. Denn wenn wir nach geeigneten Gesprächspartnern im Kosmos suchen, dann suchen wir ja nach ›technischen‹ Zivilisationen, und wir können sicher sein, daß es sich um ›Erwachsene‹ handelt, deren technologischer Stand dem unseren weit überlegen ist.«

»Ich habe gelesen, Herr von Hoerner, Sie planen ein internationales Forschungsprogramm in dieser Richtung, gewissermaßen ein zweites Projekt OZMA, also Suche nach intelligenten Signalen, gemeinsam mit der Sowjetunion, mit dem Byurakan-Observatorium in Armenien.«

Herr von Hoerner lachte: »Das ist nur zum Teil richtig. Es wird ja viel geschrieben über dieses Thema, viel spekuliert. Ich war zwar selbst in Byurakan. CETI – »Communication with Extra Terrestrial Life«. So hieß diese internationale Tagung im vergangenen Jahr, bei der neue Aspekte eines möglichen Kontaktes mit außerirdischer Intelligenz diskutiert worden waren.

Aber zwischen einer Diskussion unserer bescheidenen Möglichkeiten und einer gemeinsamen Suche ist ein großer Unterschied.

Andererseits arbeiten das armenische Radio-Observatorium in Byurakan und unsere Radio-Teleskope von Green Bank tatsächlich bereits zusammen. Allerdings auf einem anderen Gebiet. Wir bilden mit sowjetischen Observatorien sogenannte Interferometer, das heißt, wir peilen beide ein und dieselbe Strahlungsquelle an, einen Radiostern zum Beispiel oder einen Pulsar. Durch die Parallaxe, also die Winkelabweichungen, können wir dann die Entfernungen messen. Sicher, eine koordinierte Suche nach außerirdischen Zivilisationen wäre sinnvoll; aber ohne Ziel, Frequenz, Bandbreiten und Sendeenergie zu kennen, ist so ein Unternehmen von Anfang an zum Scheitern verurteilt.«

So ungefähr hatte das der chinesische Radioastronom auch Roczinski mitgeteilt.

»Senden Sie eigentlich Botschaften ins Universum? Einfach so auf gut Glück? Irgendwohin, wo es Ihnen sinnvoll erscheint?«

»Nein, wir warten. Erstens sind unsere Sendemöglichkeiten noch zu schwach, die Reichweiten zu gering, aber das ließe sich innerhalb des nächsten Jahrzehnts ohne Schwierigkeiten ändern. Zweitens, ich sagte ja schon, die Frage ist doch, wohin sollen wir senden? Die Sendeenergie muß in einem scharfen Strahl gebündelt sein.

Wir warten also. Einerseits auf den Zufall, denn es ist anzunehmen, daß Hyperzivilisationen, vielleicht im Zentrum unseres Milchstraßensystems, untereinander schon längst Kontakt haben, daß sie Informationen austauschen. Natürlich nicht in Dialogform, Frage und Antwort, das funktioniert bei diesen großen Entfernungen nicht.

Aber ein kontinuierliches Senden und damit auch ein kontinuierliches Empfangen von Information wäre denkbar und sinnvoll.

Wir müßten nun versuchen mitzuhören, uns in diesen Kommunikationskreis einzuschalten.

Oder wir warten, bis sie uns ansprechen, bis sie *uns* finden. Vielleicht haben ältere Zivilisationen ein gewisses Interesse, junge, sich gerade erst entwickelnde technische Zivilisationen aufzuspüren. Vielleicht besitzen sie spezielle Sensoren, die ihnen melden, daß wir auf unserem Planeten Erde elektromagnetische Wellen benutzen, für Radio, Fernsehen, Radar. Allerdings erst seit fünfzig Jahren. Das heißt, nehmen wir einmal einen günstigen Fall: Wenn eine Hyperzivilisation in einem Abstand von einhundert Lichtjahren existiert, dann sind unsere Radiowellen, die sich ja mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten und pro Jahr eine Entfernung von einem Lichtjahr, daher der Name, zurücklegen, ganze einhundert Jahre unterwegs. Unsere allerersten Radiowellen haben sich, sehr schwach natürlich, vor fünfzig Jahren auf den Weg gemacht, können also erst in weiteren fünfzig Jahren empfangen werden. Nun haben sie uns geortet. Sie peilen uns an und senden eine Antwort. Die ist wiederum hundert Jahre unterwegs. Dann können wir also, in diesem Fall, in frühestens einhundertfünfzig Jahren ein gezieltes Signal erwarten.«

Das waren keine günstigen Aspekte für unsere ungeduldige, schnellebige Zeit.

»Denken Sie an die Kosten: Wir haben das neulich auf einer Tagung durchgerechnet, in Palo Alto, Projekt *Cyclops*, unter B. Oliver: Um einigermaßen günstige Aussichten auf Erfolg bei unserer Suche nach interstellaren, intelligenten Signalen zu haben, müßten wir rund um die Erde zehntausend mittelgroße Radioteleskope errichten. Das erfordert einen Etat von zirka zehn Milliarden Dollar – allein für den Bau.« Was kosten hundert Tage Krieg...?

Man kann es sich ausmalen: Da wird ein großer Etat bewilligt, riesige Anlagen entstehen, die Öffentlichkeit wartet auf Sensationen und stellt Jahr für Jahr die gleiche Frage: Wo bleibt denn der Erfolg?

»Einhundert Lichtjahre Entfernung, war das nicht ein wenig hoch gegriffen? Der nächste Fixstern, Alpha Centauri, ist nur 4,3 Lichtjahre entfernt. Vielleicht besitzt er ein Planetensystem.«

»Dort bereits intelligentes Leben zu finden, das wäre ein unwahrscheinlicher Zufall. Meine Rechnung sieht sogar noch ungünstiger aus. Su-Shu-Huang, mein Kollege, hält es für wahrscheinlich, daß sechs Prozent aller Sterne einen Planeten besitzen, der in der geeigneten Position ist, Leben zu tragen. Jeder zehnte davon könnte höhere Lebensformen entwickelt haben.

Setzen wir als Lebensdauer einer technischen Zivilisation einmal einhunderttausend Jahre an, das ist eine vorsichtige Annahme, dann trifft auf zwei Millionen Sterne nur eine einzige technische Zivilisation. Aber bei dieser sehr vorsichtigen Schätzung kommen wir auch auf einhunderttausend technische Zivilisationen allein in unserer Galaxis. Allerdings beträgt dann die mittlere Entfernung zu den nächsten zehn: achthundert Lichtjahre!«

»Bei dieser Berechnung.«

»Ja, bei dieser Berechnung.«

»Andere kommen auf wesentlich günstigere Werte. Sind Sie Pessimist, Herr von Hoerner?«

»Nein. Nur nüchterner Rechner. Ich bin vorsichtig in meinen Prognosen, und ich spekuliere nicht gern.« Wir setzten uns in einen Diesel-Jeep, Professor von Hoerner fuhr uns persönlich durch das weitläufige Gelände des Observatoriums zu den einzelnen Giganten:

Das alte 85-Fuß-Teleskop auf seinen drei stählernen Beinen, der Veteran des Geländes aus dem Jahre 59. Das Calibration-Horn, ein 40 Meter langer Tubus, der fest montiert aus einem Krater ragt, um einmal täglich eine starke Radioquelle im Sternbild Cassiopeia zu vermessen. Der Interferometer: drei gleichartige 85-Fuß-Teleskope, die auf einer zwei Kilometer langen Trasse verschoben werden und stets das gleiche Objekt anpeilen.

Das massive, weiße Monster des 140-Fuß-Spiegels, der damals, so hatte Roczinski behauptet, auf den Sirius gerichtet war. Und schließlich eine riesige Schale aus Silberfiligran – das 300-Fuß-Transit-Teleskop.

»Das hier ist im Augenblick die größte steuerbare Antenne, die uns zur Verfügung steht. Selbst wenn wir diese Antenne an einen Sender anschließen, den wir mit immerhin Hundert-Kilowatt-Leistung ausstatten und damit Signale von 1 Kilohertz Bandbreite senden – dann darf unser Partner, bei dem wir mal eine gleichstarke oder, besser: gleichschwache Empfangsanlage annehmen, höchstens 1,24 Lichtjahre entfernt sein. Der nächste Stern, das nächstmögliche Sonnensystem ist aber dreimal so weit von uns entfernt.

Wir können natürlich annehmen, daß eine höherentwickelte Technik auch bessere Ohren hat, stärkere Empfänger, und unsere Botschaft auch auf wesentlich größere Distanz registrieren kann.

Aber bleiben wir mal bei einem gleichwertigen, gleichstarken Partner. Um mit ihm über achthundert Lichtjahre hinweg in Kontakt zu kommen, brauchen wir eine dreimal so große Antenne, einen zehnmal stärkeren Sender, wir müßten Signale auf einer Wellenlänge von 10 Zentimetern bei nur 0,1 Kilohertz Bandbreite senden.

Das ist eine Geldfrage, wie alles, aber darüber hinaus auch ein technisches Problem. Heute schaffen wir das noch nicht, in zehn Jahren vielleicht, wenn es uns wichtig erscheint. Zeit spielt bei diesem Projekt ohnehin keine Rolle, denn auf eine Antwort müßten wir ja – in diesem Fall – sechzehnhundert Jahre warten.

Wir wollen uns gleich nach der ersten Sendung im Kalender das Jahr 3600 für eine mögliche Antwort ankreuzen...«

Wir saßen im Haus von Professor von Hoerner am Fuße der Berge. Vor uns lag das weite, flache Tal. In der Ferne funkelten die Teleskope in der Abendsonne. Nirgends eine Begrenzung, kein Zaun, keine Mauer. »Wie weit geht Ihr Grundstück?«

»Ich weiß nicht, das ist nicht wichtig. Soweit ich eben Lust habe, den Rasenmäher zu schieben.«

Eine Grille zersägte die Stille, Jupiter erschien über dem Horizont, das 140-Fuß-Teleskop wurde angestrahlt, die Schale neigte sich bis dicht über den Boden, der Verstärker im Fokus wurde ausgewechselt. In den Labors liefen die Empfangsanlagen rund um die Uhr.

Wir erzählten ein wenig von unserer Geschichte. Der chinesische Wissenschaftler vor Roczinskis Kamera, das konnte Professor Su-Shu-Huang gewesen sein. Sebastian von Hoerner war mit ihm befreundet, sie hielten unregelmäßigen Kontakt. Huangs neueste Veröffentlichung lag mit handschriftlichen Grüßen auf dem Tisch.

Aber Professor Huang war schon seit langer Zeit nicht mehr in Green Bank gewesen.

Und von einem Reporter namens Roczinski hatte Professor von Hoerner hoch nie etwas gehört.

Auch nichts von irgendwelchen mysteriösen Signalen aus der Richtung Alpha-Canis-Majoris, aus der Richtung Sirius.

Wir fuhren nach Elkins, wohnten im gleichen Motel wie damals Roczinski und machten uns auf die Suche nach dem Fernsichttechniker Frank Nichols und seiner Reparaturwerkstatt.

Irgend etwas stimmte nicht mit dieser kleinen Stadt am FuÙe der Appalachen. Sie schien uns irgendwie ungewöhnlich, unamerikanisch: Es gab hier offensichtlich keine Fernsehgeräte – zumindest sah man keine Antennen – nirgends!

Das war die Schuld von Frank Nichols. Wir fanden ihn hoch oben auf einem Berggipfel über der Stadt. Dort, im dichten Nebel, kletterte Nichols auf einem Stahlmast herum. Er hatte für die Stadt eine Sammelantenne konstruiert und versorgte nun die einzelnen Fernsehempfänger über ein eigenes Kabelsystem. Zweitausend Kleinantennen wurden verschrottet.

Das war die Arbeit der letzten zwölf Monate gewesen. In dieser Zeit hat Frank Nichols keine seltsamen Signale mehr aus dem Kosmos empfangen.

Ihn und die Lokalitäten in Elkins hatten wir anhand der Rolle sieben identifiziert, die Roczinski und sein Kameramann Mike Callaghean am 23. Oktober letzten Jahres hier aufgenommen hatten.

Ein Reiterstandbild war auf dem Film zu sehen, umgeben von einem Felsengarten, dahinter eine Kirche aus Feldsteinen und Holz. Gegenüber, dicht an der Hauptstraße, lag ein niederes, blauegestrichenes Gebäude mit der Aufschrift *Elkins Tire Co.* Reklame für Autoreifen und Elektroartikel. Vor dem Gebäude stand ein junger Mann in blauem Overall. Auf der Brusttasche war sein Name aufgestickt: *Frank*. Er lachte in die Kamera. In seinem lustigen Pferdegebiss steckte eine Pfeife.

Rolle sieben:

Roczinski stellt Frank der Kamera vor:

»Mister Frank Nichols verkauft Autoreifen, Fernsehgeräte und Waschmaschinen an die Einwohner der Kleinstadt Elkins hier in Westvirginia. Vor sieben Jahren hat er eine empfindliche Strafe bekommen, er hatte sich einen privaten Fernsehsender gebaut und in Betrieb genommen – und das ausgerechnet auch noch im Sendeverbots gebiet um Green Bank. Seit damals hat er freundschaftliche Kontakte zu einigen Technikern des Observatoriums.«

Die Antenne steht noch hinter dem Haus, sie ist drehbar. Frank Nichols demonstriert die Fernbedienung. Die Anlage dient nur noch dem Empfang.

»Inzwischen läßt ihm das elterliche Geschäft kaum noch Zeit für derart kostspielige Hobbys.

Aber immerhin, er ist es gewesen, der die Wissenschaftler von Green Bank auf die 400-Megahertz-Signale aufmerksam gemacht hat.«

Die Reparaturwerkstatt hinter dem Laden. Zahlreiche Fernsehgeräte stehen herum – ältere und neuere Modelle, zum Teil bereits ausgeschlachtet. Frank Nichols stellt einen Schwarzweißapparat auf einen Hocker in die Mitte des Raumes. Er schließt Netz und Antenne an und einen Verstärker.

Weißes Rauschen, Schnee wirbelt über die Scheibe. Nichols dreht, sucht die Kanäle ab. Das Rauschen wird leiser. Auf dem Bildschirm erscheinen Strukturen, ein keulenförmiges Muster wandert von oben nach unten, wechselt, springt um, stabilisiert sich. Nichols dreht die Antenne.

Da kommt aus dem Lautsprecher das Signal, das wir aus dem Empfängerraum von Green Bank bereits kennen, das ›Sirius-Signal, erst leise, verwischt, überlagert von

Fremdgeräuschen, dann deutlich, trotz des Rauschens – der rhythmische Takt, das schleifende, kreischende, abreiende Crescendo. Roczinski hat sein Mikrofon an den Lautsprecher gehalten. Jetzt wendet er sich ab:

»Das Signal auf der Frequenz von 400 Megahertz. So hört es sich an, so sieht es aus, wenn man mit einem – fast – gewöhnlichen Fernsehgerät diese seltsamen Impulse empfängt. Voraussetzung ist ein enormer Verstärker und eine drehbare Antenne, die auf einen ganz speziellen Punkt ausgerichtet werden kann.«

Nichols manipuliert an der Antennen-Fernsteuerung. Er dreht an der Kurbel. Das Signal verschwindet, ertrinkt im weißen Rauschen, taucht wieder auf.

Roczinski starrt fasziniert auf den Schirm, hält sein Mikrofon wieder an den Lautsprecher.

Deutlich und scharf füllt nun das Signal den Raum. Entnervendes Auf und Ab, ein sagendes, metallisches Kreischen. Dazwischen wie ein Raster das unbeirrte, regelmäßige Klopfen, der Rhythmus, der Taktgeber.

Roczinski legt das Mikrofon zur Seite, nimmt die kleine Kristallpyramide, den »Sender-Empfänger-Spion«, das Relais aus der Tasche. Seine Finger spielen damit, er überlegt. Dann setzt er die Pyramide vorn auf das Fernsehgerät, drückt die selbsthaftende Basis fest gegen das Glas der Bildröhre. Eine Sekunde – dann reißt das Signal plötzlich ab. Eben noch deutlich zu sehen, gestochen scharf die keulenförmige Struktur auf dem Schirm – überlaut zu hören das rhythmische Kreischen – und nun weg, verschwunden. Weißes Rauschen flimmert wieder über den Schirm. Nichols dreht an der Antenne, am Verstärker, stimmt Frequenzen ab, sucht – vergeblich.

Nachdenklich löst Roczinski die Kristallpyramide wieder vom Glas. Er steckt seinen Talisman in die Tasche. Der Film läuft aus.

Roczinski schrieb in sein Tagebuch:

23. Oktober Elkins/Westvirginia.

Sicher kein Zufall. Die Unbekannten haben es bemerkt – sie haben meine Manipulation bemerkt – sie haben reagiert! Der Kontakt mit ihnen ist hergestellt – sinnlos zwar und mit negativem Ergebnis, denn sie haben abgeschaltet. Aber nun kennen sie meine Absicht.

Wenn sie eine Botschaft haben, werden sie auch Wege finden, sie an den Mann zu bringen.

24. Oktober

Wieder Daytona Beach/Florida. 8.20 Uhr früh. Der Strand ist noch leer. Bleibt auch leer um diese Jahreszeit.

Ich habe das bestimmte Gefühl, daß sie mich suchen.

Wir fahren in wenigen Minuten ab: Kap Kennedy. Mike legt noch Film ein. Er zieht prima mit, scheint fasziniert von dem, was uns bevorsteht.

Wir werden sie dort erwarten, wo es Informationen gibt für sie.

Rolle acht:

Blick aus einem fahrenden Wagen: Palmen, Strand, das Meer. NASA-Causeway, eine Brücke über den Indian River. Hinweisschilder: ASTRONAUT-CHICKEN HERE! – APOLLO-STEAK-HOUSE – GALAXY-COFFEE-SHOP – POLARIS-MOTEL – MERCURY-INN – SATELLITE-BEACH-CLUB – CAPE-KENNEDY-SPACE-CENTER WELCOMES YOU! Vor dem Schlagbaum zum Space Center stehen zehn Streifenwagen mit dem NASA-Emblem. Polizei in blauen Helmen. Drei Dutzend Verbots- und Hinweisschilder. Besucherparkplatz für zehntausend Fahrzeuge, Museum, ausgediente Raketen und Raumkapseln, ein Busbahnhof für die Besichtigungstour.

Roczinskis Wagen wird gestoppt. Ein Wachtposten beugt sich durchs Fenster, bemerkt unwillig die laufende Kamera, kontrolliert Roczinskis Papiere. Sein Arm ist tätowiert. Eine Nummer. Hüter des heiligen Grals. Er schüttelt den Kopf, zeigt auf den Parkplatz für Besucher. Roczinski wendet. Die Kamera wird abgeschaltet.

Eine schmale Straße – hoher Zaun, Wachgebäude, Schlagbaum. Der Hintereingang. Auch dort eine Rakete, phallusförmiger Fetisch. Wieder Kontrolle. Der Schlagbaum bleibt unten. Verhandlungen zwischen Roczinski und einem Posten. Der geht schließlich hinüber zu einer Baracke. Roczinski steigt aus, folgt ihm.

Neben der Tür das Telefon. Der Posten wählt eine Nummer. Roczinski redet auf ihn ein, erklärt, aber der andere winkt ab, zeigt auf die Kamera, deutliche Geste: ›Abschalten!‹ – Er will

nicht gefilmt werden. Aus dem Radio plärrt Werbung. Die Kamera kommt näher. Der Posten wendet sich ab. Sie filmt weiter, indiskret, unverschämt: das Gesicht im Profil, das NASA-Emblem an der Mütze, der Ausweis mit Paßbild und Namen in einer Plastikhülle an der Tasche des Uniformhemdes, die Hand mit dem Telefon.

Diese Hand, schließlich, legt sich flach aufs Objektiv. Schwarz. Dann wieder Roczinski. Er geht zurück zum Wagen, hebt resignierend die Hände, steigt ein, wendet, öffnet eine Tür für die Kamera. Blick zurück durch die Scheibe – die Rückfahrt. Auf dem Parkplatz hinter Postenhaus und Schlagbaum setzt sich ein Wagen in Bewegung, ein ganz gewöhnlicher grauer Ford, langsam folgt er Roczinski. Die überlange Antenne glitzert in der Sonne:

Vorbeifahrt an einer Polizeistation. Ein Streifenwagen schließt sich dem Verfolger an. Palmen, Strand, das Meer. Eine Brücke hoch über dem Indian River – dem Intracoastal-Waterway.

Hinweisschild:

CAPE-KENNEDY-SPACE-CENTER WELCOMES YOU!

Aus Roczinskis Tagebuch:

24. Oktober, abends halb acht.

Schwierigkeiten, was sind Schwierigkeiten...? Was kümmern mich jetzt noch Ignoranz und Verständnislosigkeit! Stunden noch oder Tage, und wir stehen vor einer Kopernikanischen Wende.

Jahrhundertelange Bemühungen der Philosophie sind dann so gut wie in den Wind gedacht. Die Illusion einer Tröstung, einer geistigen Sicherheit, alles löst sich auf.

Der alte Stolz der Menschheit wird aufs empfindlichste getroffen.

Unser ALLEINVERTRETUNGSANSPRUCH gegenüber der Schöpfung.

25. Oktober, morgens halb sechs.

Immer noch in Melbourne. Immer noch in diesem Motel, diesem miesen Schuppen.

Polizei war schon wieder hier, die kamen gegen halb fünf – halb fünf Uhr früh – diese Idioten. Blöde Fragerei, über unsere Arbeit, über meine Auftraggeber.

Drei Tonbänder sind jetzt weg, die lagen so einladend herum. Keine Ahnung, was drauf ist.

Mike hat das andere Material inzwischen spazierengefahren. Seit er weiß, daß unsere Arbeit unerwünscht ist, macht sie ihm noch mehr Spaß.

Immer noch Rolle acht.

Der Rufer in der Wüste – verloren, weit entfernt – ein Punkt nur: Roczinski.

Er sitzt auf dem Boden, sein Tonbandgerät neben sich. Gelblichbrauner Sand bis zum Horizont. Eine unendliche Landschaft, durchsetzt mit leuchtendroten Felsenhügeln. Callaghean läuft mit seiner Kamera auf Roczinski zu. Die untergehende Sonne wirft lange, bizarre Schatten. Roczinski meditiert, hat die Augen geschlossen. Die Kamera umkreist ihn – einmal, zweimal. Roczinski öffnet die Augen, ein irritierter Blick, eine abweisende Handbewegung. Noch einmal umkreist ihn die Kamera.

Das Tonband läuft. Auf dem Gerät steht die Kristallpyramide. Aus dem Lautsprecher kreischt das unirdische Signal, das Roczinski im Fernsehladen von Frank Nichols aufgenommen hatte, dieses abrupt abreißende Crescendo, darunter der rhythmische Takt. Der Rufer in der Wüste.

Roczinski verscheucht Callaghean, die Kamera entfernt sich wieder, langsam, unwillig.

Sand wirbelt hoch von Callagheans Füßen, weht über Roczinski hinweg, legt sich auf Tonbandgerät und Kristallpyramide, auf jenen Spion, der den Unbekannten verraten soll: Hier spielt einer mit eurem Code, gibt euch eure eigenen Signale zurück. Rufer in der Wüste.

Die Sandwolke hüllt ihn ein, aber Roczinski rührt sich nicht. Auch nicht, als die Polizei erscheint. Schwarzes Leder, weiße Helme. Sie stellen ihre schweren Harley-Davidson-Maschinen

neben den geparkten Wagen und blicken mit Ferngläsern herüber. Dann kommen sie.

Einer geht auf die Kamera zu – einer zu Roczinski. Ein Wink: AUSSCHALTEN! Ein Befehl. Das Bild reißt ab. Die Signale verstummen.

Als die Kamera wieder läuft, schwingt sich der eine Polizist bereits auf sein Motorrad, der andere gibt Roczinski, der nun neben seinem Wagen steht, die Papiere zurück. Dann fahren sie los, ohne sich umzublicken.

Aus Roczinskis Tagebuch:

25. Oktober, nachts.

Wir hocken am Straßenrand, zehn Meilen hinter Cadiz. Kein Sprit mehr, kein Bargeld. Ich hoffe, man läßt uns hier in Ruhe.

Heute morgen nach der Polizeivisite Abflug nach Phoenix/Arizona – dann mit einem gemieteten Wagen Richtung Kalifornien. Mike hat Freunde in Los Angeles. Habe den Unbekannten in der Wüste ihre eigenen Signale vorgespielt. Der einzige Erfolg: Polizeikontrolle. Meine Arbeitserlaubnis läuft am 31. 10. ab. Wir übernachteten jetzt hier im Freien. Das Motel in Cadiz, die mochten meine Kreditkarten nicht. Dummerweise hatten die auch die einzige Tankstelle in der Gegend.

27. Oktober.

Flugschein nach Frankfurt habe ich in der Tasche. Mit Miami telefoniert. Fernsehen dort hat endgültig kein Interesse an der Sache. Hätte mich auch gewundert.

Die exponierten Rollen sind in Sicherheit, das restliche Rohmaterial habe ich Mike vermacht, der kann damit wieder einige Underground-Filme drehen. Zum Beispiel diesen:

Die neunte Rolle:

Eine Kaskade bunter Bilder – ohne Zusammenhang, ohne erkennbaren Sinn.

Die Kamera rast über den Strand mitten hinein in die aufstiebende Brandung. Callaghean filmt vom Rücksitz eines Motorrades aus. Easy-Rider-On-The-Beach.

Ein großer Strohhut, eine blonde Schönheit, ein kühler, aufreizender Blick – Traumfigur unter buntbedruckter Baumwolle, Minimini.

Sie kann sich das Lachen nicht länger verkneifen. Der Busen wippt und federt, sie springt, läuft auf und davon, kreuz und quer über den Strand, und die Kamera hinterher. Die schwenkt hinüber zu den Pinien. Dort steht, im Schatten, ein übermütiger Clown, schwarzer mexikanischer Hut, schwarzes Haar, schwarze Augen, die weite schwarze Hose flattert im Wind. Dazwischen, wie ein Signal, eine knallgelbe Bluse. Sie kommt langsam näher, bleibt bei Roczinski stehen. Der liegt im Sand zwischen den Aluminiumkoffern der Kamera-Ausrüstung – aber nun wird er wach.

Er richtet sich auf, greift nach der Filmkamera, die man ihm hinhält, dreht sich um, richtet sie nun auf den Kameramann selbst, auf Mike Callagheans bärtige, biblische Gestalt. Mike, der Riese, hebt das blonde Mädchen auf seine Schulter, sie hält sich fest an ihrem großen Strohhut, an seiner weißen Jacke, wieder federt alles und wippt unter dem kurzen, buntbedruckten Fähnchen, Mike rennt über den Strand, stürzt sich samt Reiterin ins Wasser, und beide verschwinden in den Wogen des Pazifiks.

Nur der Sombrero treibt noch auf den Wellen, wird angespült – Strandgut.

Roczinski steht im Wasser bis zur Hüfte, im Anzug, Khaki-Dreß. Die Kamera in den hocherhobenen Händen, um sie vor Salzwasser zu schützen, erwartet er das Auftauchen des bärtigen Propheten: Jonas, ausgespien vom Walfisch am Strand von Ninive, trägt seine erschöpfte Gespielin an Land. Das buntbedruckte Baumwollfähnchen klebt ihr am Leib. Sie zerrt daran, zieht an irgendwelchen Verschlüssen, schält sich heraus, langsam, die braunen Schenkel, ein roter Minislip, schmale Hüften, ein langer Rücken ohne Ende, sie dreht sich um – wirklich sehr hübsch, was da immer federt und wippt – ein strahlender Busen – sie streift das Kleid über die nassen, blonden Haare, das Gesicht wird frei.

Sie sieht die laufende Kamera, Protest, Geschrei. Das triefende Kleid fliegt gegen die Optik, sie wirft Sand und angeschwemmten Tang hinterher, schleudert Treibholz und Flaschen, stürzt sich auf Callaghean, der immer noch ohne Scham und Takt auf sie zielt; eine wildgewordene Amazone, nackt, aber unhistorisch zweibrüstig, Gott sei Dank, eine schäumende Furie, deren so unvermutet ausbrechendes Temperament der Riese Mike mit seiner freien, linken Hand nicht länger abwehren kann. Er geht zu Boden.

Zweikampf um eine laufende Filmkamera. Ein Bilderwirbel entsteht: Aufstiebender Sand, nackte Haut, braun und naß, blitzende Zähne im dunklen Bart, eine überstrahlende Sonne, verwischte Hände.

Salzwasser spritzt aus nassem Haar auf die Optik, zerfließt und verzerrt die Konturen.

Ein gefährlich spitz gewordener Busen greift an, verwirrt den Gegner, entwaffnet ihn und sticht zu, immer wieder. Sieg! Sie entreißt ihm die Kamera.

Strand, Wasser, Himmel, Meer, Licht und Schatten in rascher Folge. Das Bild steht kopf – das Mädchen flieht mit seiner Beute, ein geschlagener Riese bleibt zurück. Jonas, der Prophet, liegt im Sand mit erhobenen Händen und brüllt den Untergang des Reiches Ninive über das Land...

Sie beugen sich über die Kamera: eine blonde Furie mit tropfenden Haaren und blitzenden Zähnen und ein schwarzhaariger Clown, züchtig verhüllt, mit lachenden Augen. Dazwischen Mike Callaghean und Roczinski.

Die Kamera liegt, laufend, im Sand, filmt gegen den Himmel. Sie starren alle vier in die Optik. Auf der kreiselt ein Glitzerding, rotiert, spielt alle Farben durch, dreht sich langsamer, kommt zur Ruhe: die Kristallpyramide.

Das Prisma zaubert einen Regenbogen über die verzerrten Gesichter. Beschwörende Gesten. Magie! Der Fetisch, der Spion der Götter, wird zum Spielzeug der Barbaren. Eine Hand greift nach ihm.

Roczinski liegt im Sand. Er blickt zum Himmel. Auf seiner Stirn glänzt der Kristall.

Kein Mönch mehr, kein Büßender, Betender, Beschwörender. Er zelebriert mit Hohn eine Schwarze Messe. Ein Abgefallener.

Ein Ketzer. Ein Verräter.

Eine mannshohe Pyramide aus Sand – nein, eher ein kegelförmiger Phallus. Eine archaische Kultstätte. Opferaltar. Auf der Spitze glitzert – der Kristall!

Die Schwarzhaarige schiebt ihren mexikanischen Hut in den Nacken und beginnt zu tanzen. Ein lasziver, spanischer Rhythmus. Ansteckend.

Die Blonde tanzt mit, barbusig, weißbrüstig. Die Füße trommeln den Sand. Auch ihr Sombrero wippt und federt nun mit. Die Mädchen greifen sich Roczinski. Kein Widerstand. Sie

bilden einen Kreis um den ›Altar‹. Im Sand, wie achtlos weggeworfen, liegt die Pyramide...

Dieses Spiel wird für Roczinski zu einem Akt der Befreiung. Das Ritual, leiblich, leibhaftig, faßbar, verscheucht den ganzen unirdischen Zauber.

Lust am anderen, Tanz der Kamera, Haare fliegen, Busen wippen. Eine gelbe Bluse flattert davon mit dem Wind. Roczinski schnappt nach Luft, die Mädchen lassen ihn los, klatschen in die Hände, drehen sich ekstatisch, Callaghean, mit der Kamera, dreht sich mit. Das Panorama rotiert.

Da greift Roczinski nach dem Kristall, wägt ihn in der Hand – zögert...

Dann schleudert er ihn ins Meer.

Er nimmt sich das zierliche schwarzhäarige Mädchen und wandert mit ihm den Flutsaum hinunter. Die Erde, so scheint es, hat ihn wieder.

Aus Roczinskis Tagebuch:

30. Oktober. Früher Morgen.

Jessica schwimmt gerade ein paar Runden, um wach zu werden. Sie winkt mir zu, und mir gefällt es hier. Los Angeles. Zum erstenmal finde ich ihn schön, diesen Alptraum von Stadt. Werde hier bleiben, solange sie meine Creditcards akzeptieren. Werde mir einen Wagen kaufen und mit Jessica nach Mexiko fahren, nächste Woche, wenn ihre Eltern wieder das Haus okkupieren.

Und vorher werde ich noch den christlichen Rat des Herrn Mitterer befolgen und die ›gewissen Beweise‹ im Meer versenken. Dicht neben der Kristallpyramide. Was heißt hier: ›Reportage meines Lebens‹? Was heißt überhaupt Karriere? – Da jagt man hinter Phantomen her – die bleiben unerreichbar – unsichtbar.

*Wo steht denn geschrieben, daß ausgerechnet Will Roczinski
auserwählt sein soll?*

*Phantome – soll'n die fremden Herrschaften doch selbst
sehen, wie sie ihre Botschaft unter die Barbaren bringen.*

Anflug auf Los Angeles International Airport. Dämmerung. Links die Berge – rechts die Stadt – die Stadt – die Stadt. Unsere Boeing schwebt darüber hin – sie kreist nicht, sie sucht in direktem Anflug ihr Ziel. Den Anfang habe ich versäumt, übersehen – aber nun nimmt diese Stadt unter uns kein Ende. Fünfzehn Minuten, zwanzig, fünfundzwanzig. Fünfundzwanzig Flugminuten mit einer Boeing – und keine Lücke gelassen in dieser mißgestalteten Urbanität, kein freier Platz, keine Atempause in dieser Verbauung, keine grüne Lunge, kein vergessenes Weideland – alles dicht an dicht, millionenfacher Traum vom eigenen Heim, mißverständener, fehlgeleiteter Urtrieb des Homo sapiens, Sehnsucht nach Sicherheit im eigenen Territorium, und sei's noch so klein. Was denken sich die *Herren vom anderen Stern*, wenn sie – wie wir – darüber hinfliegen?

Sind das da unten wirklich schon intelligente Wesen? Nein – doch keine Insekten! Ich habe mich getäuscht! Termiten leben sinnvoller! Denn Insekten sind dreihundertneunundneunzig Millionen Jahre älter als wir.

Wir sind nur eine sogenannte ›junge‹, eine infantile Zivilisation, eben noch war Steinzeit, wurde das Feuer entdeckt. Lohnt es sich mit uns Kontakt aufzunehmen? Entweder verehren wir sie dann wie Götter... Immer noch die Stadt unter uns – rush-hour – die Straßen sind verstopft, sie laufen quer zu unserer Flugrichtung. Es wird rasch dunkel, ein Meer von roten Punkten glüht auf – Bremslichter!

Sicher, auch diese Stadt findet Grenzen, links Berge und Wüste und drüben rechts, irgendwo im Westen, der Pazifik.

Der Smog nimmt die Sicht. Hier war Roczinski drei Tage lang glücklich.

Wingard und seinen Abschleppdienst hatte ich unterschätzt. Ein Haus bei Santa Ana, natürlich mit Swimming-pool, ein Innenhof im spanischen Stil, Personal – nicht weit davon drei Schrottplätze. Im Augenblick über zehntausend Autowracks auf Lager, Schrottpresse, Gleisanschluß, sechs Abschleppwagen ständig unterwegs.

Das lief alles so gut, daß er sich nicht mehr so recht dafür interessierte. Sein Hobby waren die Gebrauchtwagen. Er handelte selbst mit den Kunden, lobte seine Ware, machte Probefahrten, drückte die Preise der Zulieferer, das empfand er alles noch unmittelbar als persönlichen Erfolg. Oder als persönliche Niederlage, wenn ihn einer aufs Kreuz gelegt hatte, mit ungedeckten Schecks zum Beispiel oder mit gesperrten Kreditkarten – wie damals Roczinski.

Wingard fuhr uns selbst zur Unglücksstelle am San Diego Freeway. Die Brücke überspannte das Tal in vielleicht fünfzehn Meter Höhe. Das Stahlgeländer mit Leitplanke hatte Roczinski durchbrochen.

Er war allein im Wagen gewesen, damals am 11. November. Und hier unten hatte also das Autowrack gelegen, hier waren die sterblichen Reste Roczinskis in einer Zinkwanne geborgen worden. Die Polizei war von Long Beach herübergekommen, das lag näher. Wingards Abschleppdienst hatte die Trümmer des Wagens geholt.

Aber Wingard selbst hat erst zwei Tage später davon erfahren. Es war Zufall. Er hat das Wrack wiedererkannt, das auf dem Schrottplatz herumstand. Hätte es die Polizei früher freigegeben, dann wäre es bereits in der Schrottpresse gelandet – samt Roczinskis Tasche mit den Filmen. Auf der Rückfahrt demonstrierte Wingard sein neues Autotelefon. Die Show war für uns. Ich glaube nicht, daß diese Telefonate so

unaufschiebbar wichtig waren. Er mußte jedes Gespräch über San Diego anmelden, dort war sein Apparat registriert. Los Angeles hatte keine Nummern mehr frei. Er lobte die Vorzüge seines Wagens, bis ich ihm sagte, wir würden ihn nicht kaufen, hätten keinen Bedarf. Aber er lobte ihn, weil er neu war und ›great‹, und weil er ihn liebte. Leider habe ich keine so rechte Beziehung zum Automobil als Statussymbol. Ich finde zum Beispiel die Hierarchie von Mercedes-Dienstwagen einfach lächerlich, diese blechgewordene Hackordnung. Und hier in den USA fehlt mir das simpelste Unterscheidungsvermögen für Marken, Jahrgänge und Klassen – ehrlich gesagt, sogar für Farben. Ich sehe nur noch Uniformität. Denn in dieser Flut von Individualität geht das Individuum unter. Das war ganz und gar kein Thema für den ›Pferdehändler‹ Wingard. Und auch was den Fall Roczinski betraf, konnte ich ihm keine neuen Sensationen bieten. »Aber eine Frage, Mister Wingard, ganz persönlich und ein wenig indiskret: Nach allem, was ich hier bei Ihnen gesehen habe... Ich würde sagen: Sie sind nicht gerade unvermögend.«

»Stimmt – that’s right!« Selbstgefälliges Lächeln. Ein völlig verwandelter Mensch – wenn ich an unsere Begegnung in München denke, an die Situation in Hamburg. Jede Mannschaft ist auf ihrem eigenen Territorium unschlagbar, glaubt es zu sein.

»Warum, Mister Wingard, warum dann diese Feilscherei um tausend Dollar hin und her...?«

»Just for fun – aus Spaß!«

Gut. Aber es war natürlich mehr als nur ein Spiel: Selbstbestätigung, Zweikampf, siegreich bleiben... »Und noch etwas.« Wingard hielt vor einem mexikanischen Restaurant, wir waren seine Gäste. »Je mehr Sie bezahlen müssen für eine Ware, die nicht so recht zu taxieren ist, desto mehr ist sie Ihnen auch wert.«

Fahrt durch die Wüste.

Der Interstate Highway von Los Angeles über Pasadena nach Phoenix/Arizona ist breit, bequem und stark befahren. Aber Roczinski war damals mit seinem Mietwagen über Cadiz gekommen, ein immenser Umweg. Warum? Sie ist nicht schlecht, diese Straße, aber sie führt in unzähligen Kurven über das Gebirge, dann folgt sie der alten Eisenbahnlinie am Rande der Wüste und überquert bei Needles den Colorado. Wir verglichen die Fotos: Wo hatte der Rufer in der Wüste gesessen? – Ist das heute noch wichtig? Cadiz hat zwei Motels und drei Tankstellen – nicht nur eine, wie Roczinski behauptet. Auch ich bezahlte mit Kreditkarten. Ohne Schwierigkeiten! Widersprüche?

Gestern in Santa Monica kam ein Mädchen aus einem Lokal, aus einer dieser buntgestrichenen Holzbuden, die dicht an dicht auf der Landungsbrücke kleben wie Seevogelnester. Sea Food – Fische, Krabben, Krebse direkt ab Erzeuger. Sie kam da heraus und rannte mit ihrem Begleiter an den zweihundert Männern vorbei, die am Rande dieser Brücke standen, die weit hineinragt in den Pazifik. In Reih und Glied stehen sie da, unbeweglich, zehn Stunden am Tag, schweigend, und hängen ihre Angeln in den gar nicht immer so stillen Ozean. Es war ein stürmischer, trüber Tag – ganz unkalifornisch. Das Wasser klatschte gegen die tausend Pfähle und spritzte durch die Bohlen. Ihre schwarzen Haare wehten. An einem Band, im Nacken gehalten, flatterte ein mexikanischer Hut. Sie hüpfte übermütig wie ein Clown und ging dicht an mir vorbei, sehr dicht, wir berührten uns fast. Und ich hätte sie fragen müssen,

nur leise fragen: Heißen Sie Jessica und haben Sie mal drei Tage mit einem gewissen Roczinski geschlafen...? Aber ich habe sie nicht gefragt. Es gab auch keinen Zweifel. Dieser unendlich breite Mund, fest zusammengepreßt, die lustigen Augen mit den überlangen, angeklebten Wimpern, dieser spöttische Blick, der mich traf, der mich zur Seite scheuchen sollte, wo ich doch im Weg stand wie einer dieser riesigen Pfosten, die das Befahren der Brücke verhindern sollen. Ich habe nicht gefragt. Und diese Frage hätte sie bestimmt nicht glücklich gemacht – von ihrem Begleiter ganz zu schweigen.

Und was wäre schon gewonnen gewesen, wenn sie erstaut stehengeblieben wäre und geantwortet hätte: Na, hören Sie mal, was geht Sie das an? Gut, ja, das war ich – aber woher zum Teufel wissen Sie das?

Dann hätte ich sagen müssen: Ganz einfach, ich habe Sie wiedererkannt. Ich habe Sie in einem Film gesehen, Sie feierten mit ihm eine Schwarze Messe am Strand, ein kosmischer Kristall versank damals im Meer.

Und Sie trugen diesen gleichen Hut und eine leuchtendgelbe Bluse, die war über der Brust geknotet. Und der Knoten hatte sich gelöst bei diesem ekstatischen Tanz, und dann haben Sie dieses dünne, durchsichtige Stück Stoff einfach in die Luft geworfen, in den Wind, und es ist davongeflattert über den Strand, wie ein entfloherer Drachen.

Und dann haben Sie erschreckt in die laufende Kamera geblickt und mit den Händen Ihre winzigen Brüste bedeckt. Ein Knabe, der eine Clownsgrimasse zog, halb lachend, halb weinend.

War sie es wirklich?

Was hätte sie schon über diese drei Tage zu berichten gewußt, *wenn* sie es war? Was interessieren uns die Bettqualitäten des Herrn Roczinski!

Vielleicht hätte sie mich auch nur verwundert angesehen. Ein Film am Strand! Ja, das ist möglich, kann gut sein, das ist mein Job, müssen Sie wissen, ich bin Modell und bekomme zweihundert Dollar pro Tag, wenn ich vor der Kamera stehe. Hollywood ist um die Ecke!

Und ich hätte weiter erzählt, und sie wäre ernst geworden: Wie, er ist tot? Will ist tot, Will Roczinski, mein Gott, wie traurig. Und ich hätte dann nicht mehr gewagt, weiter zu berichten, daß auch Mike Callaghan, der Riese, der Prophet aus dem Alten Testament, bei lebendigem Leibe verbrannte, in Nazca, in Peru, als er den Raumschiffen der Fremden zu nahe kam. Und daß ich ihn brennen sah, mit eigenen Augen – gefilmt von einer Kamera, die seinen Händen entglitten war. Der Untergang des Reiches Ninive.

Ich fragte sie nicht, sprach sie nicht an, erwiderte nur ihren Blick und blieb stehen, wo ich stand, wich nicht aus. Ein Duft nach Sandelholz wehte vorbei – oder kam das vom Meer? Und sie lief davon mit diesem Mann.

Ich hätte sie ohne Mühe noch erreichen können. Sie blieb an einem Wagen stehen, keine fünfzig Schritte von mir entfernt, und wartete darauf, daß dieser Mann die Tür aufschloß. Aber der kaufte noch ein, Ice-Cream und Magazine und Popcorn und Dosenbier. Das dauerte. Und ich stand immer noch da, allein, auf der ersten Bohle dieses Anlegesteges, der unter meinen Füßen zitterte durch die meterhohen Brecher, die der Pazifik heranschob. Meine Kollegen saßen schon in einer dieser Fischerbuden. Und ich starrte immer noch hinter diesem Mädchen her, das längst eingestiegen und samt Wagen und Mann verschwunden war. Irgend etwas war mit mir geschehen.

Es blieb eine Leere zurück, eine unbestimmte Traurigkeit, so ein Geschmack nach Verlust und Abschied, nach Niemalsmehr-Wiedersehen. Eine versäumte Gelegenheit. Das wäre eine Brücke gewesen zu Roczinski – nicht zu Roczinski,

dem Fernsehreporter, nicht zu diesem mir unbekanntem Mann, der mich nicht mehr interessierte, der nicht sterben konnte, solange wir seine Filme vorführbereit in Dosen mit uns herumtrugen – nein, zu Roczinski, dem unheiligen Heiligen, diesem gescheiterten Propheten, zu diesem Verkünder einer kosmischen Botschaft: Weite, Freiheit, Frieden, Geborgenheit im Universum, Roczinski auf der Suche nach den Übermenschen, auf der Suche nach den Göttern. Der tote Roczinski war der Vermittler – nicht der lebende. Und auch diese Verbindung zu ihm war nun abgerissen. Dicht neben dem Eingang, im Windschatten dieser Fischbude, hatte sich eine Gruppe junger Leute niedergelassen. Sie hockten dicht zusammengekuschelt wie eine Herde frierender Schafe und schwiegen. Der Wind wirbelte ihnen die langen Haare ins Gesicht. Einer hielt an einer Stange ein Schild mit einer primitiv gemalten Hand, der Zeigefinger wies nach oben in den grauerfetzten Himmel, zu den Möwen, die den Sturm abritten und unflätig herunterplärrten. Neben dem Zeigefinger stand in roten Lettern: »*HE's still ALIVE!*« ER lebt – ER lebt immer noch! ER *lebt* immerzu! Der Schildträger versuchte vergeblich, eine Zigarette anzuzünden, nein, keinen Joint, dafür hatte er ja jetzt dieses Schild. Aber die winzige Flamme wurde immer wieder ausgeweht. Das Schild war ihm hinderlich – er gab es weiter. Ein Mädchen nahm es, blickte lange und nachdenklich auf Zeichnung und Schrift – und dann warf sie es über das Geländer hinweg ins Meer.

Keiner aus dieser Gruppe sagte etwas, keiner reagierte, sie hockten und schwiegen, als sei nichts geschehen. Die Zigarette brannte endlich. Der Rauch bildete kleine Wirbel über den Köpfen, dort, wo eben noch ein Bekenntnis prangte. Ich trat an das Geländer. Da schwamm das Schild, tief unten auf meterhohen Wellen, der Zeigefinger wies hinaus auf die offene See! › *HE's still ALIVE!*‹

»Hallo!«

Erst war es nur ein Duft nach Sandelholz, dann sah ich den Hut über einen Rücken baumeln, sah die schwarzen Haare.

»Hallo, Jessica!«

Sie drehte sich um, sah mich spöttisch an, fand es keine Frage wert, wieso ich ihren Namen wußte – hier kannte man sich. Zumindest blieb man sich nicht lange fremd. Eine ›party‹. Abschiedsparty von Kalifornien. Morgen geht's in die Wüste.

»Was ist los?« So zierlich, so schmal und eine so tiefe Stimme.

»Nichts ist los!« – Falsch: Viel ist los, Jessica, viel! »Ich hab' nur nichts zu trinken.«

»Komm mit...« Sie nahm mich am Ärmel, zog mich durch das Gewühl. Eine winzige Wohnung, vollgefüllt mit hundert Leuten – oder zweihundert oder nur fünfzig, ich weiß es nicht mehr.

Henry Sokal, unser Cutter, hatte viele Freunde in Los Angeles, einen Teil seiner Schulzeit hat er hier verbracht. Eine Wiedersehensfeier. »Cuba libre?«

Ja, meinetwegen. Es gab nur Cuba libre, nichts anderes. »Skol!« Wir tranken und schauten uns an. Ihr Mund war wirklich viel zu groß. Und die Wimpern waren zu lang und zu stark getuscht.

Aber ihre Augen lachten, lachten immerzu, während ihr viel zu großer Mund die seltsamsten Linien beschrieb. Der war ständig in Bewegung, so als erzähle sie mir etwas, aber sie sagte, glaube ich, kein Wort. Ein Clown.

Die Musik dröhnte aus allen Ecken, einige tanzten, die Luft war zum Schneiden. Wir schwiegen immer noch und sahen uns an.

Unmöglicher Zufall.

Henry kam vorbei, sah nach, ob auch alle glücklich waren und zu trinken hatten. Er sagte nichts, nickte Jessica nur flüchtig zu, kannte sie also kaum oder gar nicht, erkannte sie auch nicht wieder vom Film.

Sie war ein Mitbringsel, ein Anhängsel, einer hatte sie eingeschleppt, dieser Kerl vielleicht von heute mittag, den auch keiner kannte und an dessen Gesicht ich mich nicht mehr erinnern konnte.

Da standen wir nun. Um sich zu unterhalten, hätte man schreien müssen. Ich versuchte es:

»Regnet's hier eigentlich immer?«

»Wieso?«

»Es hat doch geregnet und gestürmt den ganzen Tag!« Für einen Drehbuchautor waren das idiotische Texte. »Ich bin nämlich das erste Mal in Kalifornien.« Sie kam näher. »Ja, das passiert hier schon mal, das mit dem Regen. Alle denken, wenn sie Kalifornien hören, immer nur an Sonne und High life. Manchmal haben wir Wolkenbrüche, da fangen die Berge an zu rutschen, Häuser werden fortgespült und Menschen verschüttet.«

Das Sandelholz vertrieb den beißenden Tabakdunst der hundert gleichzeitig glimmenden Zigaretten. »Wie lange bist du schon hier?« wollte sie wissen. »In Los Angeles? Zwei Tage. Morgen geht's weiter.«

»Ich weiß. Und wie gefällt es dir?«

»Na ja, ganz gut. Viel hab ich nicht gesehen.«

»Warum nicht?«

»Keine Zeit. Außerdem hat es ja geregnet. Nur heute mittag, da waren wir unten am Meer, am Pazifik, an der Brücke.«

»Gebadet?«

»Nein, gegessen. »Seafood.« Krebse.«

»Ja, das ist ganz gut, da unten.«

Keine weitere Reaktion. Oder was war das, in ihrem Blick? Ich mußte lachen – sie lachte mit. Erinnerste sie sich an diesen Klotz im Weg, der ihr so lange nachgestarrt hatte? »Es hat aufgehört zu regnen.« Sie sah so unternehmungslustig aus. »Komm mit.«

Sie zog mich wieder am Ärmel hinter sich her zur Tanzfläche. Nein, bitte nicht! Ich finde Tanzen ausgesprochen albern. Nicht, daß ich's nicht könnte, aber es gibt heutzutage so viele andere Gelegenheiten, Mädchen anzufassen – und auf der Tanzfläche tut man's ja ohnehin nicht mehr. Aber sie hatte da gar nichts mit mir vor, sie ließ mich stehen, drängte an einigen Tänzern vorbei, nahm einen Mann am Arm, der drehte sich um, hörte ihr zu, beugte sich herunter zu ihr, hörte wohl schlecht, begriff nicht sofort, faßte schließlich in seine Tasche und gab ihr etwas. Einen Autoschlüssel...? War das ihr Begleiter von heute mittag?

Die Beleuchtung war inzwischen auf Stimmung getrimmt. Nur die Stehlampen brannten noch, Henry wandelte mit einem Topf Salzmandeln durch den Raum.

Sie kam zurück, nahm mich wieder am Ärmel, und wir gingen zur Tür. »Und was jetzt?«

Das Licht im Flur war grell und kalt. Es durchleuchtete unsere Gesichter, ihre durchsichtige Bluse, sie war diesmal schwarz, alles war schwarz, die ausgestellten Hosen, die hochhackigen Stiefel, das kurze Cape, das sie aus einem Berg Regenmäntel fischte, um ihren Knabenbusen zu verhüllen. »Ich fahr' dich durch die Stadt, wenn du willst, zeig' dir die Sehenswürdigkeiten! Da drinnen kann man nicht reden.« Wir warteten vergeblich auf den Lift, schließlich gingen wir zu Fuß

über die Treppe. In Los Angeles baut man nicht in den Himmel.

»War das dein Freund?«

»Der getanzt hat? Ja.«

»Was hast du ihm gesagt – ich meine, wo wir hingehen?«

»Nur, daß ich den Schlüssel brauche.«

»Und was hat er gesagt?«

»Okay.«

Sie ließ den Autoschlüssel klingeln, und dazu klapperten ihre Absätze in einem ganz bestimmten Rhythmus über die Stufen.

Wir fuhren am ›Beverly Wilshire‹ vorbei. Sie zeigte hinaus:

»Dein Hotel!«

»Stimmt. Woher weißt du das?«

»Hab' ich gehört. Ziemlich muffiger Kasten, was?«

»Geht eigentlich. Nur sehr laut. Ich wohne nach vorne raus. Gibt's hier eigentlich ruhige Hotels?«

»Wenig. Wenn du rechtzeitig anrufst, das nächste Mal, such ich dir eins. Wenn ihr nicht soviel seid, könnt ihr auch bei uns übernachten.« Bei ihr?

Roczinskis Tagebuch: Jessica schwimmt im Pool, um wach zu werden. Drei Tage lang war er dort glücklich mit ihr. Roczinski – ich hatte ihn vergessen. Ich wollte sie fragen – was wollte ich fragen...?

»Sehr amerikanisch wirkst du eigentlich nicht, Jessica.«

»Findest du!«

»Finde ich, ja.«

»Du hast also ein fertiges Bild, wie amerikanische Girls auszusehen haben.«

»Zumindest hab' ich ein Bild davon, wie sie normalerweise nicht aussehen.«

Sie zog den breiten Mund noch mehr in die Breite und sah herüber. Lange. Wir standen an einem Rotlicht.

»Mein Vater ist Spanier, meine Mutter Jüdin – aus Deutschland.«

»Aha. Darum.«

»Ja, darum! – Und geboren bin ich in Mexiko, in Chihuahua!«

»Deshalb der mexikanische Hut.«

»Ja, deshalb der mexikanische Hut.«

»Du trägst ihn immer?«

»Manchmal nehme ich ihn auch ab...« Wir fahren weiter.

Außer meinem Hotel hatte sie mir noch keine Sehenswürdigkeiten gezeigt.

Einige Kapellen und Kirchen sind mir noch in Erinnerung, bunt angestrahlt und mit zuckender Neonreklame garniert. *HE's still ALIVE!*

Alles andere verlor sich im Nebel der Gleichförmigkeit. Wir schwiegen wieder. Jessica sah konzentriert nach vorne, hinaus auf die Straße, auf diese langsam dahinschleichende Kolonne.

Man sitzt so weit voneinander entfernt in diesen breiten amerikanischen Wagen. Viel Platz war zwischen uns, viel zuviel! Ich schaute sie an, lange, dieses schmale Profil, hinter dem die Lichter vorbeiwanderten. Ein Spanier, eine Jüdin, Chihuahua.

Sie spürte schließlich meinen Blick, sah kurz herüber. »Was ist?«

Einiges, Jessica, einiges... ziemlich viel sogar und immer mehr – mit mir, um ehrlich zu sein. »Wo fährst du mich eigentlich hin?«

»Nirgendwohin. Nur so, spazieren. Aus Spaß!« Glückliche Jessica, sie kann in dieser Stadt zwischen Abgasen und Kolonnen noch Freude empfinden am Spazierenfahren...

»Können wir nicht einfach aussteigen und gehen?« Sie war sehr überrascht. »Nein, das können wir nicht...!«

Ein paar junge Männer, die neben ihr fahren, blickten herüber, winkten. Sie registrierte es nicht. »... höchstens unten am Strand, am Pazifik!«

Der Wind hatte die Wolken vertrieben und war erschöpft eingeschlafen. Es war einer dieser geradezu perversen Vollmondnächte. Ein eiskaltes Licht, scharf und unbarmherzig, lag über dem Strand, über dem Meer.

Man sah kilometerweit: jede Hütte, jede Buhne, jede Kontur, die weißen Schaumkronen der Wellen bis zum Horizont – auslaufende Dünung.

Feuer brannten, von irgendwoher wehte Gesang, die Melodie einer Gitarre. Pärchen lagen im Sand, dunkle Schatten, regungslos, schamlos. Den Flutsaum entlang standen einsame Gestalten, die Angler mit ihren meterlangen Ruten. Auch sie verharrten fast ohne Bewegung, bis auf jenen kurzen Augenblick, wo sie Schnur und Köder durch die Luft pfeifen ließen und hinaus schleuderten in die Brandung. Wir waren weit gegangen, eine Stunde, zwei. Schweigend. Es gab nichts zu bereden, keine Frage, keine Probleme, die Vergangenheit hatte aufgehört, wichtig zu sein. Wir gingen schnell, rasche Schritte im weichen Sand, im gleichen Rhythmus, Hand in Hand, ein kindlicher Kontakt, vertrauensvoll, alles umfassend, ein erregendes Spiel der Finger, ein Griff, der immer fester wurde, der Übereinkunft signalisierte. Der Strand hatte sich geleert, war einsam geworden, ein paar Hunde liefen hinter uns her, scharrten im angeschwemmten Unrat, verschwanden wieder zwischen verfallenen Hütten. Betonklötze lagen im Sand, Eisenträger, Schienen. Eine lange Reihe Lagerschuppen riegelte uns den Weg ab zur Stadt, ein mannshoher Zaun begleitete uns, drängte den immer schmaler werdenden Sandstreifen ab ins Meer, versperrte uns schließlich den Weg.

Drohende, schwarze Monster ragten dahinter in die Nacht, Kräne und Schiffsrümpfe, urtümliche Ungeheuer im flirrenden Mondlicht. Eine Öffnung im Gitterwerk des Zaunes: verrostet, zerbrochen, wir schlüpfen hindurch, ein toter, stählerner Wald, Industriesteppes, verlassen, unheimlich, der Boden aufgewühlt, wir sanken ein in Schlick und Morast, dann wieder Eisenplatten, Beton.

Aber hier fanden wir endlich Schatten, fanden Schutz vor diesem unirdischen, unmenschlichen, unbarmherzigen Licht. Wir blieben stehen. Teer und Tang und Sandelholz.

Nein, ihr Mund war nicht zu breit, ihre Brüste waren nicht zu klein, das Cape lag schon im öligen Sand, ein winziges Liebeslager zwischen Rost und Schlick.

Da drehte der Wind. Es war doch der Wind? Ein Aufseufzen, ein metallisches Kreischen. Ein schauerliches Klagen hoch über uns im Gestänge der Kräne und Winden. Das Mädchen hielt den Atem an, krallte sich fest an mir, ließ los und rannte davon. Am Zaun holte ich sie ein. Dann rannten wir beide. Ertappte Kinder fliehen vor dem schwarzen Mann.

Lagerschuppen und Kräne waren verschwunden. Wir stolperten über Betonklötze und Schienen, liefen immer den Flutsaum entlang, den Weg zurück, rannten um unser Leben. Schließlich fielen wir in den Sand, erschöpft, lachend, atemlos. Zu atemlos, um weiterzuküssen, das Spiel weiterzuspielen. Ihre Haut war heiß und feucht, der Sand war kühl, hart und kühl und naß, festgetrommelt von der Flut, die langsam vor uns zurückwich.

Ein Stück weiter unten stand eine dunkle Gestalt, unbeweglich, ein Angler. Der hatte nur kurz herübergesehen zu uns, jetzt starrte er wieder hinaus auf das tobende Wasser. Langsam erwachten wir aus unserer Reglosigkeit, lösten unsere Umklammerung, richteten uns auf, sahen aufs Wasser, hatten beide die gleiche Idee, ohne Worte, wiederum stumme

Übereinkunft; der mexikanische Hut flog in den Sand, Bluse, Stiefel, wieder sah der Angler kurz herüber, als wir losrannten. Jessicas Haut leuchtete weiß, und wir tauchten unter. Schon die erste Welle wirbelte uns gegen den Grund, verschlang uns, spie uns wieder aus, wir schnappten nach Luft, umklammerten uns, lagen im ablaufenden Wasser, das uns eingrub in den Sand, der nächste Brecher überschüttete uns mit Gischt, verschlug uns den Atem, riß uns mit, wir stemmten uns gegen den Sog, der uns ausgrub, fortspülte, wir ließen uns nicht los, keine Sekunde, waren wehrlos dadurch, gefesselt, gefangen...

Der Stille Ozean tobte, zog uns hinaus, hinunter – und warf uns wieder zurück auf den Strand.

Das war kein Meer, um sich darin zu lieben – sich schwebend zu vereinen – das waren elementare Gewalten, herrlich und triumphal, um gemeinsam zu sterben.

Zum zweitenmal um Erfüllung betrogen, in die Flucht geschlagen, taumelten wir über den Sand.

Eine Polizeistreife leuchtete mit Taschenlampen zu uns herüber, ein naives Ritual. Unübersehbar, weiß und nackt, liefen wir durch das gleißende Mondlicht.

Naß schlüpfen wir in die Kleider, rannten zum Wagen, naß führen wir durch die leeren Straßen.

Ein erstaunter Portier, ein erschreckter Boy im Lift. Wir nahmen uns nicht die Zeit, Licht zu machen, die Vorhänge zu schließen, Sand und Salz abzuduschen, die Haare zu trocknen. Eine dritte Flucht war nicht mehr eingeplant. Durch das Fenster flackerte der irre, stete Rhythmus einer Lichtreklame, rot-grün-blau, geisterte über die Wände, über die Decke.

Sandelholz und Salz.

Zwischen den Zähnen knirschte der Sand, das Meer brannte noch auf der Haut, auf den Lippen.

Irgendwo klopfte jemand gegen eine Tür, irgendwo spielte Radiomusik. Wir hielten uns fest, keiner ließ den anderen mehr

los, ein ungebrochener Wille, ein Ziel. Wir waren nicht atemloser gewesen, als wir um unser Leben rannten, nicht atemloser, als uns der Pazifik zu verschlingen drohte. Roczinski ist tot!

Roczinski ist tot? Wieso? Was ist mit Roczinski? Stand dieser Tote zwischen uns, mußte er besiegt werden, übertrumpft? Hieß das hier, seinen Spuren folgen?

Oder hieß es, ihn auslöschen, vernichten, beseitigen? Roczinski, das war ich, das war immer nur ich, ich! Ich habe diese Leute erfunden, ich habe diese Rollen gefilmt, Fiktion, Lüge, Betrug, ein Taschenspielertrick, Gaukelei, Roczinski, das war meine Idee, eine Puppe, eine Marionette, ein Stellvertreter, der meine Texte sprach, nach meiner Pfeife tanzte, der vergeblich aufbeehrte, er war manipuliert, inszeniert, kam, wenn ich ihn rief, verschwand und starb nach meinem Wunsch. Einen Roczinski hat es nie gegeben.

Die Wahrheit kommt ans Licht: Das flackert rot-grün-blau über die Wände, rot-grün-blau – ein steter Wechsel. Versunken in Mutter Erde. Ein gelobtes Diesseits. Es ist heiß, heiß und schwül. Ich schmecke wieder Salz auf meiner Zunge, Salz und Sand und atme den Duft von Sandelholz. Später wird der Lärm unerträglich. Im frühen Licht des Morgens schiebt sich eine unendliche Kolonne dröhnender Wagen durch die Straße vor dem Fenster. Immer noch pulst gegenüber das Licht dieser Reklame in seinem abrupt wechselnden Farbenspiel, rot-grün-blau, aber es liegt keine Kraft mehr darin, nichts dringt mehr herüber über die verpestete, lärmende Straße.

Eine matte Sonne sticht durch den Smog. Bevor ich die Vorhänge schließe, sehe ich einen breiten Mund, verwischtes Make-up, winzige Brüste eingebettet zwischen verdrehten Laken, zerwühlten Kissen, ein schlafender Clown. Ich wecke ihn auf – zärtlich, behutsam –, und diesmal sind wir allein,

kein Schatten der Vergangenheit, kein Gespenst, kein Lichterspiel.

Das Telefon klingelte.

Die anderen standen schon unten in der Halle, hatten bereits gefrühstückt, waren abfahrbereit. Es war spät. »Ja, ich komme sofort.«

Das Kissen neben mir war leer. Kein Clown mehr da, kein mexikanischer Hut. Jessica war fort, war heimlich davongeflattert, und zurück blieb nur ein zarter, trauriger Hauch von Sandelholz.

Nun fuhren wir also durch die Wüste – Kalifornien, Nevada, Arizona –, weil es uns Spaß machte, durch die Wüste zu fahren, weil wir die Wüste liebten, diese archaische Landschaft, weit wie das Meer und trotzdem nicht so beängstigend grenzenlos, dafür vielfarbig, fotogen, einsam, menschenleer – schön, dieses Amerika ohne Amerikaner. Wir besuchten den ›Giant Rock‹ im Yucca Valley. In der riesigen Höhle unter dem Felsen versammeln sich regelmäßig UFO-Gläubige und versuchen meditativen Kontakt mit fernen Welten herzustellen, Welten, von denen uns Hilfe kommen soll und das Heil und der Frieden. Zweihundert Wagen standen auf dem Parkplatz. Neugierige saßen herum, hockten auf den Klapstühlen im Halbdunkel zwischen den Auserwählten und warteten auf eine Sensation. Vergeblich.

Kein brennender Dornbusch, kein Feuerzeichen, kein flammendes Pentagramm in der Luft, wie auf dem Foto in der Bibliothek von Karl Veit.

Was tun wir eigentlich hier? Was suchen wir? Was bringt uns das alles? Was ist überhaupt noch der Nachprüfung wert in Sachen Roczinski? Ein Platz in der Wüste? Die Anzahl von Motels und Tankstellen in Cadiz? Eine Geliebte? Wozu sind wir in diesem Land?

Ist das, was uns fragwürdig erscheint an Roczinskis Reportage an seiner Theorie, an seinen Hoffnungen und Mutmaßungen, überhaupt nachprüfbar?

Sie sind hiergewesen! – schreibt Roczinski. Gut, dann waren sie eben hier. Warum auch nicht? Belassen wir's doch dabei. Ist Wahrheit nicht auch, was geschehen sein *könnte*?

Wir flogen nach Miami, nahmen uns zum erstenmal auf dieser Reise ein Wochenende frei, lagen zwei Tage in der Sonne Floridas zwischen halbgreisen Amerikanern, die sich einen Jugendtraum erfüllten und ihren Lebensabend hier verbrachten. Dabei übersahen sie tragischerweise die Tatsache, daß dieses feuchtheiße, tropische Klima lebensverkürzend wirkt. Wir besuchten Flipper und den Mörderwal im Seewasseraquarium und die ausrangierte ›Queen Elizabeth‹, dieses schwimmende Monster aus Rost, im Hafen von Fort Lauderdale.

Wir fuhren nach Norden, nach Kap Kennedy, setzten uns in die Sight-Seeing-Busse der NASA, die uns als tiefgekühlte Fracht, weil vollklimatisiert, zu den Abschlußrampen der Mondraketen beförderten. Gruppenfoto vor Apollo 12.

Führung durch das größte Gebäude der Welt – die Montagehalle. Ein Park voll tödlicher Waffen von gestern, ausgediente Raketenmodelle in einem Freilichtmuseum der Air Force. Die atomaren Sprengkörper waren – hoffentlich – durch Attrappen ersetzt.

Wir folgten den ausgetretenen Trampelpfaden des Tourismus.

Aber als ein tropischer Regen über diesen Teil Floridas niederging und die Grenzen zwischen Wasser und Land für den Rest des Tages verwischte, landeten wir endlich wieder beim Thema.

»Wir sind keine Kinder, wir sind Säuglinge – besonders was unsere ›Raumfahrt‹ angeht, und eigentlich sind wir in gewisser Weise – leider – schon wieder am Ende. Zumindest sieht es im Augenblick so aus.«

Der das sagte, war Angestellter der NASA, das war erstaunlich. Aber da er diese Ketzereien als Privatmann und nicht als NASA-Angehöriger preisgab, wollen wir ihn Heinz Traubert nennen.

Wir hatten uns, glaube ich, mit zwölf Jahren kennengelernt, in einer Jugendgruppe. Ich spielte Theater, fing an zu inszenieren, Laienspiele natürlich, und war bereits fest entschlossen, später einmal Filme zu machen. Und er schrieb Theaterstücke für uns und interessierte sich damals bereits für Physik und Technik – und für Philosophie. Heute ist der Kybernetiker, Informatiker, Elektroniker und Mathematiker, also ›Computer System Scientist‹, und hat schon bei vielen großen Instituten und Elektronik-Konzernen ein Gastspiel gegeben. Zwanzig Jahre hatten wir uns nicht gesehen. Ich wußte, daß er in Huntsville, Alabama, arbeitete, beim Marshall Space Flight Center, beim MSFC. Das Zusammentreffen in Florida war also ein gelenkter Zufall, ich traf ihn eine Stunde vor seinem Rückflug auf dem Flugplatz in Melbourne. Wir kauten an unzerstörbaren Steaks und tauschten Jugenderinnerungen aus. Nach diesem Vorgeplänkel landeten wir zwangsläufig bei der Raumfahrt:

»... der viele in diesem Land feindlich gegenüberstehen: rausgeworfenes Geld, verschwendete Anstrengungen, so sinnvoll und teuer wie die Pyramiden, was sollen wir denn auf dem Mond... das hört und liest man inzwischen allgemein. Die nationale Euphorie, nachdem die Russen beim Wettrennen geschlagen wurden, ist verflogen. Auf dem Mond zu landen, das ist selbstverständlich geworden, jetzt fragt man sich, was soll das Ganze. Die Teflon-Beschichtung der Bratpfannen wird als das einzig sinnvolle Überbleibsel der Raumfahrt-Ära bezeichnet – Nachrichten- und Wettersatelliten, unsere neuen Erkenntnisse in Metallurgie und Elektronik, in Medizin, Optik und Chemie, das wird alles übersehen. Aber es geht jetzt gar

nicht um die sogenannten Abfallprodukte und Nebeneffekte – die sogenannten ›spin-offs‹. Früher war der Krieg der Vater aller Dinge, heute könnte es die Raumfahrt sein und ein neues Zeitalter friedlicher Eroberungen einleiten – wie damals, als zur Zeit der Renaissance die Entdeckungen neuer Kontinente auch ein neues Bewußtsein schufen, von kleinlichen kriegerischen Aggressionen für über ein Jahrhundert ablenkten. Die Neuzeit war angebrochen.

Der Mensch braucht ein geistiges Ziel, und das Vordringen in den Weltenraum eröffnet uns völlig neue Dimensionen. Was suchen wir denn auf dem Mond außer Steinen? – Nun, die Gründe, warum Mondbasen wissenschaftlich sinnvoll sind, füllen einige tausend Seiten. Aber abgesehen davon: Auch Lindbergh wollte, als er den Atlantik überquerte, nicht speziell und ausschließlich nach Paris. Er wollte zuallererst einmal beweisen, daß eine Überquerung des Atlantiks im Flugzeug möglich ist.

Das erschien damals vielen nur als eine sportliche Tat und eröffnete doch eine neue Epoche.«

Das war mir nun alles längst bekannt. Aber diese defensive Haltung offenbarte mir doch, daß eine Art Katzenjammer bei der NASA nicht zu übersehen war. Wie soll es weitergehen? »Noch ein paar Flüge zum Mond –, das war's dann. Der Rest wurde gestrichen. Bleibt noch der Raumgleiter – sofern er nicht gestrichen wird, das schwerkraftfreie Raumlabor, die Grand-Tour zu den äußeren Planeten – sofern das nicht gestrichen wird.

Der Krieg in Vietnam ist teuer und besitzt für das amerikanische Selbstbewußtsein einen völlig anderen Stellenwert. Wir erhalten für die Raumfahrt nur noch zwei Prozent des Staatshaushalts – für Rüstung und Verteidigung dagegen... Na ja, lassen wir das.«

»Wie ist denn das mit den bemannten Flügen zu Mars und Venus – und zu anderen Planetensystemen?« Heinz Traubert lachte.

»Also, mal langsam, eines nach dem anderen. Für den Mars existieren konkrete Pläne. Für eine Realisierung stehen aber keine Mittel bereit.

Venus ist, im wörtlichen Sinne, ein ›heißes Eisen‹, vor allem erst mal heiß. In diese Hölle schickt man vorläufig keine Menschen. Unbemannte Spione, Sonden also, tun's auch. Und zu anderen Sonnensystemen – also paß mal auf!« Heinz opferte eine Erbse, neben den Pommes frites das einzig Verdauliche an diesem Menü, und legte sie in die Mitte des runden Tisches.

»Das ist die Sonne, mal angenommen, ja? Und hier am Rand des Tisches, in siebzig Zentimeter Entfernung, dieses Sandkorn hier, das ist die Erde. Und der Mars, noch ein Sandkorn, schwebt hier, wo ich sitze. Und die Venus befindet sich dort, wo dein Bierglas steht. In diesem kleinen Bereich können wir uns heute schon mit der vorhandenen Technik bewegen – auch wenn jede Reise viele Monate dauert. Zu den äußeren Planeten, die schwirren da drüben herum, bei den nächsten Tischen, dort beim Kellner, da kommen wir zur Not auch noch hin, mit Ionen-Raketen, da sind die Prototypen bereits erprobt.

Aber das nächste Sternensystem, das wäre dann ja nicht mehr ›interplanetarische‹, das wäre ›interstellare‹ Raumfahrt, das nächste System befindet sich, nach unserem Modell, auf den Bahamas, oder, wenn wir in München säßen, auf dem Bahnhofsplatz in Stuttgart, über zweihundert Kilometer entfernt. Auf der Suche nach anderen Zivilisationen schaffen wir eine Raumreise mit allen bis heute vorstellbaren technischen Möglichkeiten nie – nach unserem Miniaturmodell hier liegt der nächste bewohnte Himmelskörper vielleicht

zehn- oder zwanzig- oder dreißigtausend Kilometer von dieser Erbsen-Sonne entfernt.«

»Mit Fusionsraketen?« Warum soll ich nicht auch einen Vorschlag machen dürfen?

»Mit Triebwerken, die die Verschmelzung von Wasserstoffatomen in Heliumatome, wie sie auf der Sonne und auch in der Wasserstoffbombe vorkommt, als Energiequelle ausnutzen, kann man schöne Dinge tun – leider ist das noch Zukunftsmusik.

Nur – um zu einem zwölf Lichtjahre entfernten Stern zu reisen, und man muß ja mit annähernder Lichtgeschwindigkeit fliegen, um innerhalb eines Menschenlebens wieder zurückzukehren, braucht man für ein kleines Raumschiff mit zehn Tonnen Nutzlast – viermal sechzehn Milliarden Tonnen Wasserstoff! Zweimal für Start und Landung und dasselbe noch mal für die Rückreise. Und das bei der effektivsten Energieausnutzung, die beim gegenwärtigen Stand unserer Technik denkbar ist.«

»Antimaterie, Antigravitation, Tachionen...« Schließlich verstand ich auch etwas von Zukunftsmusik. »Du liest gerne Science-fiction-Romane, ja? – Antimaterie, bei der die gesamte Masse nach der Einsteinschen Formel $E=mc^2$ zerstrahlt, wenn sie mit der Materie *unserer* Welt, unseres Planeten zusammentrifft, ergibt natürlich eine gigantische Ausbeute. Nur glaube ich nicht, daß Antimaterie je in größeren Mengen hergestellt und gebändigt werden kann. Antigravitation, also Aufhebung der Schwerkraft, ist eine ›phantastische‹ Lösung, besteht also im Augenblick nur in der Phantasie, und Tachionen und andere überlichtschnelle Teilchen aus dem subatomaren Bereich gibt es bisher nur als mathematische Möglichkeit. In der Natur wurden sie noch nicht beobachtet. Vielleicht sind sie dafür zu schnell, schneller als das Licht, das bisher immer die oberste Grenze jeder

möglichen Geschwindigkeit darstellte – was aber inzwischen von einigen progressiven Geistern angezweifelt wird – trotz Einstein!

Wir sind von den Grenzen menschlicher Erkenntnis noch weit entfernt. Deshalb halte ich es für fahrlässig, bereits die absoluten Grenzen der Natur zu diskutieren. Mein ehemaliger Physiklehrer hielt Überschallflüge für unrealisierbar. Und noch auf der Universität war unser Professor sicher, daß Raketen niemals die Fluchtgeschwindigkeit zum Verlassen der irdischen Schwerkraft erreichen könnten. Er lebt noch. Er wird sich wundern, was wir trotz seiner Prognosen alles geschafft haben. Und was wir noch alles schaffen werden. Vielleicht wird es uns eines Tages möglich sein, während des interstellaren Fluges Energie nachzutanken, wie es von einigen Wissenschaftlern bereits vorgeschlagen und berechnet wurde. Zum Beispiel: Schwerkraft auftanken durch Umfliegen von Doppelsternen, Wasserstoffatome als Brennstoff einfangen durch ein riesiges elektromagnetisches Feld. Denn der ›leere Raum‹ ist keineswegs leer – er ist voller Strahlung und Materie.

Aber, wie gesagt, alles Zukunftsmusik und ein bißchen Science-fiction. Unter Raumfahrt dagegen verstehen wir etwas sehr Reales, sehr Aufregendes – aber vor allem etwas Sinnvolles...!«

»Und das scheint die interstellare Raumfahrt nicht zu sein?« Heinz Traubert schüttelte den Kopf und setzte die erkaltete Erbsensonne in den Aschenbecher.

»Nein, noch nicht. Leider noch nicht. Und sie ist vor allem erst in zweiter Linie ein für uns fast unlösbares physikalisches Problem.

Erst müssen biologische Probleme gelöst werden. Eine Lebensdauer von siebzig bis achtzig Erdenjahren für eine Raumschiff-Besatzung ist natürlich undenkbar. Ob Einfrieren

und rechtzeitig Wiederauftauen vor dem Ziel die Lösung ist, um die jahrhundertelangen Reisezeiten zu überleben, muß abgewartet werden.«

Ich hatte noch einen Trumpf; es war der Augenblick gekommen, ihn auszuspielen: »Und was ist mit der Zeitdilatation?«

Nach der Relativitätstheorie, der Physik der hohen Geschwindigkeiten, verändert sich die Zeit. Die Uhr in einem Raumschiff geht wesentlich langsamer als auf unserer Erde! Das war mir schon vor McCraights Lektion geläufig. »Die Zeit dehnt sich, das ist richtig, aber erst, wenn die Lichtgeschwindigkeit annähernd erreicht ist. Vorher macht sich dieser Effekt kaum bemerkbar. Aber nehmen wir an, wir hätten das unlösbare Energieproblem irgendwie doch bewältigt. Wir fliegen los, beschleunigen mit 1 g, das entspricht der Fallgeschwindigkeit auf unserer Erde, erreichen nach einem Jahr die Lichtgeschwindigkeit, umfliegen nach dreißig Jahren tatsächlich den Andromedanebel, die nächste Galaxis, kehren nach sechzig Jahren zurück – Bordzeit, wohlverstanden –, dann sind auf der Erde inzwischen fünf Millionen Jahre vergangen. Fünf Millionen!

Was erwartet uns da? Wer erwartet uns da? Ob dann noch etwas vorhanden ist von dieser menschlichen Zivilisation? Ob wir noch irgendwelche Spuren finden, Reste, Ruinen? Ob dieser Planet dann noch bewohnbar ist?« Sein Flug nach Huntsville wurde aufgerufen. »Letzte Frage, Heinz: Wäre eine fremde Hyperzivilisation denkbar, die mit völlig anderen physikalischen Gesetzen, mit völlig anderen Methoden der Raumfahrt hier bei uns auftaucht?«

Wir gingen durch die Halle, der Regen draußen auf dem Vorfeld pladderte mit unverminderter Heftigkeit herunter. Die Ground-Hostessen stellten Schirme bereit. »Andere biologische Gesetze sind denkbar. Vielleicht macht es fremden

Wesen Spaß, zweitausend Jahre lang durch den leeren Raum zu reisen. Aber an andere physikalische Gesetze glaube ich nicht, die scheinen überall im Kosmos die gleichen zu sein. Nur – es kommt auf die Anwendung an! Deshalb ist es logisch, daß eine ältere Technologie auch andere Methoden der Raumfahrt anwendet, also für uns noch völlig unbekannt, noch undenkbar Antriebsverfahren. Irgendwann werden auch wir vermutlich neue Formen der Energie von noch unentdeckter Qualität und Quantität entdecken. Solche Möglichkeiten erschließen sich uns aber nur, wenn wir Raumfahrt auch wirklich als Forschung betreiben und nicht immer nur nach Zinsen dabei suchen, die sich in der Bilanz unter der Spalte: Macht, Krieg, Bedrohung, Stärke, Verteidigung auszahlen müssen. Raumfahrt ist eine humane, Forderung, wie jede Wissenschaft...«

Ein weites Feld, dieses Thema. Heinz versuchte, einen bereits völlig durchnäßten Schirm aufzuspannen. »Ob es wieder zwanzig Jahre dauert, bis man sich das nächste Mal trifft?«

»Ich werde dir von neuen Möglichkeiten der Raumfahrt berichten, vielleicht könnt ihr bei der NASA etwas davon lernen – sofern ich in Kontakt komme mit ihr, sofern ich sie treffe...«

»Wen willst du treffen?«

Heinz stand bereits im Regen und versperrte anderen den Weg. Und er sah mich an, als habe er nicht so recht verstanden.

Deshalb wiederholte ich es: »Eine außerirdische Delegation...!«

Und dann war Julie wieder da, Juliette. Sie hatte uns tatsächlich ausfindig gemacht, kluges Mädchen, das schaffte nicht einmal die *Bavaria*; für *die* Daheimgebliebenen galten wir schlicht als verschollen.

Sie tauchte auf, als wir beim Frühstück saßen, unübersehbar, laut lachend, strahlend guter Laune, sie hatte auch die psychokinetischen Bilder von Ted Serios mitgebracht und eine Adresse.

Zuerst zu den Bildern: Das waren verwischte, verschwommene Konturen in Schwarzweiß und in Farbe. Manchmal war mehr, manchmal weniger darauf zu erkennen. Aber wenn man sie mit dem Original verglich, das Serios im Kopf hatte und per Gedankenkraft in die Kamera übertrug, dann war das Ergebnis verblüffend. Gut – und die Adresse?

Das war eine Wohnwagensiedlung oben in Cocoa Beach. Wir überquerten wieder die Wasserarme von Indian und Banana River, dann teilte sich die Straße, die AIA führte links nach Cape Canaveral, rechts nach Cocoa Beach.

Wohnwagensiedlung war etwas untertrieben, das klingt so nach Camping-Platz-Romantik. Aber amerikanische Mobil-Heime sind etwas anderes. In Reih und Glied standen da gut zweihundert fahrbare Eigenheime, zweifünzig breit, zehn Meter lang, und in Nummer 116 wohnte Missis Palm. Ihr Mann war Techniker bei der NASA auf Kap Kennedy. Und während seine Kollegen, als Opfer der bereits ausbrechenden Entlassungswelle, an ihre Häuschen in Titusville, Cocoa und Rockledge das Schild *Zu verkaufen* anbringen mußten, hatte Mister Palm nur ein Problem: sein Mobilheim aus der Siedlung

ohne Schaden herauszurangieren und, das Eigenheim hinter sich im Schlepp, irgendwo in den Staaten einen neuen Job zu suchen.

Aber noch war er in Lohn und Brot und deshalb nicht zu Hause. Seine Frau bat Julie und mich in diese gute Stube auf Rädern, die anderen warteten inzwischen in einem Coffeeshop in der Nähe.

Es war ein Traum vom schönen Wohnen: Eingang und Wohnzimmer trennte eine Glasscheibe mit einem eingezähten Motiv: Rehe im Schwarzwald. Da hingen Zierteller an der Wand mit Mickey Mouse und Donald Duck, ein Bild: ›Die Zigeunerin‹, Fotos aus den Dolomiten, vom Grand Canyon, vom Monument Valley, Blumenschalen hingen in Bambusgeflechten, das berühmte chinesische Pferd war in Wolle gestickt, auf den bebilderten Sofakissen hockten niedliche Puppen. Wir zwängten uns hinter einen festgeschraubten Nierentisch, das Plastikmosaik auf der Platte deutete Meereswellen an. Und Missis Palm suchte ihre Aufzeichnungen. Auf der Fahrt hierher hatte mir Julie eine kurze Erklärung gegeben – im übrigen sollte ich mich überraschen lassen. Mary Palm war das, was Parapsychologen ein Medium nennen. Sie hatte außersinnliche Fähigkeiten, das war bewiesen, auch große Zeitungen berichteten über ihr Talent. Als ein Kind in Rockledge verschwunden war, hatte Mary Palm genau den Platz beschrieben, wo die Leiche im Indian River auch tatsächlich gefunden wurde.

Und nun legte sie ein schmieriges, zerfleddertes Schulheft auf den Tisch, in das sie immer dann Eintragungen machte, selbst beim Kochen und im Bad, wenn seltsame Bilder aus ihrem Unterbewußtsein auftauchten.

Das meiste sei natürlich unwichtig, meinte sie, als sie die kleinbeschriebenen Seiten mit angefeuchtetem Finger

absuchte. Aber oft habe sie schon wertvolle Hinweise gefunden. »Wertvoll? Für wen?«

»Für meine Kunden!« Sie suchte weiter. »Was suchen Sie denn?«

Julie gab mir unter dem Tisch einen Tritt, der Wohnwagen bebte in seiner Federung, Missis Palm blickte auf und sah mich an: »Ich denke, Sie wollen die Botschaft erfahren...« Eine Botschaft?

Sie suchte weiter. In früheren Zeiten hätte sie eine Kristallkugel benutzt, auf ihrer Schulter hätte ein Rabe gesessen oder eine schwarze Katze oder eine Eule.

Aber dann verging mir das Lachen, sie hatte den Eintrag gefunden, zeigte mit dem Finger darauf:

»Hier. Da fing es an. Letztes Jahr. Das war der erste Kontakt. Am 9. September!«

Die Eintragungen zogen sich hin über den ganzen September, den ganzen Oktober, bis zum 11. November. Vielleicht hatte sie in der Zeitung entsprechende Meldungen gelesen, wer weiß...

Da war nun von glitzernden Scheiben die Rede, von Angst und Furcht und Erstaunen – und von jener Botschaft. Die, allerdings, ließ mich das erste Erstaunen schnell wieder vergessen: Wir sollen Frieden halten, wir Menschen dieser Erde, sollten unsere Aggressionen bezähmen, unsere Atomwaffen vernichten, mit Bodenschätzen sparsam umgehen, Erde und Meer nicht mit unseren Abfällen verseuchen. Richtig.

Aber Predigttexte dieser Art finden sich in allen UFO-Büchern, in denen Kontakte mit Außerirdischen beschrieben werden. Das Heil und der Frieden und die Erlösung – Amen! »Das steht alles in Ihrem Buch, Missis Palm? Wie haben Sie diese Botschaft erhalten? Man hat sie Ihnen diktiert?« Missis Palm klappte das Heft zu. »Nein, ich habe Stimmen gehört, und das Gehörte habe ich mir später aufgeschrieben.« Ob sie die Bücher kenne, von Angelucci und Fry und Renaud, wollte ich wissen. Nein, die kannte sie nicht. Aber wer weiß, mit wem ein Medium dieser Art in geheimer Verbindung stand, ohne es zu ahnen...

»Mit Roczinski vielleicht«, spekulierte Juliette, als Missis Palm in ihrer kleinen Wohnwagenküche den Tee aufgoß. Von einem Roczinski war in den Aufzeichnungen zwar nirgends die Rede, wohl aber von einer permanenten Verfolgung. Allerdings konnten damit auch die Phantom-Jäger und andere

Überraschungen der Air Force gemeint sein. »Sie hatten Angst, ohne Zweifel, sie hatten Angst, von uns getötet zu werden.«

Das war verschiedene Male im Text so angedeutet. »Ja, ja ich weiß: Entweder verehren wir sie wie Götter – oder wir bringen sie um!« Missis Palm sah mich verwundert an und stellte die Teekanne ab.

»Also das, warten Sie mal, das steht hier irgendwo!« Und sie überließ Julie die Gastgeberpflichten, das Einschenken in die Tassen, und suchte und fand es auch. Am 25. 10. stand da wörtlich: »Wie eine Gottheit angebetet oder getötet wie wilde Tiere.«

Sehr schön. Julie war begeistert und machte sich Notizen. Später stellte ich fest, daß an diesem 25. Oktober Roczinski in der Wüste meditiert hatte.

Am 23. Oktober war von Signalen die Rede, von einer Antwort. Damals hatte Roczinski in Elkins am Fernsehgerät von Frank Nichols herummanipuliert, der die Signale angezapft hatte. Und am 2. 11. hatte Missis Palm notiert: »Tod und Verderben, ein Angriff, Feuer und Rauch.« Das gab nun gar keinen Sinn, noch nicht, aber sehr bald schon. Und da war mir klar, daß eine Verbindung von Missis Palm zu den Außerirdischen zwar denkbar sei – sofern diese überhaupt existierten –, eher denkbar aber, weil wesentlich realer, war es jedoch, daß Missis Palm, aus welchem Grund und auf welchen Wegen auch immer, in Roczinskis Gedankengänge hineingeraten war.

Das ließ sich mit meiner laienhaften Vorstellung von Parapsychologie gerade noch vereinbaren, und auch Julie war damit zufrieden.

Die anderen hatten neben dem Coffeeshop bereits die Kamera aufgebaut und warteten. Sie sahen den rosaroten Flamingos zu, die zwischen den Mangroven der riesigen Lagune herumspazierten. Viele waren durch den Lärm beim

Start der Saturnraketen im nahen Abschlußgelände eingegangen. Sensible Tiere.

Wir packten die Kamera wieder ein. Missis Palm haßte das Fernsehen. Sie war auch stolz darauf, daß bisher kein Foto von ihr in der Zeitung erschienen war. Das will für Amerika etwas heißen. Weiß Gott, wie sie das durchhielt.

So zogen wir wieder ab und waren um eine etwas verwirrende Erfahrung reicher geworden.

Juliette, der fabelhafte Kumpel, war lieb und nett und blieb bis zum nächsten Vormittag sozusagen immer an der Hand. Aber sehr glücklich war sie, glaube ich, nicht. Ich hatte immer noch so eine Prise Sandelholzduft in der Nase.

Wir flogen über die Bahamas, über Haiti nach San Juan auf Puerto Rico. Das war kein Staat der USA, das sah nur so aus. Die Insel läuft unter ›Erwerbung‹, sie wurde 1898 den Spaniern abgenommen, und nun war sie, es klingt zwar nicht gut, aber so ist es nun mal, eine Kolonie, eine Kolonie der USA. »Und ein einziges, großes Bordell.« Der Plastikspielzeug-Vertreter neben mir wußte Bescheid. Und Tywell, der kanadische Farmer, hatte ja auch gesagt: Nach Puerto Rico nimmt man seine Frau nicht mit!

Vielleicht ist diese Insel der Großen Antillen für die puritanischen Amerikaner schlichtweg nur das, was Paris für unsere Großväter war: ein sündiger Traum.

Von den hunderttausend Huren des Spielzeugvertreters hatte ich keine getroffen, vermutlich bin ich da zu naiv. Ich bemerkte erst mal nur eines: Es war heiß, unerträglich heiß und schwül. Der Mittagsregen war gerade vorüber, Dampfwolken zogen über die Straßen, über das Land. Luftfeuchtigkeit neunundneunzig Komma neun Prozent, Temperatur achtunddreißig Grad.

Unser Hotel lag am Flughafen. Von der Startbahn trennten es nur Straße und Hecke.

Aber das Problem war die Klimaanlage. Es war ein gutes Hotel, das auf sich hielt. Und die Appartements, die alle direkt ins Freie führten, waren heruntergekühlt auf fünfzehn Grad – das waren dreiundzwanzig Grad Differenz. Die feuchte Tropenluft wehte mit hinein in den Raum, bildete Nebel, und bis die Koffer schließlich alle durch die Tür waren, lief das Wasser die Wände herunter, tropfte vom Spiegel, überzog Tische und Stühle und drang tief in die Bettwäsche ein. Für Nichtamerikaner gibt es nur eine Chance, Klimaanlage zu überleben: abstellen!

Es gab tatsächlich einen Schalter.

In Washingtons Statler-Hilton mußte ich dafür den Hauselektriker kommen lassen. Der hielt mich für verrückt – und er gab nur nach, weil ich aus Bayern kam – crazy Bavaria.

Für das Arecibo Ionospheric Observatory hatten wir eine formelle Einladung der Cornell University. Es wird als eines der vielen zusätzlichen Weltwunder gepriesen. An der Nordküste Puerto Ricos liegen zwischen spitzen Bergkegeln tiefe, kraterförmige Waldtäler. In eine dieser Mulden ist das Drahtnetz der Antenne eingespannt. Durchmesser der Halbkugel: eintausend Fuß – dreihundertdreißig Meter. Drei schlanke Betontürme stehen auf den Bergen. Sie halten an Stahlseilen – zweihundertachtzig Meter über dem Antennenboden – den Fokus, die Verstärkeranlage. Eine kleine Seilbahn führt hinauf, ein Gitterkasten, achtzig mal hundertachtzig Zentimeter. Darauf komme ich zurück.

Frank B. Dyce, Radioastronom, zweiunddreißig Jahre alt, freute sich über unseren Besuch. Es war, unter anderem, sein Job, sich über willkommene Besucher zu freuen, seltsame Telegramme zu beantworten – wir erinnern uns an das von Roczinski. Er war überhaupt für alle Fragen da: »Mr. Dyce, haben Sie jemals hier in Arecibo Signale aus dem Kosmos empfangen, die von intelligenten Wesen stammen könnten?«

»Leider nein. Es sah zwar manchmal so aus, aber dann fanden wir immer eine andere, oft nicht weniger spektakuläre Erklärung. Zum Beispiel entdeckte man bei dieser Gelegenheit die Pulsare.«

Er hatte eine Kurve mit Impulsen auf dem Schreibtisch liegen. Alle drei Komma zwei Sekunden erreichte die Kurve ein Maximum, denn alle drei Komma zwei Sekunden rotiert dieser Stern einmal um seine Achse.

»Unser Teleskop, übrigens das größte der Welt, dient in erster Linie der Beobachtung der Ionosphäre. Außerdem vermessen wir den Mond und die nächsten Planeten. Wir arbeiten dabei wie ein Radargerät. Sehr kurze elektromagnetische Impulse werden ausgesandt, auf der Frequenz von vierzig beziehungsweise vierhundertdreißig Megahertz. Die Echos, die das Objekt, zum Beispiel der Mond, reflektiert, werden dann ausgewertet. So erhalten wir sehr detaillierte Oberflächenkarten.

Schwenkbar ist unsere Antenne nicht, sie ist ja im Berg fest verankert, aber der Fokus ist auf der Meridianebene beweglich. Unser Empfangswinkel reicht etwa vom Äquator bis dreißig Grad Nord.«

Mit einem Jeep fuhr uns Mr. Dyce einmal ringsherum um die Antenne, dann auf die höchsten Berge zu den Pylonen, schließlich auf einer Serpentine unter dem Drahtnetz hindurch zur Talsohle. Ich gebe zu, wir waren beeindruckt. »Wenn Sie Aufnahmen machen wollen, müssen Sie sich beeilen: Punkt

zwölf bezieht sich der Himmel, Punkt zwei wird es regnen – bis halb vier.« Wir beeilten uns.

Punkt zwölf bezog sich der Himmel. Punkt zwei fielen die ersten Tropfen.

Blitze zuckten, schlugen ein in die nächsten Bergspitzen, in die Pylone, in die Stahlseile hoch über dem Tal. Wir standen am großen Fenster des Laboratoriums, am Steuerpult. Der Fokus mit seinen Plattformen und Treppen, frei aufgehängt an den mächtigen Stahlseilen, verschwand in den Wolken. Ein ideales Ziel für Blitze.

Was dann kam, schien unglaublich.

Als der Fokus wieder kurz aus den Wolken tauchte, sah ich Menschen dort oben. Eine Halluzination? Die Blitze schlugen dort oben ein, jede Minute zwei-, dreimal. Dem ohrenbetäubenden Knall in den Verstärkeranlagen des Labors folgte eine Sekunde später der Donner. »Das ist die Malertruppe. Die sind dort oben unentwegt am Entrosten und Streichen. Aber keine Angst, die sitzen jetzt in einem Faradayschen Käfig, abgeschirmt von den Blitzen. Nur Ohrenschützer müssen sie tragen, sonst werden sie taub.« Gegen halb vier war der tropische Regenguß vorbei, die Wolken verzogen sich innerhalb von Minuten. Nur in den Waldtälern dampfte es noch. Da hatte ich eine meiner dümmsten Ideen:

Ein Interview mit Mr. Dyce in der Gondel auf dem Weg hinauf zum Fokus.

Vier Mann fanden gerade Platz in dem offenen Gitterkäfig, der mir bis zur Hüfte reichte. Mr. Dyce, Charly mit der Kamera, Manfred mit der Tonapparatur und ich. Der Kasten wirkte ausgesprochen überlastet. Die Fahrt begann. Nach wenigen Sekunden hingen wir über der Antenne, deren Wände fast senkrecht abfielen. Unter uns der Gitterrost, dann schwindelnde Tiefe. Die Fahrt dauert acht Minuten. Windböen

pfiffen über die Berge. Unser Käfig begann zu schwanken. Zweihundertachtzig Meter über dem Abgrund.

Disziplin, sagte ich mir, kein Blick nach unten! Ich stellte Mr. Dyce immer neue Fragen – Arbeit, hoffte ich, lenkt ab von der Panik.

Als wir oben ankamen, warteten die Maler in Schutzhelmen und Ölzeug: Feierabend. Der geht vor, wir mußten raus, mußten umsteigen von dem schmalen Kasten auf einen noch schmälere Stieg. Windstärke sechs.

Plattform, Gitter und Drahtseile sangen wie eine Windharfe. Und die Maler schwebten nach unten. Hinter uns stand eine neue Wolkenwand. Blitze zuckten auf die Bergkegel herunter. Das nächste Gewitter kam näher.

»Ja, das passiert manchmal um diese Jahreszeit, ein Gewitter nach dem anderen.« Mr. Dyce hatte die Ruhe weg. »Mal sehen, wer schneller ist...«

Bis zur Rückkehr des Käfigs würden mindestens sechzehn Minuten vergehen. Sechzehn Minuten! Übrigens: Die Gondel war schneller.

Als wir wieder unten waren, krachten die ersten Blitze in den Fokus. Ein symbolischer Auftakt für den letzten Akt unserer Unternehmung.

Rolle zehn:

Flug über schneebedeckte Berge. In einer Boeing sitzt Roczinski und referiert in sein Mikrofon:

»In etwa zehn Minuten werden wir in Lima landen, der Hauptstadt von Peru. Es kam alles ein wenig überraschend. Hier neben mir sitzt Axel Lundquist, schwedischer Amateurarchäologe und begeisterter Sportflieger.« Lundquist, Anfang Dreißig, ein langes, schmales Gesicht, lächelt in die Kamera.

»Sein besonderes Interesse gilt der Inka- und Vor-Inka-Kultur von Peru. Wir trafen uns gestern in Los Angeles, es war mehr ein Zufall, wir kamen ins Gespräch. Und jetzt, Herr Lundquist, sind wir unterwegs...«

»Nach Nazca...«

»Nach Nazca. Das Tal von Nazca, eine Ebene, in den Küstenkordillieren, ist uraltes Kulturland...« Lundquist spricht deutsch fast ohne Akzent:

»Die klassische Zeit der Nazca-Kultur, das ist etwa das erste halbe Jahrtausend... Also vom Jahre null bis etwa fünfhundert. Und sie fällt zusammen mit der klassischen Periode im Hochland von Tiahuanaco, aber wir rechnen noch mit viel ältere... äh...« Roczinski ergänzt:

»Kultur...« Aber Lundquist wehrt ab:

»Oh, nicht Kultur, nein... Ich muß anders sagen...« Lundquist packt aus grauen Leinentüchern ein kleines Tongefäß aus, eine Art Vase mit rundem Boden, spröde, zerbrechlich, und hält es vor die Kamera.

»Das Besondere, das Geheimnis von Nazca, das sind nicht die Funde, diese vielfarbene, sehr seltene Art von Grabkeramik – mit reichen Ornamenten, abstrakten Mustern mit bis zu acht verschiedenen Farben auf sehr dünnwandigem Material...«

Langsam dreht er das Gefäß, die Zeichnungen sind stark verknittert. Wir erkennen maskenhafte Dämonen, an Schlangen und Rauten gekettet.

»Nein, das Geheimnis sind die ›Straßen‹, irrtümlich ›Inka-Straßen‹ genannt, aber sehr, sehr viel älter. Keine richtigen Straßen, natürlich. Parallel, über Kreuz, Linien, Streifen, eine gigantische Geometrie, bis zu acht Kilometer lang laufen sie durch die ganze Ebene.

Man hat sie nur vom Flugzeug aus gesehen und erkannt. Unten, auf dem Boden, wenn man steht, da erkennt man fast gar nichts.« Roczinski hat Fotos in der Hand.

»Es sieht aus wie ein gigantischer Flugplatz mit Landepisten... Wann entstand diese Anlage?« Lundquist antwortet:

»O bitte, also nein, das wissen wir nicht. Vielleicht vor zweitausend – vielleicht vor zehntausend Jahren, man weiß nichts. Man weiß auch nicht, wie es hergestellt wurde, diese Geometrie – absolut exakt und gerade. Und nach normaler Theorie ist es absolut unmöglich, daß so etwas überhaupt existiert!«

Aus dem Lautsprecher die Ansage einer Stewardess auf spanisch und englisch. Die Schrift leuchtet auf: FASTEN SEAT BELTS -NO SMOKING.

Die Berge treten zurück, die Maschine fliegt in einer großen Schleife hinaus aufs Meer. Anflug auf Lima.

»Herr Lundquist, Sie haben mir gestern abend etwas erzählt, eine Sage, eine Legende aus frühester Zeit...«

»Eine Mythologie, ja – aus präinkaischer Epoche aus der Gegend von Nazca und Cuzco und Tiahuanaco...: ›Die Sterne

sind bewohnt von den Göttern und diese sind einstmals herabgekommen aus dem Bild des Hundes mit feurigen, glänzenden Schiffen aus Licht.<<

»Schiffe aus Licht? – Herr Däniken läßt grüßen!« Charly, unser Kameramann, war der Skeptiker unter uns. Vielleicht hatte diese kritische Einstellung mit seinem Beruf zu tun – wie bei Hanniek. Der glaubte auch nur an das, was er vor die Kamera bekam. Als ob das eine Garantie für ›Wahrheit‹ sei. Auch wir saßen jetzt in einer Boeing und waren gleichfalls, wie damals Roczinski, im Anflug auf Lima. Und wir diskutierten wieder einmal über Däniken. Dabei schieden sich die Geister.

Aber mit Spott durfte man dem, was dieser Schweizer Amateur-Archäologe mit seinen Schriften inzwischen ausgelöst hatte, nicht begegnen. Seine Ideen waren zwar heftig umstritten, aber die Resonanz in der Öffentlichkeit, der Anklang, den seine phantastischen Theorien bei einer breiten Lesergemeinde fanden, das war ein Phänomen, das ernst zu nehmen war. Die ›Schiffe aus Licht‹, das war so ein Bild, so eine Metapher, die er in irgendwelchen alten Schriften ausgegraben hat, die, so behauptete er, das Auftauchen fremder, außerirdischer Raumschiffe beschrieben.

Däniken war mehrmals um die Welt gereist und hatte aus längst vergangenen Jahrtausenden genügend Material zusammengetragen, um Aufsehen zu erregen. Dagegen waren die ›Beweise‹ des Herrn Roczinski aus jüngster Gegenwart höchst kümmerlich. Allerdings hatte seinen Recherchen auch nur ein Zeitraum von rund zwei Monaten zur Verfügung gestanden – vom 9. September bis zum 11. November. Dänikens ›Götter‹ beschränkten sich auch nicht auf eine kurze

irdische Visite. Um, so lautete die kühne Theorie, unseren Primaten-Ahnen den Atem intelligenten Bewußtseins einzuhauchen, um uns nach ›ihrem Bilde‹ zu formen, um gigantische Städte zu erbauen und wieder zu zerstören, um Landeplätze anzulegen, Unterricht in angewandter Astronomie zu geben, Angriffe mit Kernenergie und tödlichen Blitzen abzuwehren, Völker über ganze Kontinente hinweg zu transportieren – dazu mußte es sich schon um eine Art Kolonisation unserer Erde gehandelt haben, die sich über Jahrhunderte erstreckte.

Nur, wenn Dänikens Gegner recht hatten, wenn interstellare Raumfahrt nie und zu keiner Zeit stattgefunden haben konnte, dann war auch unsere Reise kreuz und quer durch diesen Kontinent ebenso sinnlos wie die Suche des Herrn Roczinski nach seiner *Delegation*, dann war auch dieser Flug nach Lima vergebens.

Die Lust des Menschen, neue und kühne Ideen zu produzieren, war nur eine Winzigkeit größer als sein Trieb, alle neuen und verwegenen Gedanken zu bekämpfen. Und diese Winzigkeit machte den Fortschritt aus. Im Leben jedes einzelnen, so formulierte es unser Freund Werner Eggers, Arzt und Philosoph, macht es irgendwann einmal leise, aber unüberhörbar *Klick!* Wenn man Pech hat, mit achtzehn. Wenn man Glück hat, mit fünfundsechzig. Bei Begnadeten später.

Von diesem Augenblick an ist der Mensch für die Aufnahme weiterer Erkenntnisse blockiert, sperrt er sich gegen alles beunruhigend Neue, bringt ihn keine Macht mehr zur Aufgabe liebgewordener Denkgewohnheiten, jagt ihm jede neue Erfahrung einen Schauer von Angst über den Rücken. Sein Kampf gegen Veränderung und Fortschritt hat mit dem *Klick* begonnen!

Aber mit *Klick* allein ließ sich die zum Teil bösartig aggressive Front gegen Däniken nicht erklären. Auch die

Wissenschaft kämpft zuweilen mit unwissenschaftlichen Mitteln. Demnach war mehr im Spiel:

Dänikens Theorie erzeugte offenbar ein religiöses Gefühl, so tief, so geheim, so echt, so elementar, aber auch so erschreckend, daß ›Ketzerei‹ vermutet wurde. Seine Ideen wuchsen weiter in jenem tabuisierten Raum, den die etablierten Religionen bereits besetzt hielten.

»Wo ist denn der *neue Gott*? Wo denn?« fragte selbst Däniken in einem Fernsehinterview einen Reporter, als dieser seiner Lesergemeinde auch religiöse Motive unterstellen wollte. Und keiner wagte daraufhin mit dem Finger auf diese uralten Darstellungen von ›Astronauten‹ zu deuten, auf diese Felsenbilder von ›Extraterristen‹, und zu sagen: Hier! Hier ist der *neue Gott*! Der Übermensch, der Retter und Friedensbringer, der Erlöser. Denn der *neue Gott*, das ist auch der *alte*. Wenn er vor Jahrtausenden hiergewesen ist, dann wird er wiederkommen!

Nein, keine ›Ersatzreligion‹! Jede Religion ist echt und – so behauptet der aufgeklärte Humanismus – immer nur Ersatz für emotions- und damit auch ideologiefreie Philosophie. CG. Jung, der von seinem Landsmann Däniken und seinen Büchern nichts ahnen konnte, der dessen ›Evangelium‹ nicht mehr erlebte, verweist diese ›Schiffe aus Licht‹ in die Kategorie der ›psychischen Wandlungsphänomene‹. Archetypen der Götter. Also sind sie älter als unser Bewußtsein. Die ›Mandalas‹, die fliegenden, leuchtenden Scheiben, benehmen sich nicht wie Körper, schreibt Jung, sie sind eher schwerelos wie Gedanken.

Antigravitation, Aufhebung der Schwerkraft, ein Zauberwort, von dem auch die progressivsten Physiker nur träumen dürfen, existiert bereits – in unserer Psyche. Haben wir also nur geträumt, wir alle, Däniken, Roczinski, die Höhlenmaler der Sahara, die Mayas, die Inkas, die Autoren des Gilgamesch-Epos, des Mahabharata, des Alten Testaments – oder sind sie

tatsächlich hiergewesen, die ›Götter‹, körperlich, faßbar, leibhaftig – vor Jahrtausenden schon – und jetzt wieder, zwischen dem 9. September und dem 11. November?

Werden sie wiederkommen? Sind sie noch hier – unter uns? Wir flogen über die Anden, über einsame Urwaldtäler, über die Quellen des Amazonas. Der verschneite Gipfel des Chimborasso zog langsam unter uns vorbei. Er sei 6272 Meter hoch, sagte der Kapitän.

Die Karibik, Caracas, Bogota und Quito lagen hinter uns. Die Maschine war voll, die Luft war schlecht. Als wir in San Juan nur zu fünft auf die Maschine der *Iberia* zusteuerten, die in der prallen Sonne auf der Piste stand, schien sie leer zu sein. Ein schöner Traum: die einzigen fünf Passagiere in einer riesigen 707. Verwöhnt von einem halben Dutzend Stewardessen. Fabelhaft.

Aber das war ein Irrtum: Die Maschine war angefüllt bis zum Rand mit dicken spanischen Mamas. Die kamen aus Madrid und fächelten sich die vierzig Grad heiße Luft mit den ›Instruktionen für den Ernstfall‹ in die verschwitzten Gesichter. Nur unsere fünf Sitze waren noch frei, verstreut über die ganze Maschine.

Nun lag Lima unter uns. Die Berge traten etwas zurück. Die Sonne schickte sich an, über dem Pazifik unterzugehen. Ein Hauch von Abenteuer wehte uns entgegen. Südamerika! Da setzte die Maschine auf – und die einhundertzweiundvierzig spanischen Mamas brachen in frenetischen Jubel aus. Sie applaudierten dem Kapitän, bis die Maschine ausgerollt war. Noch einmal war alles gutgegangen! – ein Wunder! – wir waren gelandet!

Noch Rolle zehn:

Eingekeilt in eine Menschenmenge – es sind überwiegend Indios, steht Roczinski auf den Stufen einer mächtigen Kathedrale an der Plaza de Armas in Lima.

»Wir sind nicht nach Peru geflogen, um die sogenannten Inka-Straßen in der Ebene von Nazca zu bestaunen – sondern um der Lösung dieses Rätsels näherzukommen. Professor Juan Estrella, Archäologe an der San-Marcos-Universität in Lima, hat Axel Lundquist ein seltsames Telegramm geschickt, Professor Estrella ist gewissermaßen Mentor und Freund von Lundquist. Die beiden haben sich vor Jahren bei Ausgrabungen um Sapantiana und Tampumachay, das sind Ruinenstädte in der Umgebung von Cuzco kennengelernt. Der Text des Telegrammes lautet: ›LOS DIOSES DE NAZCA BACHARAN NUOVAMENTE – AGUARDAMOS EN BREVE POSSIVELMENTE IN LIMA. ESTRELLA‹ – ›Die Götter von Nazca sind wieder gelandet – erwarte Dich dringend in Lima.«

Unser Weg vom Flugplatz in die Stadt führte durch die Slums – kilometerweit.

Lima hat, so heißt es offiziell, zwei Komma zwei Millionen Einwohner. Aber vermutlich sind es vier. Und es werden täglich mehr. Die Indios kommen von den Bergen, angelockt von den Segnungen der Zivilisation. Sie lebten in einer Höhe von drei- bis viertausend Metern, hier unten werden sie tuberkulös. Die Blech- und Lehmhütten wachsen die Hänge der kahlen Berge hinauf, dehnen sich aus bis zum Hafen Callao unten am Pazifik.

Lima – ›Stadt der Könige‹. Pizarro liegt hier begraben, der sie gegründet hat, nachdem er das Inkareich mit seiner Kultur vernichtet hatte.

Doch im Zeichen des steigenden Tourismus leben die alten Formen und Farben wieder auf. Souvenir – Souvenir! Folklore und Airport-Art.

Wir überquerten den Fluß, Rio Rimac. Er führt selten Wasser, die Niederschläge sind hier gering. Sein Bett dient als Kloake und als Abladeplatz für Müll.

Das Zentrum. Ein Dutzend Klöster, schön und reich, für jedes drei Sterne. Ein Dutzend Museen. Das Gold der Inkas, das man dem Ruhme Spaniens und seiner Kirche vorenthielt, hier liegen diese spärlichen Reste alarmgeschützt unter Glas. Fahrt nach Süden – nach Nazca.

Panamericana-Sur, Traumstraße der Welt, südlicher Teil. Zwei Kilometer Autobahn, der Rest Landstraße dritter Ordnung, schmal, ausgefahren, gefährlich. Sie führt durch Wüsten und durch fruchtbare Täler.

Baumwolle flog über die Felder, hochgewirbelt vom Wind. Die Großgrundbesitzer waren enteignet – jetzt ist noch keiner zuständig für diese Ernte.

Kreuze standen am Straßenrand, kleine Kreuze aus Holzlatten, größere aus Eisen, einzeln, auch mal zwei, mal drei, mal fünf auf einem Platz. Autounfälle.

Wir fuhren in einem klapperigen Kleinbus, und wir fuhren zu schnell. Unser Fahrer steuerte mit der linken Hand, die Lenkung sprang, ausgeschlagen vermutlich. Mit der rechten hupte er: Er brachte einen blanken Draht in Kontakt mit der Karosserie, mit der Masse. Er hupte fast regelmäßig. Die Pausen waren selten länger als zehn Sekunden. Die Straße war frei, kein Wagen, kein Fußgänger, kein Eselsgespann weit und breit. Aber er hupte.

Die Polizei stoppte ihn, und es stellte sich heraus, er hatte keinen Führerschein. Ende der Reise.

Als der Polizeioffizier erfuhr, daß wir vom deutschen Fernsehen waren, durfte er weiterfahren – ohne Lizenz. Ein Tunnel – steile Serpentinien – es ging hinunter in die Ebene von Nazca – Pampa Colorada. Vierhundertfünfzig Kilometer – sieben Stunden. Roczinski hatte es sich bequemer gemacht:

Noch Rolle zehn:

Lundquist steuert die zweimotorige Sportmaschine, neben ihm sitzt Roczinski mit Tonbandgerät und Mikrofon, hinter ihm Callaghean mit der Kamera.

Roczinski versucht, den Motorenlärm zu übertönen:

»Wir befinden uns auf dem Weg von Lima nach Nazca – ohne Professor Estrella. Er war in Lima nicht aufzufinden – wir hoffen, ihn in Nazca zu treffen. Unser Flug dauert etwa eineinhalb Stunden, immer die Küstenkordilleren entlang.«

Die kahlen, faltigen Gebirgskämme treten zurück. Vor uns liegt eine Ebene.

Ein schmaler Streifen Vegetation – ein Fluß. Dahinter, viele Kilometer weit, ein flaches Plateau.

»Wir überfliegen jetzt das Ingenio-Tal, vor uns liegt die Ebene von Nazca. Aus dieser Höhe sind die geometrischen Linien und Flächen bereits gut zu erkennen.« Die Kamera schwenkt wieder hinaus, hinunter auf die Ebene. Linien kreuzen sich wie Straßen, fächern sich auf, laufen wieder zusammen, bilden Dreiecke, Trapeze, Parallelogramme, verschwinden am Horizont, überwinden Hügel, enden hoch über dem Tal an den Hängen der Berge.

»Die Vermutungen der Archäologen sind vielfältig. Der Hinweis auf astronomische Beobachtungen an Hand dieser Linien befriedigt aber ebensowenig wie die Theorie von Mason, der von einer Religion der Trigonometrie spricht, die es sonst aber nirgendwo gegeben hat.

Nur die Außenseiter sind sich einig: Däniken, Pauwels, Bergier, Robert Charroux, Estrella. Die Söhne des Himmels, ‘

die Götter, Astronauten einer fremden Zivilisation, herabgestiegen auf diesen Planeten vor zehn-, zwanzig- oder dreißigtausend Jahren, sind eingegangen in fast alle Legenden der Völker.

War dies hier einer ihrer Stützpunkte? Oder wurde dieser ›Landeplatz‹ angelegt von einem irdischen Volk, das die Rückkehr der ›Götter‹ erwartete?«

Lundquist ruft etwas herüber zu Roczinski, macht mit der Hand ein Zeichen.

»Wir werden jetzt höher fliegen, um einen besseren Überblick... halt! Lundquist, was ist das...? Da unten!

Mike, swing out your camera! – Hier unten – seht ihr...?«

Callaghean reißt die Kamera wieder zum Fenster, zielt hinaus, hinunter auf die Linien.

Lundquist fliegt eine Schleife, der Horizont verschwindet, aber kurz vorher war etwas zu erkennen, ein Aufblitzen, ein dreifacher Reflex am Schnittpunkt dreier Linien. Spiegelung des Sonnenlichtes, metallisches, silbriges Glänzen. Roczinski hat das Fenster aufgerissen, beugt sich hinaus. Der Fahrtwind reißt ihn fast weg, nimmt ihm die Stimme. Er brüllt herüber zu Lundquist:

»Nein – nicht tiefer – nicht runter gehen! Nicht tiefer – go back – back!«

Der Horizont schwingt wieder nach oben, steil durchfliegt die Maschine wieder die Kurve, versucht, erneut Höhe zu gewinnen.

Callaghean hält die zitternde Kamera weit hinaus. Da, wieder – ein dreifacher Blitz – dann deckt der Flügel die Objekte ab. Wieder eine Kurve. Wieder der Reflex.

Mit der Gummilinse versucht Callaghean, die Objekte heranzuholen. Das Bild schwankt, vibriert, sucht.

*Ein heller Punkt, spiegelnder Glanz des Sonnenlichtes,
unscharf, verschwommen – kommt näher, wird deutlicher...
Aber da verfließt das Bild in orange, wird weiß, überstrahlt.
Das Ende der Rolle läuft an der Optik vorbei.*

An der schönen blauen Donau...

Der Walzer dröhnte aus dem Lautsprecher, ein Samtvorhang wurde zur Seite gezogen, in schwarzem Zweireiher mit silbergrauer Krawatte, die Gattin am Arm, betrat der Direktor des staatlichen Paradors, des Rasthauses in Nazca, als erster den Speisesaal. Deplacierte Etikette.

Er war Wiener, ein älterer Herr, der seit zwanzig Jahren in diesem Wüstennest lebt und diese geographische Isolation nicht wahrhaben will.

»Kommen Sie pünktlich zum Abendessen! Schlag achtzehn Uhr wird serviert!«

So speisten wir denn in tropischem Räuberzivil bei Wiener Musik und Kerzenlicht. Letzteres hatte einen praktischen Grund: das hauseigene Stromaggregat fiel regelmäßig aus.

Dann kamen die Händler. In Scharen umlagerten sie das Hotel, einige wagten sich sogar in die Halle. In Körben und Taschen schlepten sie die in Zeitungspapier eingewickelten Überreste der Nazca-Kultur. »Antique – antique!« – Zweitausend Jahre alt! Töpfe und Schalen und Scherben. Zerkratzt und verräuchert, gesprungen, die bunten Malereien abgeplatzt, zerschlagene Kanten, Löcher und viel, viel Patina. »Sehr schön gemacht! Schön und geschickt!« In unserem Hotel wohnte auch ein Archäologe aus Lima.

»Glauben Sie mir, kein Stück ist älter als zwei Jahre. Die Händler würden ja auch Kopf und Kragen riskieren. Auf

Raubgrabung und Feilbieten echter Antiquitäten steht Zuchthaus.

Nun lebt hier in der Gegend eine ganze Industrie von diesen Fälschungen. Containerweise gehen die Stücke ins Ausland und verwirren dort die Experten. Denn die Leute hier verstehen ihr Handwerk. Ohne Pollenanalyse, zum Beispiel, ist keiner dieser Töpfe zu datieren.«

»Also Betrug?«

»Im Ausland vermutlich – hier nicht. Die Stücke sind sehr billig. Nichts spricht dagegen, für wenig Geld so gelungene und schöne Nachbildungen der antiken Grabkeramik zu erwerben. Und keiner der Händler behauptet, die Ware sei garantiert ›echt antik‹. Wenn Sie ihn fragen, wird er sagen, er weiß es nicht. Auch ich weiß es nicht. Ich kann hier die Fälschung nicht beweisen. Ich weiß nur, daß die Töpfe nicht echt sein können. Ich weiß, daß man nichts mehr finden wird auf der Pampa Colorada.« Falsch. Auch wieder falsch.

Als unser Jeep vorübergehend seinen Geist aufgab, fand ich im Sand zwischen den großen, glattpolierten Steinen bunte Scherben. Ich sammelte sie im Taschentuch und nahm sie mit. Auf Raubgrabung und Ausfuhr echter Antiquitäten steht Zuchthaus. Nach sechs Wochenenden – zu Hause – ging das Puzzlespiel auf: Etwa dreihundert Quadratzentimeter einer angeräucherten, mehrfarbig bemalten Grabschale ließen sich fast lückenlos rekonstruieren.

Zwei Tage lang hatten wir die Ebene durchstreift, waren auf die Berge gestiegen, über die ›Linien‹ gewandert. Von ›Landebahnen‹ keine Spur. Es waren Scharrbilder. Wenn man die dunklen, glatt verwitterten Steine auf die Seite trug, kam heller Sand zum Vorschein. Am Rand jeder Linie lag das abgeräumte Material.

Zum ›Landen‹ war der Untergrund viel zu weich. Und Superzivilisationen landen nicht mit Jumbos auf überlangen Pisten. Das konnte also nur symbolisch gemeint sein. Auch die Ureinwohner-Neuguineas bauten im Urwald Modelle der Flugplätze nach und warteten auf die Silbervögel mit den Geschenken der Ahnen.

Frau Professor Reiche lebt seit Jahrzehnten in Peru und erforscht die Ebene von Nazca. Sie ist Mathematikerin und Geographin. Sie hat errechnet, daß einige Hauptlinien am Horizont genau den Punkt markieren, an dem die Sonne an bestimmten Tagen, zum Beispiel am Sonnwendtag, auf- oder untergeht. Also ein gigantischer Kalender? Warum laufen dann Linien über Hügelkämme hinweg und auf der anderen Seite weiter? Ein Astronomiebuch? Eine Kultstätte?

Zwischen den Linien eingestreut seien riesige Figuren, Affen, Spinnen, seltsame Vögel. Frau Professor Reiche besitzt Luftaufnahmen; diese Gebilde sind nur aus großer Höhe zu erkennen. Land-Art, prähistorisch. Und ein Teil dieser Zeichnungen wurde zerschnitten, war zerstört worden von der ›Pan-americana‹, der Straße, auf der wir gekommen waren. Roczinskis ›Landeplatz‹ fanden wir nicht – die Stelle also, an der er seine beiden Gefährten verloren hat.

Letzte Rolle:

Flughafen Nazca – eine Sandpiste. Eine Frau treibt einen Esel darüber hin. Wie eine Spindel tanzt eine kleine Windhose um die gestrandete Maschine, wirbelt braunen Staub hoch, immer höher... Die Tür öffnet sich. Callaghean springt als erster heraus, mit laufender Kamera – er hat eine neue Rolle eingelegt, filmt nun Lundquist und Roczinski, die gerade die Maschine verlassen. »Wir sind in Nazca gelandet.

Ich weiß nicht, ob Sie alles erkennen konnten. Ich hatte so etwas erwartet. Ich wußte, daß ich diese mysteriösen Flugkörper, diese Raumschiffe, irgendwann zu Gesicht bekommen würde. Ich habe sie gesehen, zwei weitere Zeugen haben sie gesehen. Ich hoffe, die Aufnahmen sind in Ordnung, und Sie konnten diese glänzenden, diskusförmigen Gebilde erkennen.

Es erschien uns zu riskant, tiefer herunterzugehen, ich dachte an die beiden abgestürzten Phantom-Jäger... Aber wenn es Lundquist gelingt, Professor Estrella zu finden und ein entsprechendes Fahrzeug aufzutreiben, können wir in etwa einer Stunde den Landeplatz erreichen.« – Auf der Straße neben der Landepiste haben sich Neugierige eingefunden. Kinder kommen aus den Lehmhütten am Rande des Platzes, bestaunen die Sportmaschine. Roczinski und Lundquist gehen voraus, den Weg hinunter zum Ort. Roczinski wendet sich um, winkt Callaghean, ihnen zu folgen. Das Bild reißt ab.

Fahrt in einem Jeep.

Die Straße ist schlecht. Staub wirbelt auf, verdeckt die Sicht.

Roczinski sitzt am Steuer. Lundquist legt ein neues Band in das Tonbandgerät, Roczinski gibt ihm Anweisungen.

Der Jeep springt über Schlaglöcher, poltert über Steine. Mit beiden Händen muß Lundquist das Tonbandgerät halten.

Ein Friedhof. Kreuze stecken in Steinhaufen.

Ringsherum eine niedere Mauer. Am Ende eine Kapelle mit offener Tür. Aus dem Dunkel leuchten brennende Kerzen – nur für Sekunden. Das Bild zittert und schwankt.

Vor uns liegt die Pampa, die Ebene. Am Horizont ragen steil die faltigen Berge auf, kahl und verkarstet, eine Mauer im Dunst. Davor einige Hügel. Geröllbedeckte, verwitterte Kegel, weit auseinander gestreut über die ganze Fläche. Der Jeep hält am Fuße eines dieser Hügel. Roczinski und Lundquist laufen hinauf, Callaghean folgt ihnen, sie halten Ausschau – eine breite Linie läuft auf den Hügel zu und über seinen Gipfel hinweg auf der anderen Seite weiter. Zwei weitere Linien schneiden sich am Halteplatz des Jeeps. Dort versuchen nun Roczinski und Lundquist, sich an Hand einer Karte und der Archiv-Flugfotos, die sie bereits in der Boeing kommentiert hatten, zu orientieren. Roczinski greift zu seinem Mikrofon:

»Von den geometrischen Linien ist hier unten wenig zu erkennen. Was von oben wie ein Brett wirkt, entpuppt sich als Hügellandschaft.

Übrigens: Professor Estrella blieb unauffindbar. Die Orientierung ist schwierig. Wir nehmen an, daß wir uns hier an diesem Punkt befinden, am Schnittpunkt dieser Linien, am Fuße dieses Hügels.

Den Landeplatz vermuten wir auf der anderen Seite dieser Bergkette.«

Eine rasende Fahrt im Jeep querfeldein. Lundquist sitzt am Steuer. Er benutzt die von groben Steinen befreiten ›Inka-Straßen‹ als Fahrwege. Ab und zu verläßt er die Linien, wechselt wiederholt die Richtung, kreuzt über die Schotterebene, sucht eine Piste zwischen Sand und Geröll. Eine lange Staubfahne schleppt der Jeep hinter sich her. Gelber Sand legt sich über den Wagen, auf die Bänke und Kamerakoffer, auf Frontscheibe und Brillen, auf die verschwitzten Gesichter.

Das ist kein Spaß, keine sportliche Tour, keine Rallye. Die drei gehen aufs Ganze, wollen etwas zwingen, angetrieben von einer ungeheuren Erwartung.

Lundquist klammert sich an das Lenkrad, der Jeep springt über die Steine, Roczinski verkeilt sich in seinem Sitz, verkrampft, verbissen – und Callaghean, stets unsichtbar hinter der Kamera, filmt und filmt.

Die Bergkette ist näher gekommen, tritt hervor aus dem Dunst, ragt unvermittelt auf. Die Hänge schieben sich zusammen, enden in einem Kessel.

Der Jeep beginnt zu schlingern, die Räder drehen durch, mahlen sich ein in den Sand. Der Motor stirbt ab. Ende der Fahrt.

Roczinski und Lundquist springen aus dem Wagen, schleppen nun Tonbandgerät und Kamerakoffer – die Kamera folgt ihnen. Ein hektischer Aufstieg zu Fuß.

Wieder eine Ebene, auch sie von Bergen begrenzt und von diesen mysteriösen Linien durchzogen.

Roczinski und Lundquist kommen auf die Kamera zu, atemlos, erschöpft. Roczinski bleibt stehen. Er schaltet sein Tonbandgerät ein, nimmt sein Mikrofon:

»Der Weg war wesentlich langer. Drei Stunden sind wir nun unterwegs – seit unserer Abfahrt vom Flugplatz. Zuletzt eine gute halbe Stunde Fußmarsch – über diese Randberge dort hinten – quer durch diesen Teil der Pampa. Wir gingen immer genau nach Westen – immer der Sonne entgegen. Sie steht nun tief. Viel Zeit bleibt uns nicht mehr. Wenn sie hinter dem Horizont verschwindet, wird es schnell Nacht.«

Die Kamera schwenkt weiter: Ein steiler Hang, kahl, ausgewaschen, verwittert durch Erosion, bedeckt mit Schotter. Er liegt bereits im Schatten.

Lundquist hat sein Gepäck abgestellt, beginnt mit dem Aufstieg.

»Es ist wirklich nur eine Vermutung, aber wir glauben, daß sich der Landeplatz der Raumschiffe nun ganz in unserer Nähe befindet, hier über uns, fünfzig Meter höher. Diese steilen Hänge müssen zu einem Hochplateau führen. Wir haben das vom Flugzeug aus genau erkannt. Nichts ist hier unten zu sehen – nichts zu hören. Vielleicht finden wir auch diesmal nur verbrannte Flecke... Es ist ein Risiko, weiter vorzudringen... He, Lundquist . stop!« Callaghean reißt die Kamera herum.

Lundquist ist bereits auf halber Höhe. Er bleibt stehen. Geröll beginnt zu rutschen, poltert auf die Kamera zu, landet unten bei Roczinski.

Der steht immer noch unschlüssig am Fuße des Hanges.

»Lundquist – Mike – be careful...!«

Lundquist klettert weiter – und Callaghean mit der laufenden Kamera hinterher.

Sie treten Steine los und Sand. Der Wind weht vom Tal her, wirbelt den Staub hoch, über den düsteren, schattigen Hang hinauf in die Sonne, die gerade noch über den Kamm des Hügels scheint.

Lundquist krallt sich ein mit den Händen, hastet weiter. Callaghean ist nur noch wenige Meter hinter ihm. Da richtet sich Lundquist auf, steht in der Sonne, die auf der anderen Seite des Hochplateaus gerade untergeht. Er zögert, verharret, versucht wieder, zu Atem zu kommen. Eine Silhouette vor einem roten, zerfressenen Himmel. Auch die Kamera kommt höher. Die Sonne brennt unbarmherzig ins Objektiv, wirft Ringe, Sterne, rotierende, verschlungene Kreise aus Licht.

Lundquist, ein Schatten, geht weiter, geht die wenigen Schritte hinauf aufs Plateau...

Es war nur ein Reflex. Ein alles überstrahlendes Licht.

Heller als die Sonne, den Himmel überstrahlend und die wandernden Ringe und Kreise im Objektiv. Ein metallisches Weiß für wenige Sekunden. Der Schatten – Lundquist – hebt die Arme, weht zu Boden. Staub, Rauch, Feuer auf den Steinen.

Die Kamera stürzt, stürzt rückwärts. Zerreißt das Bild, Himmel, Wolken, Berggipfel, Schatten, Geröll. Die Luft voller Asche.

Kurz nur: zwei Gestalten auf dem Boden – Lundquist – Callaghean – zwei Leiber in Flammen.

Hundertfacher Donner kommt zurück von den Bergen ringsherum, leise, gedämpft, sich überlagernd und brechend. Darüber der Schrei Roczinskis: »Nein! – Mike...!« Die Kamera rutscht den Hang herunter. Das Bild steht kopf, überschlägt sich, taumelt, dreht sich. Roczinski kommt näher, ein Trudeln – Schotter und Himmel und eine Wand von Rauch oben am Grat.

Roczinski greift nach der stürzenden Kamera, packt zu, läuft mit ihr bergab, rasender Boden, Sand, Steine, seine Schuhe. Er bleibt stehen.

Blick zurück. Rauch über den Bergen. Zwei schwarze Konturen auf dem hellen Sand – verkohlte Gestalten.

Wieder ein Lauf über Steine, das Bild färbt sich rot, orange, weiß.

Die letzte Rolle läuft aus der Kamera.

Durch Lima zog eine Prozession.

Die Straßen der Innenstadt waren gesperrt. Es hieß, eineinhalb Millionen Menschen seien unterwegs gewesen, begleiteten den Zug, säumten die Straßen. Die Frauen und Mädchen in lila Kleidern, die Männer mit lila Krawatten. Der Zug war kilometerlang.

Vorweg eine alte Christusstatue auf einem tonnenschweren Sockel. Etwa hundert Männer, die sich halbstündig abwechselten, trugen das Heiligtum.

Sie steckten unter dem Sockel, verborgen hinter schwerem Samt, gebückt, in Reih und Glied, in schlechter, heißer Luft, auf jeder Schulter eine Tragstange. Manchmal sah man Füße. Sie bewegten sich zentimeterweise vorwärts, Schritt um Schritt, im gleichen Takt. Es folgten Musikkapellen, lange Reihen der Priester, Formationen der Reichen, der Regierenden, jetzt also Abordnungen der Militärs – alles in vollem Ornat. Dann kam das Volk. Überwiegend Indios, dazwischen Kreolen, selten Weiße. Heute wurden Wünsche erfüllt, Sünden vergeben, Gelübde getan, heute wurde erlöst und geheilt, geholfen, getröstet in ganz besonderem Maße.

Der Wolkenschleier, der diese graue, staubige Stadt zehn Monate im Jahr bedeckt, den der kalte, antarktische Humboldtstrom wie einen dünnen Nebel über diesen Küstenstreifen legt und dadurch das Klima kühl und erträglich macht, dieser Vorhang zerriß.

Die Sonne stach herunter, brannte mit ihrer ganzen tropischen Unbarmherzigkeit auf diese dichtgedrängte, lilafarbene Menschenmasse.

Unter dem Podest brachen die ersten zusammen. Hatten versagt, wurden weggeschafft. Andere sprangen ein, büßten nun unter der Last eines tonnenschweren Gottes, der ihre Seele erleichterte, der sich ohne Halt Zentimeter um Zentimeter durch die Straßen dieser Stadt bewegte, vierundzwanzig Stunden lang.

Wir fuhren hinaus zur Sportfliegerschule ›Jorge Chavez‹. Verstopfte Straßen, Sperren, Umleitungen. Vor dem Gebäude steht ein monumentales Denkmal in Bronze: Jorge Chavez, der Flugpionier Perus, als Ikarus. Der geflügelte Mensch. Aufbruch zu den Sternen.

Ein Major erwartete uns. Indianischer Einschlag. Zur khakifarbenen Uniform trug er die lila Krawatte, zupfte an ihr herum. Er sei Atheist, meinte er, sogar ein überzeugter, aber was soll man da machen, an einem solchen Tag? Er hatte uns einen Zeitungsausschnitt herausgesucht, *Expreso* vom 7. November letzten Jahres.

Undeutlich: ein Porträt von Roczinski. Darüber: *El redactor de Television que se perdiera, regresô de la expediôn a las Montanas*. ›Vermißter Fernsehreporter von Bergexpedition zurück.‹ Darunter:

›Der Berichterstatter des deutschen Fernsehens, der nach dem Unglücksfall vom 2. 11. verschwunden war, ist gestern überraschend in Lima eingetroffen.

Der Sportfliegerverband *Aero Club de Colliques* hatte bereits eine Suchaktion eingeleitet.

Wie bereits gemeldet, fanden am 2. November die beiden Mitarbeiter des Reporters in der Nähe von Nazca aus bisher unbekanntem Gründen den Tod!<

»Das war ein Kugelblitz!« – der Fall war klar, für den Major. »Eine ungeheuer starke Entladung. Oben in der Sierra gibt es im November häufig Gewitter.« Ein Gewitter aus heiterem Himmel?

Über das Wetter zur Stunde des Unglücks wußte der Major nichts.

Wir wußten es, wir hatten das Filmmaterial gesehen: stahlblauer Himmel, winzige Stratozirren. Nur der Horizont im Westen war zerrissen und rot.

»Ja, eine tragische Geschichte!« Der Major fuhr sich über die schwitzende Stirn, lockerte den Knoten am Hals. »Wir flogen also runter nach Süden. Aber in Nazca stand die Sportmaschine friedlich auf der Piste, inmitten von Neugierigen. Auch die Polizei stand dabei.

Wir landeten, sprachen mit den Leuten. Einer wußte etwas von einem Jeep. Wir fanden den Besitzer. Der war schon bei der Polizei gewesen. Dann fing die Suche an.

Aus tausend Meter Höhe hat man einen guten Überblick. Ein Jeep macht deutliche Spuren in der Pampa – hin und zurück. Wir flogen über die Barriere zur westlichen Ebene. Da liegt ganz am Ende ein seltsames Plateau. An den Hängen sind Figuren eingegraben, die sieht man nicht von unten, aber wir Flieger kennen sie. Das sind riesige Zeichnungen großköpfiger Gestalten, wir nennen sie »die Eulenmenschen«. Da führt kein Weg mehr hin, keine Straße. Deshalb war die Bergung der Leichen sehr mühsam und zeitraubend.«

»Eine Frage, Herr Major, haben Sie oben auf dem Plateau dunkle, runde Flächen bemerkt, drei Kreise, Durchmesser

dreißig Meter, wie... wie verbrannt...?« Der Major sah mich etwas entgeistert an. »Kreise? – Nein. Keine Kreise. Geometrische Figuren schon, Dreiecke, helle Flächen mit sternförmigen Linien, fast so wie unten in der Pampa Colorada.«

»Aber keine Kreise?«

»Keine Kreise, nein!«

Der Major bedauerte, daß heute Feiertag war, wir hätten sonst hinfliegen können. In vier, fünf Stunden ist man wieder zurück. Die Stunde zu zwanzig Dollar. Wirklich schade. Er habe gute Piloten und gute Maschinen. Zum Teufel mit diesem Feiertag. Aber übermorgen vielleicht.

Wir flogen nicht nach Nazca – weder an diesem Tag noch ›übermorgen‹.

Wir waren ja gestern erst von dort zurückgekehrt, hierher nach Lima.

Zwischen den ausgewaschenen, bleichen, lehmigen Bergen über der Stadt gab es grüne Oasen – allerdings nicht für jedermann. Hohe Mauern mit Stacheldraht, ein Blockhaus mit Schlagbaum, drei bewaffnete Pförtner im Sheriff-Look. Wir wiesen uns aus, der Taxifahrer nannte eine Referenz, der Schlagbaum ging hoch. Ein Club.

Die Thermik zwischen den hellen, gleißenden Berghängen sorgte für Sonne und blauen Himmel auch an den trüben Tagen. Ein künstlicher See, ein Wasserfall, Terrassen unter Palmen, Golfplatz, Park und Bungalows – und alles leer und verlassen. Nur einige vereinsamte Stewardessen interkontinentaler Linien langweilten sich am Swimming-pool. Denn Limas Jet-Set hatte heute andere Pflichten, folgte in Zentimeterschritten einem Heiligtum durch die brütende Hitze der Stadt.

Zwei Tage später hatten wir einen Termin bei der Staatspolizei.

Die waren damals, am 8. November, bei Roczinski erschienen. Der wohnte in einem kleinen, schmutzigen Hotel in der Altstadt. Der Portier führte die Uniformierten

hinauf in den zweiten Stock und blieb dabei, in der offenen Tür, unbeachtet, stumm.

Für einen Dollar erinnerte er sich noch deutlich daran: Die Polizei hatte Roczinski gebeten, das Land vorläufig nicht zu verlassen, es würde ermittelt. Der Tod der beiden Ausländer und Roczinskis Flucht erschienen den Behörden suspekt. Man nahm ihm den Paß ab – nur für einige Tage. Eine Formalität. Aber am nächsten Tag war Roczinski verschwunden. Ohne zu zahlen – mit seinem ganzen Gepäck. Nur die Kamera hatte er zurückgelassen. Wir lösten sie aus.

Reporter pflügen mit zwei Pässen zu reisen – für alle Fälle. Nicht nur wegen der Visa für Kairo und Tel Aviv. Ein Verdacht?

Da sterben zwei Menschen – und ein dritter flieht. Entzieht sich der Untersuchung, dem Zugriff der Polizei. Am 16. Oktober schrieb Roczinski in sein Tagebuch: »Wenn die Dinge so liegen, wie es scheint, dann wird es die Reportage meines Lebens. *Irgendwann muß man eben über Leichen gehen...*«

Eine Floskel? Geht ein Roczinski wirklich über Leichen? Wenn er eine Wahrheit verkaufen will, die es vielleicht nicht gibt? Ist das Filmmaterial sein Alibi? Ist es manipuliert? Inszeniert? Ein Trick?

Ein Verbrechen?

Nein, hieß es bei der Staatspolizei. Die Sache ist erledigt, kein Verdacht mehr, der Fall sei abgeschlossen.

Man hatte keine Lust, mit uns zu diskutieren. Es war auch schon zu lange her, es gab Wichtigeres. Der Señor, sagte mir der leitende Beamte, könne seinen Paß wieder abholen. Nur, das Visum sei inzwischen abgelaufen. Der Señor müsse eine Verlängerung beantragen.

»Nicht mehr nötig«, sagte ich dem Beamten. »Der Señor ist tot.«

Es waren sieben Seiten, dünnes Luftpostpapier, blau, kleines Format mit der Aufschrift *Hotel Crillon, Lima, Avenida Nicolas de Pierola*. Das beste Haus am Platz. Dort hatte Roczinski nicht gewohnt. Diesmal nicht.

Die Seiten waren eng beschrieben und lagen hinten in seinem Tagebuch.

Ein Protokoll seiner Erlebnisse.

Er hat versucht, die Tage zwischen dem Unglücksfall und seinem Eintreffen in Lima zu rekonstruieren. Warum? Und für wen?

»8. November.

Es ist kurz nach 23 Uhr. Seit zwei Tagen bin ich hier in Lima, Hotel »Cortez«, Calle Huancavelica 67. Mein Zimmer liegt im zweiten Stock. Es hat die Nummer 216. Ich habe heute morgen unter merkwürdigen Umständen Professor Estrella getroffen.

Morgen fliege ich zurück nach Los Angeles. Ich werde das Material vernichten. Es liegt dort im Internationalen Flughafen, Schließfach B 4 – 37, gegenüber der Information. Zu den Ereignissen des 2. November:

Ich glaube nicht, daß es Zufall war, daß die anderen vorausgingen und daß ich zurückblieb. Ich habe eine Katastrophe erwartet – nicht bewußt, aber ich habe sie gehnt. Ich habe die beiden nicht zurückgehalten, die hineinrannten in diesen Hitzeschild, in das Verteidigungssystem der Raumschiffe. Insofern trifft mich Schuld.

Ich erreichte den Ort Nazca. Es war inzwischen Nacht geworden. Um das Flugzeug standen einige Indios, viele

Kinder, auch zwei Polizisten. Ich sah sie kurz im Scheinwerferlicht und fuhr weiter. Ich war nicht in der Lage, Auskunft zu geben. Ich fuhr die Panamerican nach Norden. In irgendeinem Dorf erkundigte ich mich nach einem Arzt. Ich spreche nicht spanisch – nur einige Worte: ›Médico?‹ – Ich fragte die Leute auf der Straße: ›Médico – médico?‹

Es war völlig sinnlos, ich wußte, hier gab es keinen Arzt. Und wozu auch?

Ich hätte die Polizei verständigen sollen, das Militär. Ich bog von der Hauptstraße ab, fuhr einen schmalen Weg bergauf, an niederen Häusern entlang, Lehmhütten mit Schilfdach. Indios kamen heraus – ›Médico – médico?‹ Sie verstanden nicht recht.

›Médico – si‹ – einer schien zu begreifen. Er war mit einem Esel gekommen. Er ließ ihn einfach stehen, stieg zu mir in den Jeep: ›Siempre derecho! – Adelante! Geradeaus!‹ Eine Stunde ging es steil bergauf. Dann weiter zu Fuß. Mir kamen Zweifel. ›Médico?‹

›Si si si!‹ – Er sagte, wir hätten es eilig. – ›Rápido – rápido!‹ Ein steiler Pfad zwischen Felsen, über Geröll und Schotter. Kein Licht. Ich taumelte hinter ihm her.

Nach einer halben Stunde glaubte man zu ersticken – wir waren über dreitausend Meter hoch. ›Rapidol‹ In den Fensterlöchern der Hütten brannten Öllampen. Der Schein von Feuer fiel auf die Straße, auf die Mauern, die sie begrenzten.

Eine Gruppe Indios – Neugierige. Sie lachten mich an, waren erleichtert. ›Médico – médico...!‹ Man schob mich hinein. Drinnen herrschte Totenstille.

Auf dem Boden, auf einer Matte, lag ein Mensch. ›Enfermo – esta enfermo‹ – er ist krank. Man brachte Lampen, von überallher Lampen, Talglichter, Kerzen. Und ich erkannte das Gesicht!

Der Mann war weiß, weiß und farblos, seine Haut fast durchsichtig. Er war kahl, hatte weder Wimpern noch Brauen. Ein fremdartiger Blick aus tausendjährigen Augen. Ich kannte das Gesicht.

Er atmete schwer, Schweiß lief über die Stirn, in die Augen, in den geöffneten Mund. Er atmete und schwieg. Ich hatte das Tonbandgerät mitgeschleppt, um nichts im Wagen zu lassen – und die Filmkamera vergessen. Es war alles so sinnlos gewesen.

Ich hielt also dem Unbekannten das Mikrofon vor den Mund – er atmete hastig und schwieg. Ich redete auf ihn ein, es war ziemlich lächerlich, auf englisch, auf französisch.

Das Tonband war auch längst abgelaufen, in Nazca bereits. Die Indios starrten mich an.

›Médico?‹ – Sie haben nach einem Arzt geschickt, der Arzt kommt, tut nichts, hält nur ein Zaubergerät über den Kranken – redet.

Vielleicht hielten sie mich für einen echten Magier – einen Medizinmann.

›Médico – si.‹ – eine Verwechslung. Ein Arzt hätte ihm sicher geholfen – ich habe ihn getötet.

Ein Fieber vielleicht. Die fremden Bakterien einer fremden Welt. Jeder Atemzug von uns ist ein Pesthauch für ihn.

Lichtjahre weit. Lichtjahrzehnte.

Der nimmt seinen Weg durchs Universum, und nun hat er uns nichts zu sagen, schließt die Augen, liegt auf dem Boden einer Indiohütte und stirbt.

Auf die Idee bin ich nicht gekommen, ihn runterzuschleppen zum Jeep und nach Nazca zu bringen – zu seinen Leuten, zu diesen ›Schiffen aus Licht‹.

›*Entweder verehren wir sie wie Götter, oder wir bringen sie um.*‹

Die Sonne geht auf, und ich sage den Indios: Der Mann ist tot – »Muerto – el hombre esta muerto.« Als ob sie's nicht selbst wüßten.

Ich prelle die Wissenschaft um einen interessanten Kadaver. Ich weiß nicht, wie das Dorf heißt, und ich hob' auch vergessen, wo es liegt.

Er starb armselig wie jede Kreatur. Kein kosmischer Übermensch, kein Gigant. In der verkrampften linken Hand hielt er einen Ring – breit und glatt, weiß, vielleicht Silber. Talisman – Hoffnung und Wünsche – eine glückliche Rückkehr von einem barbarischen Planeten.

Die Indios wickelten ihn in Decken, banden ihn auf eine Bahre laus Stangen die Weiber kreischten, die Männer lachten und sangen und tranken aus schmutzigen Flaschen. Der Tod war ohne Schrecken für sie, er war ein Gast, er war ein Geschenk. Sie trugen ihn hinaus vor das Dorf, neben dem trockenen Fluß begruben sie ihn. Dann steckten sie Eukalyptuszweige in die Erde und wanderten heim.

Ich erinnere mich an eine große Müdigkeit. Ich legte mich in die Hütte, auf den Boden, dorthin, wo der andere gestorben war. Und die Indios ließen mich allein.

Die Fahrt zurück nach Lima dauerte den restlichen Tag und die Nacht. Fünfhundert Kilometer, durch Wüsten, über die Berge, auf einer Straße hoch über dem Meer. Ich komme an, und es ist der 6. November.

Für fünfhundert Soles, das sind etwa sechsundvierzig Mark, steckte mir ein Angestellter der Universität San Marcos die Adresse von Professor Estrella zu.

Es folgten lange Verhandlungen. Schließlich bekam ich Besuchserlaubnis für eine Person – ohne Kamera, ohne Tongerät.

Der Kameramann des peruanischen Fernsehens, der das Interview filmen sollte, blieb außerhalb des Gitters, filmte uns mit Teleobjektiven. Das Tonbandgerät lief, aber das Mikrofon lag zu weit entfernt neben dem Tor. Das Material wird nicht zu verwenden sein, aber das ist bereits gleichgültig. Irgendwo sang ein Chor. – Mönche in braunen Kutten beobachteten uns aus einem Fenster im ersten Stock, starrten uns an durch die Gitter.

›El Salvador‹ ist eine geschlossene Anstalt. Estrella wurde am 15. September dort eingeliefert. Auf Betreiben der Fakultät, wie er sagt.

›El Salvador‹ liegt sechshundert Meter über dem Meer. Eine klare, trockene Luft. Ein weiter Blick über die Stadt. Ganz fern ein glitzernder Streifen – das Meer. Aber die Mauern sind zu hoch.«

›El Salvador‹ – wir suchten auf Karten – wir fuhren hinauf in die Berge. Wir fanden es nicht.

Taxifahrer schüttelten den Kopf. Im Pathologischen Institut bedauerte man. Ein Sanatorium dieses Namens sei nicht bekannt.

›El Salvador‹ – der Erlöser.

Kein Angestellter der Universität San Marcos war bereit, uns für fünfhundert Soles – inzwischen nur noch zweiundzwanzig Mark – das Geheimnis zu verraten, das Professor Estrella umgab. Auch nicht für tausend – man verstand uns einfach nicht.

Wir fuhren zum staatlichen Fernsehen.

Wer war der Kameramann, der für Roczinski gearbeitet hat? Wir fragten uns durch – wir fanden ihn wirklich. Er hieß Gianfranco Annichini, wohnte im Vorort Miraflores, La Paz 278 – 301, und hatte das Telefon 23 84 04. Und er war verreist.

Er betreute eine amerikanische Filmproduktion oben in Cuzco. Dort war er Mädchen für alles. Manager, Dolmetscher, Regieassistent und Fotograf. Aber letzteres nur nebenbei. Wir flogen nach Cuzco. Fast alle Plätze der Maschine waren besetzt von alten Amerikanerinnen. Einige besaßen noch Männer. Cuzco muß man gesehen haben und Macchu Picchu, die letzten Bastionen der Inkas, als die Spanier das Land unten am Meer bereits annektiert hatten.

Cuzco besitzt drei Sterne in jedem Reiseführer und lebt von Touristen. Cuzco liegt dreieinhalbtausend Meter hoch. Die Luft ist dünn, die Umstellung schwierig. Man kommt schnell außer Atem.

›Wenn Sie gesundheitliche Beschwerden haben, bitte sagen Sie uns Bescheid. Wir rufen einen Arzt!‹ Dieser Text in drei Sprachen direkt neben dem Zimmertelefon klang nicht sehr ermutigend. Ich las ihn und hatte sofort Beschwerden: Höhenkoller.

Alle Maschinen waren ausgebucht. Ich wußte, hier komme ich die nächsten drei Tage nicht weg. Eingesperrt. Ich schnappte nach Luft.

Greise Amerikaner schlichen offensichtlich beschwerdelos durch die Stadt und hakten auf ihrer Liste die Sehenswürdigkeiten ab.

Ich schluckte Tabletten, nahm ein Taxi und fuhr los.

›Sacsayhuaman.‹ Die Zyklopenstadt hoch über Cuzco. Also noch höher! Die Sonne stand senkrecht über uns. Die Amerikaner machten Drehpause. Um diese Zeit zu filmen, gilt als kriminell, denn bei solchem Licht blickt jeder aus dunkelverschatteten Eulenaugen in die gleißende Landschaft. Gianfranco Annichini war da, tatsächlich. Wir setzten uns auf die gewaltigen Mauern aus tonnenschweren, nahtlos zusammengefügtten Blöcken und versuchten, uns zu verständigen. Schwierig. Annichini war Italiener und sein Englisch so schlecht wie mein Französisch. Dafür sprach er fließend Spanisch und das Ketschua der Indios. Tut mir leid.

Aber dann entdeckten wir durch Zufall eine Verständigungsmöglichkeit: Schwedisch. Er war in Schweden gewesen. Ich auch. Als Schüler. Annichini erinnerte sich an Roczinski, sogar ziemlich gut. Er hatte noch fünfzig Dollar von ihm zu bekommen. Ich war bereit, das zu erledigen. Er quittierte mir den Betrag auf einer leeren Zigarettenpackung. Unter uns lag Cuzco, das letzte Refugium des Inkareiches. Christliche Kathedralen erhoben sich auf dem Schutt einer großen Kultur. Pizarros Werk im Namen der spanischen

Majestäten – und im Namen des gekreuzigten Gottes. »Wo liegt ›El Salvador‹?«

Annichini versuchte eine vage Beschreibung und malte eine Skizze in den Sand. Im Hotel, meinte er, habe er einen Stadtplan, ›Lima und Umgebung‹, vielleicht finden wir's da... Und der Film? Was geschah mit dem Film, den er aufgenommen hat, dort, in El Salvador? Der Film mit Professor Estrella? Annichini wußte es nicht. Er hat nur gedreht und die Kamera zurückgegeben. Er hat das Material nicht ausgelegt, die Rolle also nicht herausgenommen, aus dem Apparat. Wenn Roczinski sie nicht bei sich hatte, damals, bei seinem tödlichen Unfall, wenn sie nicht in dieser alten Tasche zu finden war, die der Schrotthändler Wingard uns verkauft hatte – vielleicht war sie dann immer noch in ihrer Kassette, in der Kamera?

Annichini hatte recht. Drei Tage später, wieder in Lima, fanden wir die Rolle. Sie steckte tatsächlich noch in dieser alten Kamera, die ein ganzes Jahr mehr oder weniger unbeachtet beim Portier dieses drittklassigen Hotels unter dem Schreibtisch gelegen hatte.

Sie war nicht einmal bis zu Ende belichtet; irgendwann, nach etwa sechs Minuten, war abgeschaltet worden. Wir drehten sie durch und brachten sie zur Entwicklung in ein Farblabor: Am nächsten Morgen hatten wir wieder einige Steine für unser Mosaik.

Roczinskis Aufzeichnungen über seine letzten zwei Tage in Lima, Tonbänder mit unverständlichem Gestammel, erhielten plötzlich einen Sinn.

Die zwölfte Rolle:

Ein Indio in brauner Mönchskutte winkt. Roczinski sieht sich um. Dann geht er weiter. Die Kamera folgt. Ein langer Gang zwischen hohen Mauern. Gebrochene Farben, Gelb und Blau. Eine hohe, verwitterte Eichentür. Dahinter ein Innenhof, dunkel, weiträumig, viele Säulen, eine Gruppe Mönche, Blick in ein Kirchenschiff.

Der Weg führt daran vorbei, führt weiter zu einer Art Kreuzgang. An den Wänden bunte Glasuren, Majolika. Eingeschlossen von diesem weitläufigen Viereck: ein Garten. Üppige, tropische Vegetation. Ein Brunnen. Bänke. Wege. Ein Schwarm Tauben fliegt auf, verschwindet über dem Dach. Gedämpft, fremd, wie aus einer anderen Welt, dringt Musik in diesen kleinen Park. Ein Chor übt immer die gleichen melodischen Kadenzten.

Eine Glocke schlägt an, zwei silberhelle Schläge der Uhr: halb zwölf. Sie zerhackt Gottes Ewigkeit in kleine Portionen zu je fünfzehn Minuten.

Nur wenige Menschen wandern durch diesen Park, sitzen herum, stehen am Brunnen, schweigen. Einer sammelt abgefallene Blüten in einen Korb. Große, rote Kelche – schlaff und tot.

Ein Paradies – hinter Gittern. Gitter zwischen den Säulen. Gitter bis über das Dach.

Eine Tür wird aufgeschlossen. Roczinski legt sein Tonbandgerät, sein Mikrofon auf die niedere Brüstung, richtet es nach innen. Auch die Kamera bleibt außerhalb. Das Tor schließt sich hinter ihm. Am Brunnen ein Mann, schmales,

asketisches Gesicht, blaß, ein heller Strohhut, helles Jackett. Roczinski begrüßt ihn. Nur wenige Wortfetzen dringen herüber: »Señor Professor Estrella...?«

»Ich freue mich... freue mich sehr...«

»Sie sprechen sehr gut deutsch...«

»Kennen Sie Berlin, Leipzig, Dresden, Marburg? Ich war da – ja, kenne ich gut, als Student... Yo he estado ahi, si!«

»Señor Professor Estrella... wir haben Sie gesucht. Verstehen Sie – gesucht – Lundquist und ich...«

»Sie haben nichts mitgebracht? Ningun periodico – keine Zeitung – keine Zigarren? You never come to see a friend...«

»Das Telegramm, Señor Professor... Das Telegramm: Die Götter von Nazca...«

»Muy bien. Cigarros, no... bueno...«

Ein Lächeln, Estrella wendet sich ab, unvermittelt, geht einfach davon, hinüber zum Brunnen.

Ein hilfloser Blick von Roczinski zur Kamera hinter dem Gitter, dann folgt er Estrella.

Roczinski schreibt weiter in seinen Notizen auf dünnem, blauem Papier:

»Sie waren hier«, sagt Estrella, »sie waren hier und sind fort. Sie haben sich getäuscht«, sagte er, »getäuscht in uns.« Sie haben unseren Blitz gesehen, damals, den Blitz von Nevada, Hiroshima, Nagasaki... Das Signal für den Kosmos: Hier, ein neuer Planet, Aufbruch einer neuen Zeit – neue Energien.

»Aber es war nur neue Macht, neuer Mord«, sagt Estrella. »Sie haben sich getäuscht. Nur technischer Fortschritt ohne moralische Qualifikation!«

Noch Rolle zwölf:

Das Teleobjektiv wandert über verwischtes Grün, das Gesicht eines Kretins, ein stupider, verwirrter Blick. Der Blütensammler. Dann schwenkt es weiter. Der Strahl der Fontäne zerstiebt auf bleichen Händen. Estrella lacht:

»Oh – mein Deutsch ist schlecht...«

»Aber nein, Señor Professor, im Gegenteil...« Eine lange, nachdenkliche Pause von Estrella, dann völlige Verwirrung:

»Quién es Lundquist – wer ist Lundquist?«

»Axel Lundquist? – Der Schwede! Sie kennen ihn...!«
Aufleuchten, eine Erinnerung:

»Yo lo he visto, si, ich habe ihn gesehen, ja – Sie sind gekommen mit Lundquist. Er war willkommen – ihn habe ich erwartet. Aber Sie? – Was wollen Sie – wer sind Sie...?«

»Roczinski... Ich bin ein Freund von Lundquist!«

»No no no! No amigo, keine Freund! Ich würde Sie kennen. Und Lundquist ist tot – ich habe ihn gefunden, in Nazca...!«
Roczinski wischt diese Ungereimtheiten beiseite:

»Das ist nicht möglich. Man hat mir gesagt, Sie haben dieses Haus seit zwei Monaten nicht verlassen, Herr Professor. Heute ist der siebente November. Das Unglück geschah am zweiten...«

»No no no, es war vor diese Zeit – alles vor diese Zeit... hace mucho, lange, lange her...«

Sie wandern schweigend, beide, unter Palmen, Apfelsinenbäumen, Hibiskus. Einschläfernder Singsang des Chores. Dann wieder das metallische Schlagen der Uhr. Mönche hinter dem Gitter, Indios, die meisten noch Kinder,

klammern sich an die Stäbe, tuscheln und feixen, glotzen herüber.

Roczinski schreibt:

»Abgeschiedenheit und Ruhe – innere Einkehr – Möglichkeiten für Exerzitien – Buße – Meditation. Jeden Freitag zur Kommunion – das gilt für alle! Und allgegenwärtig die Diener der Kirche.

Keine Bücher. Kein Radio. Keine Zeitungen. Seit dem 15. September heute der erste Besuch. Keinerlei Informationen für Estrella hier in ›El Salvador‹. Woher dann diese Erkenntnisse? Woher das Wissen um die Vorgänge draußen...?«

Noch Rolle zwölf:

Die Kamera sucht, schwenkt über Blüten und Gebüsch. Entdeckt schließlich Roczinski und Estrella hinter den Zweigen, verfolgt sie bei diesem letzten Versuch von Aufklärung und Verschleierung. Frage und Antwort: »Wann waren Sie dort...?«

»... in Nazca, ja...«

»Wann waren Sie dort? Wann? – und warum? Sie haben telegraphiert... Wann haben Sie diese... diese ›Götter‹ gesehen?«

»... ja, ja, gesehen, gesprochen... los he visto – y les he hablado... si!«

»Wo? – In Nazca...?«

»Si, si, en Nazca – aqui – hier – en todas partes – überall!«

Roczinski schreibt:

»Das Zeitalter des Feuers«, sagt Estrella. »Wir leben noch im Zeitalter des Feuers. Unsere gesamte Technik dreht sich noch«, wie er sagt, »um fossile Energie – Kohle – Öl: Reste einer versunkenen Vegetation – mehr nicht!«

»Komisch und lächerlich: Automobile, fortbewegt durch eine Folge winziger Explosionen. Selbst unsere Astronauten reiten auf einem antiken Feuerstrahl zum Mond. Feuerwerk! Aber neue unerschöpfliche Energien stehen bereit, uns mit ungeahnten Geschwindigkeiten durch das All zu tragen – und Tausende von Jahren vergehen wie ein Tag.«

Noch Rolle zwölf:

Ein entschwendenes Zitat – Deutschunterricht vor vierzig fahren? Oder Inspiration – eine poetische Anwandlung. Estrella ist stehengeblieben, rezitiert mit leiser Stimme:

»Und manchesmal – manchesmal kommt er herunter – von den Bergen herunter – der Wind und betäubt uns – und es ist der Duft, der Duft von Millionen Blüten...« Resignation.

Roczinski wendet sich ab, geht zum Tor.

Aber Estrella weicht nun nicht mehr von seiner Seite.

Roczinski schreibt:

»Aggression, Zerstörung, Gewalt – das ist unsere Moral«, sagt Estrella. »Und wir tragen sie hinaus in das Universum, das wir »erobern« wollen.«

»Wer ist gefährlicher«, fragt Estrella, »der Cholerabazillus für uns? Oder wir, die Menschen dieser Erde, für den zivilisierten Kosmos?

Was heißt »Recht auf Leben«?« – fragt Estrella. »Auch der Cholerabazillus hat ein Recht auf Leben. Wir haben versucht, ihn auszurotten. Sind wir im Recht?

Das höhere Prinzip entscheidet«, sagt Estrella, »immer und überall!

Und wir sollten uns vorsehen, bei unserem Vorstoß ins All unter dem Zeichen der Gewalt...«

Noch Rolle zwölf:

Mittagsläuten. Nervöses Gebimmel vom Dach. Die Tauben flattern auf – Unruhe. Der Blütensammler kommt, sie kommen alle, diese schweigenden Gestalten, sie streben zum Tor. Das Gitter zum Kreuzgang öffnet sich.

Estrella bleibt stehen, nimmt Roczinski am Arm, hält ihn zurück:

»Siehst du, mein Freund – das ist ihre Moral: Wenn die Götter töten, opfern sie einen der Ihren. Du, mein Freund, hast ihn begraben – bleibst du zum Essen?« Roczinski verneint. Abschied.

Roczinski greift nach seinem Gerät, draußen auf der Brüstung, verläßt den Kreuzgang, geht durch die Halle, das Eichentor, den Gang entlang zwischen den hohen Mauern. Gebrochene Farben – Gelb und Blau. Am Ende des Ganges ein riesiges Kreuz aus rohen Balken, angeschmiedet an der gekalkten Wand.

Roczinski blickt sich um – sieht die Kamera, die ihm folgt, die immer noch läuft – bleibt stehen – winkt ab:

»Halt – ausschalten – stop – termino!« Das Bild reißt ab – unvermittelt – schwarz.

Roczinski schreibt:

Estrella sagt: »Es ist die Angst. Sie sucht Hilfe. Hilfe, die die Erde nicht gewährt. Hilfe und Hoffnung – Zeichen am Himmel.

Wir erwarten das Heil, die Botschaft der Wissenden, den Frieden, das Glück – aber sie brachten uns kein Heil, keine Botschaft, keine Erlösung.

Sie waren hier«, sagt Estrella, »aber nichts geschah, was uns aus der Bedrängnis führen könnte. Sie waren hier und sind fort. Sie werden wiederkommen...«

Hier enden – ziemlich abrupt – die Aufzeichnungen Roczinskis.

Der Fall Estrella erscheint uns rätselhaft. Wir haben das Bildmaterial gesehen, den Ton gehört, wir sahen Roczinski kommen und gehen.

Aber wann hat Estrella das alles zu ihm gesprochen? Wann hat Roczinski das alles, was er da schreibt, von Estrella erfahren?

Ein unscheinbares Tor in einer endlosen Mauer ohne Putz. Kein Schild, kein Hinweis. Das war ›El Salvador‹, ›Der Erlöser‹.

Kahle, gelbliche Berghänge ringsherum. Kein Duft von Millionen Blüten wehte hier herunter – nur Staub! Auf der anderen Straßenseite begannen die Slums von Rimac. Lehmziegel und Wellblech, Unrat, Jauche, beißender Qualm der offenen Feuerstellen, Kindergeschrei, Gestank.

An dieser Mauer, an diesem Tor sind wir schon mehrfach vorbeigefahren auf der Suche nach ›El Salvador‹. Bereits vor unserem Flug hinauf nach Cuzco.

Ein alter Indio öffnete uns. Er trug die braune Kutte der Franziskaner und hieß uns willkommen. Wir traten ein. Überall sah ich Längstbekanntes: der Gang mit dem Kruzifix aus unbehauenen Balken, diese gebrochenen Farben, Gelb und Blau, die düstere Halle mit ihren unförmigen Säulen, die Kirche, der Kreuzgang, der vergitterte Garten. Wieder flatterten die Tauben auf, schlug die Uhr über dem Dach halb zwölf, übte der Chor seinen Singsang. Aber diesmal sammelte keiner die roten Blüten ein, diese schlaffen, toten Kelche auf den Wegen.

Die Sonne fiel senkrecht in das tropische Grün, dieses Hofes. Die Patienten saßen im Schatten, regungslos, apathisch, schweigend. Und das Gittertor zu ihnen stand offen. Kein Aufseher ließ sich blicken, kein Wärter, kein Engel mit dem Flammenschwert. Das Paradies war unverschlossen. Man konnte es verlassen – man konnte es betreten. Wir wanderten unter Palmen und Hibiskus. Der Indio-Frater zeigte uns die

Goldfische im Brunnen, monströse Tiere mit häßlichen, weißen Flecken auf ihren aufgedunsenen Bäuchen. Das Wasser der Fontäne war kalt. Der Mönch fing es auf mit den Händen, zeigte uns, es sei klar und frisch, und man könne es trinken. Er pflückte eine Apfelsine vom Baum, reichte sie uns.

Zwei alte Männer starrten uns an mit wirrem Blick. Der Frater lachte, klopfte den beiden auf die Schulter, redete auf sie ein – keine Reaktion. Sie glotzten uns nach. Ich suchte Estrella.

Die Führung ging weiter. Ein Refektorium mit kostbaren Gobelins, mit alten, dunklen Bildern, mit Vitrinen: Kruzifixe und Monstranzen, Kelche, Schreine, Kassetten. Nicht zu taxierende Werte.

Ich hatte immer noch den beißenden Rauch der Slums in der Nase.

»El museo – museo!« – ja, ja, wir verstanden ihn schon, das Museum, die Schatzkammer.

Freunde, macht ein Schild an euer Tor, setzt einen Stern in den Stadtplan, drei weitere in jeden Reiseführer und ihr habt ausgesorgt. Der Strom der amerikanischen Touristen, der dieses Peru ständig überschwemmt, reißt auch bei euch nicht ab. Aber baut eine hohe Mauer vor die Slums!

Es ging nach unten, in die Krypta.

Wir waren nicht die einzigen, die da hinunterstiegen. Eine Familie mit vier halbwüchsigen Töchtern tastete sich vor uns durch dieses düstere Labyrinth. Ein Indio-Knabe in brauner Kutte führte sie. Er war verlegen, vielleicht hatte die Anwesenheit der Mädchen ihn verwirrt.

Er übergab seine Lampe unserem Frater und verschwand. Die Familie wirkte spanisch, das waren keine Touristen. Vielleicht hatten sie gerade einen lieben Verwandten hier abgeliefert, einen ›Patienten‹.

Der Schein der Lampe fiel auf Brunnen, runde Schächte, Zisternen. Der Frater behauptete, sie seien über fünfzig Meter tief. Sie waren versiegt, vor Jahrhunderten schon. Und nun waren sie angefüllt bis zum Rand mit den Gebeinen zahlloser Generationen.

Ein Künstler war da am Werk gewesen: Die Schädel lagen am Rand, sauber ausgerichtet, und blickten zur Mitte. Dort bildeten Beckenknochen eine Rosette. Dazwischen, wie die verwobenen Speichen eines Rades, Rippen und Schenkel. Unter dem Hochaltar der Kirche lag eine Kapelle. Die weißgekalkten Wände zierten anmutige Ornamente aus Rückenwirbeln, Schulterblättern und Fingerknochen. Der Indio-Frater weidete sich an unserem Entsetzen. Er lächelte zufrieden, ließ den Strahl seiner Lampe genießerisch über die bleichen Gebeine wandern. Nur das hysterische Gekicher der halbwüchsigen Mädchen störte ihn. Das füllte so alle Ecken und Winkel des verzweigten Gewölbes mit seinem Echo. Es steckte an. Die grausige, ehrfürchtige Beklemmung wich. Die Szene wandelte sich zu makaberer Komik. Diese Skelette, waren das alles Mönche? Oder Indios, die sich nicht bekehren lassen wollten? Oder Patienten? Der Frater nahm einen Schädel zur Hand und nickte – -aber er verstand uns nicht.

Der Vater der Mädchen antwortete in spanischem Englisch: »No – all this visitors – todos!« – alles Besucher! Er lachte, die Mädchen kreischten. Damit war die Führung beendet.

Im ersten Stock erwartete uns der Pater Superior. Auch hier wertvolle Gobelins, kostbare Bücher. Wir machten ihm

Komplimente, nannten sein Kloster ein einzigartiges Museum, fragten, warum er seine Schätze der Öffentlichkeit vorenthielt.

Er winkte ab. Wer hier Ruhe suche, der solle sie finden. Uneingeschränkte Ruhe. Die Tauben auf dem Vordach schlugen mit Trippelschritten einen nervösen, scharrenden Takt auf das Blech. Der Pater Superior stand auf und verjagte sie mit einer sanften Geste. Unten lag der immergrüne, paradiesische Garten. Der Brunnen plätscherte in steter Verschwendung, gespeist von der einzigen Quelle dieses Berges. Die Patienten saßen wie Puppen und bewegten sich nicht. Das Gittertor stand immer noch offen. Da fragte ich schließlich nach Professor Estrella. Das war offensichtlich kein Thema, das unseren alerten Gastgeber sehr beglückte. Es schien, als habe er plötzlich etwas Saures im Mund.

»Ach, deshalb sind Sie gekommen – deshalb!« Er stand auf, wanderte herum, wischte so nebenbei unsichtbaren Staub vom Tisch. »Ich bitte Sie, der Fall ist doch erledigt. Er ist bis heute nicht mehr aufgetaucht, das ist alles...«

»Er ist verschwunden?«

»Das wußten Sie nicht? Ja, er ist weg, fort, seit über einem Jahr. Lange her, ich dachte, das sei erledigt, und jetzt kommen Sie und fragen.

Nun, ein Mann wie Estrella, er kann bei uns kommen und gehen, wie er will. Schön, er ist gegangen, man hat ihn gesucht, überall, nirgends gefunden. Vielleicht ist er tot – oder im Ausland. Was ist daran so sensationell?«

Sensationell? Wie man es nimmt.

Es ist sicher leicht, in dieser Stadt zu verschwinden, in diesem Land. Auch ein Roczinski verschwand trotz Polizeiüberwachung. Er nahm sich ein Ticket, das er nicht bezahlte, und flog mit einer normalen Linienmaschine über Mexico-City nach Los Angeles.

Sensationell am Verschwinden Estrellas war zumindest der Zeitpunkt. Wenige Tage nach Roczinskis Besuch. In der Nacht vom 11. zum 12. November. Gegen halb zwölf. Halb zwölf Uhr nachts.

Das Tor stand offen, das unscheinbare Tor in dieser unverputzten, endlosen Mauer neben den Slums von Rimac. Estrella war fort. Nachts halb zwölf.

Lima liegt ungefähr auf dem Längengrad von New York, die Zeitzone ist die gleiche. Es war also dreiundzwanzig Uhr dreißig Eastern-Time. In Los Angeles war es – drei Zeitzonen weiter westlich – zwanzig Uhr dreißig Pacific-Time. Und um zwanzig Uhr dreißig Pacific-Time stürzte der Fernsehreporter Will Roczinski mit seinem Wagen von der Brücke des San Diego Freeway nördlich von Santa Ana und starb. Am gleichen Tag – zur gleichen Stunde? Der eine verschwindet – der andere stirbt?

Na, schön. Manchmal gibt es eben wirklich noch seltsame Zufälle im Leben. Aber einen Zusammenhang sah ich nicht. Noch nicht.

Zwei Tage später allerdings sah diese ganze Geschichte doch höchst merkwürdig aus.

Wir waren zurückgeflogen nach New York, dann nach Washington zur Redaktion. Viel war nicht mehr zu tun in Sachen Roczinski, da war nichts mehr zu erwarten. Unsere Reise durch diese barbarische Welt näherte sich ihrem Ende. Gordon, den Oberst vom Pentagon, den UFO-Spezialisten, traf ich natürlich wieder bei *Bradis*. ›Ausnahmsweise‹ sei er mal wieder da – dieser Heuchler. Ausnahmsweise trank ich mit ihm einen Scotch – noch einen. Es gab eine Menge zu erzählen. Das heißt, Gordon hörte mir zu.

Ich hatte nichts aufgeklärt, hatte keine Lösung anzubieten für diese Geschichte. Man konnte die Dinge so – aber auch anders deuten. Vieles blieb rätselhaft, manches unverständlich, einiges unglaublich.

Skeptiker, da bin ich sicher, finden auf alle offengebliebenen Fragen ohne weiteres das, was sie selbst vernünftige und reale Erklärungen nennen. Nichts war also bewiesen!

Auch der Tod von Roczinski bot noch genügend Stoff für Spekulationen. Wingard hatte gesagt, Roczinski sei das Opfer der Extraterristen geworden, ziemlicher Unsinn, fand ich noch immer.

Aber war es wirklich nichts als ein Unfall? Oder war es Selbstmord?

Hatte Roczinski versucht, sich und die Tasche mit den ›gewissen Beweisen‹ gemeinsam zu vernichten? Und warum? Auch andere scheitern hin und wieder an selbstgestellten Aufgaben.

Nicht einmal für den Tod des Unbekannten in dieser Indiohütte hatte er Beweise. Weiß Gott, wer da wirklich gestorben war, wen die Indios tatsächlich beerdigt hatten.

Schmerzlich, festzustellen, daß man nicht zu den Erwählten gehört. Wo ihm doch offensichtlich so sehr daran lag. Seine ›Götter‹ waren ihm nicht erschienen – oder doch? Doch noch? An diesem 11. November?

Gordon suchte in seiner Brieftasche herum. Irgendwann in den letzten Wochen war eine Meldung auf seinem Schreibtisch gelandet. Er hatte sie fotokopiert.

Wie alle entsprechenden Lokale in den Staaten war *Bradis* eine dunkle Höhle – dunkel und kalt. Das galt als gemütlich. Denn bei dieser Art der Beleuchtung sah man die Falten der älteren Damen nicht so genau. Auch die Getränkepreise waren nicht so recht zu entziffern. Ich schnappte mir Gordons Feuerzeug und studierte den Schrieb.

Herausgegeben vom ATIC. Ein Stempel: *Classified* mit zwei Unterschriften. Das Schreiben war also geheim! »He, Colonel, hier steht *Classified* – Sie haben wohl vor nichts mehr Respekt?«

»Nicht geheim – nur vertraulich. Verschlusssache. Außerdem nicht mehr sehr aktuell – der Bericht ist alt, schon über ein Jahr. Ich kann's verantworten!«

Es war die letzte Meldung über UFOs, die auf seinem Schreibtisch gelandet war.

Ich las, und dann war der ganze Scotch plötzlich raus aus meinem Schädel, auf und davon.

Mir war verdammt heiß geworden – trotz der Air-condition, die diesen Raum in eine verräucherte Gruft verwandelte. Dabei war das Ganze nur eine trockene, sachliche Meldung. Vom 12. November letzten Jahres.

Nur in der Kombination von Datum und Uhrzeit...: ›In der Nacht vom 11. zum 12. November... Dreiundzwanzig Uhr dreißig Eastern-Time...‹ Immer noch Zufall?

Das Verschwinden Estrellas? – Der Tod Roczinskis? Diese Meldung? Gleicher Tag – gleiche Stunde...? »Kann ich das Schreiben behalten?«

Gordon grinste. »No, sorry – das ginge zu weit: classified!« Er faltete die Kopie wieder zusammen, steckte sie ein. »Keine

Meldung für euch, das wäre nur noch eine Pointe für eure Geschichte, mehr nicht. Forget it!« – Vergiß es!

Der Text der Meldung lautete – ungefähr –, ich zitiere aus dem Gedächtnis:

Das Frühwarnsystem der Vereinigten Staaten ortete in der Nacht vom 11. zum 12. November gegen dreiundzwanzig Uhr dreißig Eastern-Time drei unbekannte Flugobjekte, die mit großer Geschwindigkeit den Golf von Mexico überquerten und über dem nordamerikanischen Kontinent eine extreme Höhe erreichten.

Der Radarkontakt brach ab gegen dreiundzwanzig Uhr fünfunddreißig.

Die US AIR FORCE registrierte die Objekte als ›nicht identifizierbar‹ unter der Nummer 1679.

X

An Stelle eines Nachwortes

danke ich allen, die das Erscheinen dieses Buches unterstützt haben – besonders jenen Wissenschaftlern, hier und in den USA, die mir Einblicke in den gegenwärtigen Stand ihrer Forschungen ermöglichten und die es mir gestattet haben, sie zum großen Teil wörtlich zu zitieren.

Der Fernsehfilm »Die Delegation« war vier Monate nach der Rückkehr von unserer Amerikareise fertiggestellt und wurde vom Zweiten Deutschen Fernsehen am 9. September gesendet. Am 9. September...

Nach der Sendung läutete das Telefon den restlichen Abend – bei mir zu Hause, auch beim ZDF. Eine Flut von Briefen brach über uns herein, auch über das – erdachte – »aktuelle forum«. Die Zuschauer wollten mehr erfahren – über Roczinski, über die UFOs, über diese Delegation. Eine Frage tauchte immer wieder auf: Was war nun echt? Was war erfunden? Die Ausführungen der Wissenschaftler sind im Film, wie auch hier im Buch, authentisch. Die rekonstruierten Szenen, denen zum Teil tatsächliche Begebenheiten zugrunde liegen, wurden von Darstellern gespielt, auch von Laien, von Passanten – je nachdem. Die Rolle des Will Roczinski hatte der bekannte Schauspieler Walter Kohut übernommen. Aber die Hauptfrage des Films – »Sind sie wirklich hier gewesen?« –, die konnte weder der Film noch ich, noch das ZDF befriedigend beantworten. Wir selber hatten ja diese Frage gestellt, um zu provozieren, um zum Nachdenken anzuregen – über unseren »Alleinvertretungsanspruch gegenüber der Schöpfung«, wie ich Roczinski in seinem Tagebuch formulieren ließ. Drei Tage

nach der Sendung klingelte wieder das Telefon. Es war bereits Mitternacht. Ich schlief neben gepackten Koffern. Am nächsten Morgen mußten wir nach Las Palmas fliegen. Dort erwartete uns die »Santa Rosa«, ein älterer Frachter der Hamburg-Süd-Reederei. Eine achtzehnteilige ' Sendereihe aus der Arbeitswelt der Handelsschifffahrt stand auf dem Programm: »Jan Billbusch«.

Das Telefon riß mich also aus dem Schlaf, der Anrufer meldete sich mit unüberhörbarem Berliner Akzent: »Hallo, sind Sie der, der beim Fernsehen arbeitet?«

»Ich bin Filmemacher, wie das heute heißt. Und Sie sind Schauspieler?«

Es war kein Schauspieler. Er war Agent. Agent für Literatur, hieß Gustav Greve und vertrat Autoren, Dichter, Schriftsteller, Drehbuchschreiber. Aber er wollte mir offenbar keinen Filmstoff verkaufen, nachts gegen zwölf.

»Eher im Gegenteil! Ich habe Ihren Film gesehen, »Die Delegation. Ich wollte Sie etwas fragen: Haben Sie nicht Lust, aus diesem Film ein Buch zu machen?«

Nein, dazu hatte ich keine Lust. Natürlich kann man das Drehbuch drucken und veröffentlichen – aber wozu? Den Film hatten nun Millionen gesehen, wozu ihn also noch »lesbar« machen?

»Dann schreiben Sie doch, wie dieser Film entstanden ist!« Dieser Gustav Greve war nicht abzuwimmeln. Wie ist dieser Film denn entstanden? Wie entsteht ein Film? Man hat den Einfall für eine Geschichte, zum Beispiel für die Geschichte eines Will Roczinski: »Die Delegation«. Man bringt sie zu Papier und versucht, bei Produktion und Sender Interesse dafür zu wecken. Wenn man den Auftrag hat, schreibt man das Drehbuch – das dauert etliche Wochen. Dann plant man und kalkuliert, sucht Darsteller aus und Motive, dreht schließlich und schneidet; das dauert viele Monate. Und wenn man Glück

hat, ist etwa zwei Jahre nach der ersten Idee der Film schließlich fertig. Das ist alles. Was ist daran so sensationell – oder auch nur lesenswert?

Aber irgendwann hatte ich dann eine ganz andere Idee: Warum sollte ich nicht beschreiben, wie dieser Film »Die Delegation« entstanden sein könnte...?

R. E.

Gibt es intelligentes Leben auf anderen Sternen?

Sind UFOs etwa doch keine Erfindungen von Phantasten und Spinnern?

Will Roczinski war merkwürdigen Ereignissen auf der Spur – und noch merkwürdigeren Leuten.

Er drehte Filme, interviewte Zeitgenossen – und starb ganz plötzlich.

Ein Kollege, Fernsehmann wie er, rekonstruiert die letzten Tage des Reporters, hört Tonbänder ab, liest Tagebuchnotizen und macht dabei sensationelle Entdeckungen. Wer war schuld an Roczinskis Tod? Löst man mit dieser Frage auch das Rätsel der UFOs?